

Marie-Christin Lercher und Annegret Middeke (Hg.)
Wider Raster und Schranken

erschienen in der Reihe Universitätsdrucke Göttingen 2006

Marie-Christin Lercher
Annegret Middeke (Hg.)

Wider Raster und Schranken:
Deutschland – Bulgarien – Österreich
in der gegenseitigen Wahrnehmung

Wissenschaftliche Beiträge, Essays, Unterrichtsprojekte



Universitätsverlag Göttingen
2006

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Gedruckt mit Unterstützung des Austrian Science Office Sofia, des Deutschen Akademischen Austausch Dienstes sowie der Österreich Kooperation.

Lektorat und Korrektorat: Annett Eichstaedt und Julia Schmidt

Satz und Layout: Annegret Middeke

Umschlaggestaltung: Kilian Klapp, Maren Büttner

Titelabbildung Donaukarte „Nova Exactissimaque Descriptio Danubii“, Gerardus de Iode, Antwerpen, 16. Jahrhundert. Originalmaße 9600x3200 mm

Aus der Kartensammlung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Signatur MAPP 5830

© 2006 Universitätsverlag Göttingen

ISBN 3-938616-46-6

Inhalt

Vorwort/Предговор

Grußworte von **Olga Deleva, Lothar Jaschke, Dagmar Blei**

Gergana Georgieva/Thomas Magosch

Prolog: Scheuklappenstrandgespräche..... 1

Dorothea Spaniel-Weise

Länderbilder, Images und Stereotype aus der Sicht der empirischen

Sozialforschung 11

Peter Gstettner

Minderheiten in der Demokratie – die Mühen der Toleranz..... 21

Roger Fornoff

Ins innere Bulgarien reisen. Zum psychoanalytischen Verständnis

von Fremdheit 31

Robert Menasse

Von Plovdiv nach Wien. Oder: Die Geburt des Romans aus dem

Geist des Nachrufs 41

Snejana Boitcheva und Studierende der U Schumen

Das Karikieren als Verfahren der Depotenzierung des Erhabenen und

Vollkommenen: Thomas Bernhards „philosophisches Lachprogramm“..... 47

Annegret Middeke

Zur literarischen Persönlichkeit Penčo Slavejkovs: Autokonstruktion
und -inszenierung als bulgarischer Goethe 55

Radoslava Minkova

Selbstbild, Fremd- und Feindbilder in der Kriegsprosa von
Jordan Jovkov 69

Ursula Walther

Kulturstandards und Kulturschock in Angelika Schrobsdorffs Roman
Die Reise nach Sofia 79

Zwetelina Pantscheva

Das Bulgarienbild in Michael Buselmeiers „bulgarischem Tagebuch“
Die Hunde von Plovdiv 89

Snejana Boitcheva

Verbrechen in Euphemismen verkleidet. Zum Bulgarienbild in
Ilija Trojanows Roman *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall* 97

Thomas Frahm

Eine Welt vor dem Geld. Andere Gründe für den Transformations-
schmerz der osteuropäischen Staaten am Beispiel Bulgariens 105

Joachim Hanke

Gulliver in Bulgarien? Problemfelder der interkulturellen Kommunikation
in westlich geleiteten Unternehmen Bulgariens 113

Darina Genadieva

Fremde Sprachbilder in Phraseologismen mit unikalen Elementen 123

Ivanka Taneva

Kritische Anmerkungen zum Aspekt „Geschichte“ in den
DaF-Lehrwerken *Tangram, em* und *Deutsch ist in* 131

Anja Centeno García und Studierende der U Plovdiv

Projektdokumentation: Bilder im Kopf. Oder: Die verflixte selektive
Wahrnehmung 143

Marie-Christin Lercher und Studierende der U Plovdiv

Projektdokumentation: Dobre Došli im Paradies. Oder: Zum
Fremdbild in Bulgarien-Reiseführern 155

Annegret Middeke und Studierende der U Plovdiv

Projektdokumentation: „Pressespiegel“ – Bulgarien und Deutschland
in der gegenseitigen Berichterstattung 169

Pavlina Fitcheva

Dokumentation: Das Roma-Ausbildungszentrum in Rakovski 183

Autorenverzeichnis 189

Vorwort

hier kommt man sich vor wie franz von assisi im aquarium, lenin im prater (oder oktoberfest), eine chrysantheme im bergwerk oder eine wurst im treibhaus.

(Bertolt Brecht)

Was ist zum Beispiel ein Fremder? (...) Ein Fremder wird hier durch Gesetze gemacht. Es gibt Fremdengesetze. Ob ich mich fremd fühle, fragt mich keiner. An der Grenze fragt mich keiner: Fühlst du dich in Österreich zuhause. Die Zöllner wollen meinen Pass sehen.

(Dimitré Dinev)

Ich glaube, in meinem Alter hat man Zeit genug gehabt, sich daran zu gewöhnen, dass Österreich gerade für Deutschland unterhalb der Wahrnehmungschwelle liegt.

(Robert Menasse)

In den Zitaten des deutschen, des bulgarischen und des österreichischen Schriftstellers klingen sehr unterschiedliche Aspekte des „Fremden“ an: das subjektive Gefühl des Dissoziiert- und Deplatziertseins, die durch Gesetze staatlich geregelte Ausländerfrage, die Reflexion der eigenen nationalen Identität und deren Wahr-

nehmung durch die „Anderen“. Auch die zahlreichen wissenschaftlichen Alteritätsdiskurse (der Xenologie, interkulturellen Hermeneutik, Stereotypenforschung, Kognitionspsychologie usw.) beziehen sich auf die verschiedensten Gegenstände, die alle „das Fremde“ meinen: andere Kulturen, die Mitmenschen, das Un- und das Unterbewusste, das Fremde der symbolischen Ordnungen usw. Ein gemeinsamer Ausgangspunkt für das Aufdecken und Festschreiben des Differenzbewusstseins ist das Bedürfnis nach Identitätsbildung und -absicherung, das gemeinsame Ziel jedoch sollte nicht das Beharren auf dem Eigenen, geschweige denn der von Tzvetan Todorov an der „Eroberung Amerikas“ exemplifizierte hermeneutische Sieg über den Anderen sein, sondern die auf Toleranz gründende, möglichst konfliktfreie Interaktion zwischen den Menschen und ihren Kulturen.

Der vorliegende Band versammelt wissenschaftliche Beiträge, Essays und Projektdokumentationen, die auf der internationalen Konferenz „Wider Raster und Schranken: Deutschland – Bulgarien – Österreich in der gegenseitigen Wahrnehmung“ (28.04.-01.05.2004 in Plovdiv) vorgestellt und diskutiert wurden. Die Konferenz sollte eine Plattform des interkulturellen Dialogs sein, der dazu beiträgt, vorgefertigte Raster und Schranken, seien es die sichtbaren oder die unsichtbaren (aber nicht weniger realen) in den Köpfen, bezüglich der (fast) benachbarten und doch unterschiedlichen Kulturen Deutschlands, Bulgariens und Österreichs abzubauen.

Ein besonderes Anliegen war es deshalb, den Dialog nicht nur über Länder- und Wissenschaftsgrenzen, sondern auch über universitäre Hierarchien hinaus zu führen. Zu den KonferenzteilnehmerInnen gehörten sowohl DozentInnen als auch StudentInnen verschiedener Fachrichtungen aus den drei Ländern, Journalisten, KulturmittlerInnen wie DAAD- und ÖsterreichlektorInnen, VertreterInnen des ASO, der Österreichischen Botschaft, des Deutsch-Bulgarischen Kulturvereins und viele andere mehr. Die StudentInnen der Fachrichtungen Deutsche Philologie an der Universität Plovdiv und Deutsch als Fremdsprache/Transkulturelle Germanistik an der TU Dresden haben sich im Rahmen der vom DAAD geförderten Germanistischen Institutspartnerschaft in thematisch abgestimmten Lehrveranstaltungen und Unterrichtsprojekten ein Semester lang auf die Konferenz vorbereitet.

Die Vorträge fanden an drei Tagen in der Begegnungsstätte des Landes Sachsen-Anhalt statt. An den Abenden gab es einmal im Garten des Deutschen Lesesaals, einem „Wiedergeburtshaus“ in der schönen Plovdiver Altstadt, den von Ivanka Taneva, unserer Kollegin am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Universität Plovdiv, zusammen mit Plovdiver StudentInnen organisierten Tanzworkshop „Tänze können Brücken bauen“ und einmal eine Lesung des österreichischen Schriftstellers Robert Menasse. Den Abschluss bildete eine von Plovdiver StudentInnen angebotene Stadtführung mit anschließendem geselligem Beisammensein. Wie im Konferenzsaal war auch bei den Rahmenveranstaltungen, die in

ihrer Verschiedenartigkeit das ihre zum „Wider Raster und Schranken“ beitragen, das Publikum bunt gemischt.

Die Heterogenität der auf der Konferenz und im vorliegenden Konferenzband versammelten Textsorten (wissenschaftliche Beiträge, Essays, Dokumentationen von Unterrichtsprojekten), Themen und Aspekte der Wechselbeziehungen zwischen den drei Kulturen (kultur-, literatur- und sprachwissenschaftliche, pädagogische, didaktische, wirtschaftswissenschaftliche usw.) entspricht der Vielfalt und Komplexität des Gegenstands; das Verbindende ist, dass es sich um engagierte Beiträge handelt, in denen ein aufrichtiges Bemühen nicht nur um die „gegenseitige Wahrnehmung“, sondern auch um Verständigung und Verstehen sichtbar wird. Exemplarisch sei nur auf die Beiträge von Peter Gstettner, dem Klagenfurter Professor für Erziehungswissenschaft, und Pavlina Fitcheva, der Plovdiver Germanistikstudentin, hingewiesen, die aus verschiedenen Perspektiven – der eine als internationaler Friedensforscher, die andere als ehrenamtliche Mitarbeiterin in einem Roma-Integrationsprojekt in Bulgarien – nicht nur über die „Mühen der Toleranz“, sondern auch über deren dringendes Erfordernis und die bestärkenden Erfolge in der Praxis berichten.

Unser Dank gilt dem DAAD, der Österreichkooperation, dem ASO Sofia, der Österreichischen Botschaft Sofia und der ProCredit Bank Bulgaria AD für die finanzielle Unterstützung sowie der Begegnungsstätte des Landes Sachsen-Anhalt e. V. und dem Deutschen Lesesaal des Goethe-Instituts in Plovdiv für die großzügige Bereitstellung der Räumlichkeiten. Ein weiteres Dankeschön möchten wir unseren Plovdiver KollegInnen und StudentInnen am Lehrstuhl für Deutsche Philologie sowie den KollegInnen, vor allem den an den Konferenzvorbereitungen beteiligten Praktikantinnen der TU Dresden aussprechen, die zu einem allgegenwärtigen „Wider Raster und Schranken“ beigetragen haben. Herzlich zu danken ist auch denen, die mit unermüdlichem Fleiß bei der Herstellung des Sammelbands geholfen haben: Mariana Tcholakova, Peter Plener, Ludger Grenzmann und ganz besonders: Samuel Denonne für seine kompetente Hilfe bei der Behebung jeglicher computertechnischer Probleme sowie Annett Eichstaedt für das aufmerksame und kritische Korrekturlesen der Texte.

Marie-Christin Lercher und Annegret Middeke

Предговор

Настоящият сборник съдържа научни статии, есета и проектни документации, които бяха представени и дискутирани на международната конференция „Срещу клишета и предразсъдъци: Германия – България – Австрия във взаимното си разбиране“ (28.04.-01.05.2004 г. в гр. Пловдив). Конференцията стана платформа

на диалога между културите и допринесе за преодоляването на предварително насадени клишета и погрешните представи в главите на хората, били те видими или невидими (но не по-малко реални) по отношение на съседните, но все пак различни култури на Германия, България и Австрия.

Конференцията бе специално начинание, което направи възможен диалога не само въпреки държавните и научните граници, но и въпреки университетските йерархии. Участници в конференцията бяха както преподавателки, така и студентки от различни специалности в трите държави, журналисти, представителки на културните кръгове, както и лекторки на Германската Служба за Академичен Обмен и на Службата за академичен обмен на Австрия, представителки на Австрийското посолство, на Германско-Българското културно дружество и още много други.

Разнообразието на представените на конференцията и в настоящия сборник видове текстове, теми и аспекти на взаимодействието между трите култури (културни, литературни, езикови, педагогически, дидактически, стопанско-научни и т. н.) отговаря на многообразието и сложността на предмета; свързващото е, че тук става дума за ангажирани статии, в които се вижда истински стремеж не само към взаимно възприемане, но и към разбиране.

Изказваме благодарност на всички, които помогнаха за успеха на конференцията и на настоящия сборник, и допринесоха за това, щото „срещу клишетата и предразсъдъци“ да получи едно актуално звучене.

Мари-Кристин Лерхер и Анегрет Мидеке

Grußworte von Olga Deleva, Leiterin des Lehrstuhls für Deutsche Philologie der Universität Plovdiv

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studentinnen und Studenten!

Menschen haben immer schon versucht, festgelegte Grenzen zu überschreiten, um auf diese Weise ihre Macht- und Einflussmöglichkeiten zu erweitern, oder sie waren gezwungen, mit fremden Menschen im eigenen Land zusammen zu leben, zu kooperieren und sich mit ihnen auseinander zu setzen.

Kriegerische Handlungen, Eroberungen und die daraus resultierenden kulturellen Assimilationszwänge, Völkerwanderungen, Missionierungen, das touristische und wissenschaftliche Entdecken und Erschließen unbekannter Welten, internationale politische, diplomatische, Handels- sowie wissenschaftliche Austauschbeziehungen, wie wir sie am Lehrstuhl für Deutsche Philologie durch die Präsenz eines Österreich-Lektorats, eines DAAD-Lektorats und der Germanistischen Institutspartnerschaft mit der TU Dresden konkret erleben und nun auf der von den beiden Lektorinnen organisierten Konferenz „Wider Raster und Schranken: Deutschland – Bulgarien – Österreich in der gegenseitigen Wahrnehmung“ in der Begegnungsstätte des Landes Sachsen-Anhalt zu Plovdiv gemeinsam praktizie-

ren, sind nur einige der markanten Beispiele für die vielfältigen Formen interkultureller Wechselbeziehungen.

Durch die schnelle Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien, durch die weltweiten wirtschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Verflechtungen ergeben sich für die Gesellschaft und jeden Einzelnen neue und sehr spezifische Anforderungen an die Bereitschaft und Fähigkeit zum interkulturellen Lernen und Handeln. Der Internationalisierungs- und Multikulturalisierungsprozess vieler Gesellschaften ist bereits so weit fortgeschritten, dass niemand mehr unbeteiligt bleiben kann. Selbst ein Bürger, der keinen Kontakt zu Ausländern pflegt und über keine direkte fremdkulturelle Erfahrung verfügt, ist gezwungen, sich zu Themen wie „nationale Eigenständigkeit“, „europäische Integration“ oder „multikulturelle Gesellschaft“ eine Meinung zu bilden. Um sich in der globalisierten Welt zurecht zu finden, muss er bereit und fähig sein, sich über andere Kulturen zu informieren, seine eigene kulturelle Prägung zu reflektieren, ethnozentrisches Denken und Handeln abzubauen, kurzum: eine interkulturelle Handlungskompetenz zu entwickeln. Abgebaut werden sollten interkulturelle Informationsdefizite, Dominanzintentionen, Vorurteile, destruktive nationale und kulturelle Stereotype, Fremdenfeindlichkeit, aufgebaut Toleranz und gegenseitiger Respekt.

Diese Ziele liegen implizit der heute beginnenden trilateralen Konferenz des Österreich- und des DAAD-Lektorats am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der U Plovdiv zugrunde, aus der sich gerade vor dem Hintergrund des interkulturellen Vergleichs gewiss auch interessante Forschungsanregungen, etwa für die verschiedenen Teilgebiete des Philologiestudiums, ergeben.

Nicht zuletzt die vielschichtige Thematik der Konferenzbeiträge ist ein Beweis dafür, welch hoher Stellenwert der Problematik des interkulturellen Lernens und Handelns zukommt.

In der Zuversicht, dass wir an diesen Tagen durch einen regen Meinungsaustausch unseren Blick für die Komplexität des interkulturellen Lern- und Handlungsprozesses schärfen werden, wünsche ich uns allen eine erfolgreiche Konferenz!

Grußworte von Lothar Jaschke, Kulturreferent der Österreichischen Botschaft Sofia

Sehr verehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Konferenz „Wider Raster und Schranken: Deutschland – Bulgarien – Österreich in der gegenseitigen Wahrnehmung“!

Wer fremdes Blut hasst oder verachtet, ist kein Individuum, sondern ein menschliches Protoplasma.

Nietzsche pflegte eine drastische Sprache und drückt in diesem Zitat deutlich seine Missbilligung xenophober Erscheinungen aus. Wider Grenzen und Schranken. Heute sprechen wir eher von Multikulturalität, von Sprachenvielfalt, von multiplen Identitäten, von der Vielfalt, „Vielfalt in der Einheit“ ist das Motto der Europäischen Integration. Der Umgang mit Fremden, sowohl mit dem Phänomen als auch mit fremden Menschen, mit Minderheiten, mit Menschen anderer Sprachen und anderer Religionen, mit Menschen außerhalb der akzeptierten Parameter war und ist ein Reifetest für jede Gesellschaft.

Die politische Wirklichkeit hat sich durch die Integrationsprozesse in Europa verschoben und damit auch die gegenseitigen Wahrnehmungen. Grenzen sind durchlässiger, Kontakt- und Reisemöglichkeiten nicht nur für Eliten sind leichter geworden, die Kommunikationsmöglichkeit durch Fremdsprachkenntnisse und die Herausbildung einer lingua franca drastisch gestiegen. Eine wichtige Aufgabe ist der Abbau und die Abwendung von Vorurteilen und negativen Stereotypen.

Wenn heute die Bedingungen gegen Raster und Schranken wesentlich günstiger und selbstverständlicher geworden sind, so stellen sich strukturelle Grundfragen gesellschaftlicher Prozesse. Die Frage der gegenseitigen Wahrnehmung ist nämlich auch eine Frage der Herausbildung von und der Verständigung zwischen Identitäten. Entscheidend ist, wie man mit anderen umgehen kann, wie Kultur Verständigung schafft, welche Geschichten erzählt, welche kollektiven Gedenken und Bedenken geschaffen werden.¹ Dazu gehört die Gestaltung emotionaler Verbundenheit zu organisierten Ordnungen, zu einem Gemeinwesen, zu einer Gruppe, zu einem Staat, zu einer Nation.

Welches Regulativ ist notwendig um in modernen Demokratien Vertrauen in staatliche Ordnungen zu stärken?

Vielleicht ist es zu anspruchsvoll, von einer Konferenz völlig neue Ideen zu erwarten. Wenn ich doch eine Idee formuliere, dann ist es die Dimension der Solidarität innerhalb der drei Länder und zwischen den drei Ländern. Auch und besonders im europäischen Zusammenhang.

Was bedeutet Solidarität innerhalb eines Staates, zwischen den Generationen, zwischen sozialen Gruppen, mit Nachbarstaaten, mit Europa? Auf welchen Ebenen funktioniert sie? Diese Konferenz – oder ähnliche Diskussionsrunden – könnten Anlass sein, Solidarität im Verhältnis mit Minderheiten und „Außenseitern“ zu einem öffentlichen Thema zu machen. Damit diskutieren wir auch darüber, wie viel Moral ein Gemeinwesen braucht und verträgt.

Für die Organisation der Konferenz ist der Österreicherin Marie-Christin Lercher und der DAAD-Lektorin Annegret Middeke zu danken. Sie tragen dadurch zu einer in Bulgarien – und nicht nur in Bulgarien – wünschenswerten Auseinandersetzung mit dem Anderen, dem Fremden bei, zu einer geistigen Ordnung der Dinge, einem Abbau tradierter Stereotypen und einem Voranschreiten einer mentalen Integration. Es ist wichtig und notwendig, dass diese Fragen in einem breiten multikulturellen Forum diskutiert und bewusst gemacht werden können, was wohl einer der größten Verdienste der Veranstaltung sein wird.

Darüber hinaus haben die beiden Organisatorinnen durch große Zähigkeit einen der bedeutendsten Schriftsteller des deutschsprachigen Raumes, Robert Menasse, nach Bulgarien geholt, eine veritable kulturpolitische Sensation.

Die Projekte mit den Studierenden und überhaupt die hohe studentische Beteiligung beweisen beeindruckend, wie viel Freude und Begeisterung mobilisiert werden können.

¹ Ein Beispiel dafür ist das Inszenieren von Jubiläen positiv oder negativ besetzter gemeinsamer Erlebnisse. Die Befreiung 1877/1878 in der bulgarischen Geschichte, der Staatsvertrag und die Neutralität in Österreich und das Grundgesetz („Verfassungspatriotismus“) in Deutschland sind zweifelsohne identitätsbildende Förderatoren nach innen und nach außen und prägen ein gesellschaftliches Selbstverständnis. Aber auch eine politische Niederlage, etwa jene der Osmanen am Amsfeld oder der „Blutige Sonntag“ in Irland, kann wesentlich für die Herausbildung von Gemeinschaften sein.

Ich danke für die Möglichkeit der persönlichen und institutionellen Teilnahme an dieser Konferenz und wünsche deren Protagonisten viel Erfolg in den nächsten Tagen und mit zukünftigen Projekten dieses Formats.

Grußworte von Prof. Dr. Dagmar Blei, Leiterin des Lehrbereichs Deutsch als Fremdsprache am Institut für Germanistik der TU Dresden

Der Bitte beider Herausgeberinnen, dem vorliegenden Konferenzband ein paar persönliche Worte voranzustellen, komme ich insofern gern entgegen, als ich das Werden und Wachsen der Idee, eine „Xenologische Konferenz für (Nachwuchs-)Wissenschaftler und Studierende der Germanistik und Slavistik aus Bulgarien, Deutschland und Österreich“ nicht nur begrüßt, sondern als Projektleiterin der vom DAAD geförderten Germanistischen Institutspartnerschaft (GIP) zwischen der Universität Plovdiv und der Technischen Universität Dresden unterstützt habe. Obgleich ich an der Konferenz, die im April 2004 unter dem Thema „Wider Raster und Schranken: Deutschland – Bulgarien – Österreich in der gegenseitigen Wahrnehmung“ in Plovdiv stattfand, nicht aktiv teilnehmen konnte, so erfolgte doch die fachliche und organisatorische Vorbereitung aller Dresdner Konferenzbeiträge über Ausbildungs- und Betreuungsangebote unseres Lehrbereichs „Deutsch als Fremdsprache/Transkulturelle Germanistik“ in Dresden.

Zunächst wirkte im Vorfeld der konzeptionellen Umsetzung der Projektidee „Wider Raster und Schranken“ Anja Centeno García. Während ihres Tutoriums sensibilisierte sie ihre bulgarischen Kommilitonen für Probleme der Eigen- und Fremdwahrnehmung. Die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit dokumentierte sie im Nachgang der Konferenz als eigenständigen Fachartikel unter dem Thema:

„Projektdokumentation: Bilder im Kopf. Oder: die verflixte selektive Wahrnehmung“. Vier weitere Dresdner Praktikantinnen – Almut Meyer zu Schwabedissen, Anne Gladitz, Ursula Walther und Kathrin Tittel halfen im Vorfeld bei der Umsetzung der Projekte der Plovdiver Studierenden. Während der Konferenz stellte Almut Meyer Begründungen zum „Vorteil von Vorurteilen“ zur Diskussion; Anne Gladitz hingegen beschrieb den Weg „Vom Bruderland zum Urlaubsland“, um damit den Wandel des ostdeutschen Bulgarienbildes zu dokumentieren. Kathrin Tittel verfolgte „Bulgarische Spuren in Dresden“, indem sie die Befindlichkeiten und Berufsbiographien von Bulgaren aufzeigte. Ursula Walther war es, die – fasziniert von Angelika Schrobsdorffs Roman *Die Reise nach Sofia* – untersucht hat, wie sich „Bulgarienbilder in der deutschen Literatur“ manifestieren. Ihr im Konferenzband enthaltener Beitrag differenziert das ambivalente Wechselverhältnis zwischen Kulturstandards und Kulturerfahrungen am exemplarischen Fall aus.

Das Entscheidende der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung dieses internationalen wissenschaftlichen Ereignisses „Wider Raster und Schranken“ besteht meines Erachtens allerdings in der Tatsache, dass sich hier in kooperativer Weise Fachvertreter unterschiedlicher Staturebenen: Hochschullehrer, wissenschaftliche Mitarbeiter, Doktoranden, Studierende der Germanistik/des Deutschen als Fremdsprache zusammen gefunden haben, um über ein Thema zu debattieren, das zu den Kernbereichen professioneller Kompetenzen gehört. Ich meine die Befähigung zum interkulturellen Lehren und Lernen. Denn: Wenn die Lehrenden und zukünftigen Vermittler der deutschen Sprache und Kultur nicht die Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns der Menschen – also die Ziel- bzw. Ausgangskulturstandards – kennen, wie sollen sie dann jemals eine handlungsregulierende Funktion im Sinne einer interkulturellen Verständigung in ihrem Beruf erfüllen können? Welche Rolle Images und Stereotype dabei spielen, hat Dorothea Spaniel in ihrem Beitrag zu den „Länderbildern“ theoretisch-fundiert und empirisch nachgewiesen.

Es erfüllt mich im Nachhinein mit Freude, dass all die Genannten der TU Dresden die Chance erhielten, einen substantiellen Beitrag zum Gelingen der Konferenz bzw. des -bandes „Wider Raster und Schranken“ im internationalen Verbund mit bulgarischen und österreichischen Fachvertretern leisten zu dürfen. Mein Dank dafür gilt in erster Linie den Initiatorinnen des Projektes, allen Beteiligten und dem DAAD für seine finanzielle Unterstützung. Zu besonderem Dank verpflichtet fühle ich mich gegenüber Annegret Middeke, ohne deren Kompetenz, Engagement, Innovationskraft und Zuverlässigkeit wohl auch dieser Band nicht zustande gekommen wäre.

Prolog: Scheuklappenstrandgespräche

Gergana Georgieva (Schumen) und Thomas Magosch (Schumen)

Vorbemerkung

Um einen einigermaßen authentischen Eindruck von dem Vortrag zu gewinnen, stellen Sie sich die Sprechakte, die mit „G“ gekennzeichnet sind, als sonore weibliche Stimme, die mit „T“ als männliche vor. Legen Sie zudem eine CD von Julio Iglesias ein und lassen Sie den Titel *Amor, Amor, Amor* als Endlosschleife abspielen, bis Sie den ganzen Text gelesen haben. Das nützt auch dem besseren Verständnis der Intention des Referats. Gute Unterhaltung und einen angenehmen Aufenthalt!

G: Wir berichten Ihnen hier von dem sehr großen und ruhmreichen Lande Maghrebien. Sie werden es vergeblich auf der Karte suchen. Es ist in keinem Atlas eingezeichnet und auf keinem Globus zu finden. Manche behaupten, es liegt im Südosten – oder gar: es sei schlechthin der Südosten damit gemeint.¹

¹ Vgl. Rezzori, Gregor (1973): Maghrebische Geschichten. 20. Aufl. Reinbek, 7.

T: Aber was ist der Südosten, ich bitte Sie? Um in der verdorbenen Sprache des Westens zu reden: ein höchst relativer Begriff im kopernikanischen Weltsystem.

1 – eins

G: Sie sind nicht von hier.

T: Nein.

G: Woher kommen Sie?

T: Aus Europa.

G: Ist das woanders?

T: Ich weiß es nicht.

G: Ist es weit weg?

T: Europa ist das Zentrum, der Blickwinkel und die Aussicht. Neben dem geographischen und historischen Begriff, wobei Letzterer gerade hier an seinen vermeintlichen Rändern nicht unumstritten ist, stellt Europa eine amorphe Sehnsucht, ein Zerrbild dar. Die Diskussion um Europa macht vor keiner Toiletenschüssel halt, sie sprengt jegliche Tabus und führt immer weiter ins Absurde.

G: Sie scheint im Großen und Ganzen eine Sehnsucht zu sein, von der man nicht weiß, ob man sie auch nur träumen darf, vielleicht, weil die Realität, die sich so glorreich „Europa“ nennt, eine ganz andere ist als die, die man sich vorstellt, sich wünscht. Es ist eine Realität, die vornehmlich aus Zahlen besteht. Deshalb kehrt man zurück ins Paradoxon.

Kurze Pause

G: Mit dem Ausdruck „Europa“, der in alten Geschichtsschreibungen verwendet wird, ist eigentlich die Balkanhalbinsel und somit Bulgarien gemeint, d. h. der Balkan ist das älteste Europa der Welt.²

T: Wo also sind wir hier?

G: In Bulgarien. Auf dem Balkan.

T: Ach ja, der Balkan. Korrupte Existenzen, Bauern, Armut, Auto- und Mädchenhändler...

wollen alle nach Europa, ins richtige Europa...

² Vgl. Добрев, Петър (2000): *Кои сме ние Българите*. София, 25. (Übersetzung von mir, G. G.)

G: Der Balkan ist, grob gesagt, eine Gebietsbezeichnung für große Teile Südosteuropas. Die Bezeichnungen werden synonym gebraucht. Als nördliche Grenzen gelten Donau und Save. Rumänien zählt nicht unbedingt zum Balkan. Lange galt das Gebiet als die „europäische Türkei“ oder die „Türkei in Europa“. Die Negativkonnotation, die mit der Bezeichnung einhergeht, hat damit allerdings weniger zu tun.³

T: Das Schimpfwort „Balkanisierung“ kann als „Synonym für eine Reversion zum Stammhaften, Rückständigen, Primitiven, Barbarischen“⁴ – wie Sie hier gerade hören konnten – gesehen werden. Es bezeichnet eine „Andersartigkeit Europas“. Die Bewohner dort „passen sich nicht den Verhaltensstandards an, die durch und für die zivilisierte Welt ausgewiesen wurden.“⁵
Ausschließlich in Bulgarien ist auch eine positive Konnotation zu beobachten.

G: „Hierhin und dorthin wurde ich vom Schicksal getragen
 Hierhin und dorthin in der Arbeit meiner Tage
 Doch immer stand vor mir und wird auch immer stehen
 Die Silhouette des stolzen, des wundervollen Balkan,
 Denn ich hege ihn am geheiligten Ort meiner Seele.“⁶

T: Der Balkan ist der „Vater, ein atmendes Naturwesen, das mitfühlend und schützend an der Geschichte seines Volkes teilnimmt.“ Der Balkan symbolisiert den Sieg über die Besatzungsmacht der Osmanen. Er steht für Stolz und Größe. Er ist das Rückgrat des Landes Bulgarien.
Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ---
--- der

G: „Balkan als Müllplatz für negative Charakteristika gedient [hat], gegen den ein positives und selbst beweihräucherndes Bild/Image des ‚europäischen Europäers‘ und des ‚Westens‘ konstruiert worden ist.“⁷

2 – zwei

G: *Lux balcanica est umbra orientes.*

T: Grob gesagt: Das Licht des Balkans ist der Schatten des Orients.

³ Vgl. Todorova, Maria (1999): Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt, 17.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Slavejkov, Penčo: *Kărvava Pesen* (Blutiges Lied), zit. nach Todorova, 85.

⁷ Todorova, 267.

G: Das kann man jetzt ja so oder so sehen.

T: Auf das so kommt es an. Ist es eine Schattierung der profanen westlichen Sicht des Dominierenden, Autoritären und des Anspruchs auf Restrukturierung oder besser „Ausrichtung“ auf westlich vorgeformte Formen demokratischen Zusammenlebens, eine formale und damit oft auch inhaltlich vermittelte Oktroyierung „zivilisierter“ Werte, welche die Realität missachtet?

G: „Für diejenigen, die noch nie da gewesen sind, ist der Balkan ein Schattenland des Mysteriösen; für diejenigen, die ihn kennen, wird er noch mysteriöser. (...) In gewissem Sinne wird man Teil dieser Zauberformel, und des Mysteriums und des Glanzes von allem. Man nimmt die Gewohnheit an, morgens in einem Café über seinem Morgenkaffee zu kauern, und wenn man einen Mann seiner Bekanntschaft trifft, wird mindestens die Hälfte dessen, was man sagt, unheilvoll geflüstert. Intrige, Komplott, Mysterium, großer Mut und gewagte Taten – die Dinge, welche die Seele echter Romantik darstellen, sind heute die Seele des Balkans.“⁸

T: Da spricht der Romantiker, der „Freischärler“.

G: „Ihr Europäer kommt zu uns und sucht nur euch selbst. Was ihr an Kultur einmal in unser Land gebracht habt, findet ihr schön und nehmt es als Neuentdeckung wieder mit. Unser Denken begreift ihr nicht. Daher dreht ihr euch immer um euch selbst.“⁹

T: „Geringschätzig schaut man auf den Balkan von jenem furchtbareren Balkan, der Europa heißt.“¹⁰

3 – drei

G: Was machen Sie hier?

T: Ich mache hier Urlaub, was sonst?

G: Wo?

T: An der Küste.

G: „Deswegen aber reise ich: Überall ist Gewöhnlichkeit, Geschäft und Betrieb. Dann findet man zufällig eine Formel, einen Blick, eine Gelegenheit – und siehe da, es ist nicht wahr, die Welt ist ein buntes Märchen, nur äußerlich verhext.“¹¹

⁸ Arthur Douglas, zit. nach Todorova, 32.

⁹ Vasow, Iwan (1982): Im Schoße der Rhodopen. Wanderung durch Bulgarien. Berlin, 98.

¹⁰ Kisch, Egon Erwin (1994): Hetzjagd durch die Zeit. Berlin, 36.

¹¹ Höllriegel, Arnold (1998): In 80 Zeilen durch die Welt. Vom neopathetischen Cabaret bis nach Hollywood. Berlin, 73.

Kurze Pause

G: Bulgarien wird von Reiseschriftstellern relativ spät „entdeckt“, sieht man von den antiken und mittelalterlichen Quellen einmal ab.

G: Auch von der belletristischen Literatur:

T: „Aber auf der Fahrt in der Droschke und später, als wir ausstiegen, sahen wir die üppigsten Gemüse- und Obstkulturen, dunkelviolette Eierfrüchte, Paprika, Tomaten, Gurken, riesige Kürbisse und Melonen. Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, was da alles wuchs.

G: So ist es hier, sagte die Mutter, ein gesegnetes Land. Das ist auch eine Kultur, da braucht sich wirklich niemand zu schämen, dass er hier zur Welt kam.“¹²

Kurze Pause

G: Bulgarienreisende heute bekommen zum Großteil von all dem wenig mit. Kultur bleibt dem Individualtourismus vorbehalten; was hier zählt, ist die Masse unter der Sonne.

T: „Gleich bei der Zollkontrolle merkte man schon, dass man im Ostblock gelandet ist. Ein griesgrämig schauender Zollbeamter studierte mit unbewegter Miene ca. 5 Minuten unsere 4 Ausweise, als wären wir mögliche CIA-Agenten. Dann kamen wir in die Gepäckannahmehalle, wohl ein alter Wartungsraum, der nach Autoabgasen stinkt und eine bessere Luftzufuhr verdient. Anschließend trugen wir unsere Koffer und Taschen zum Bus. Vor dem Bus (der wohl schon in den frühen 80ern in Deutschland ausgemustert wurde) warteten Karten spielende Busfahrer auf ihre Gäste. Der Bus selbst war zwar alt und rostig, aber er fuhr und die Lüftung funktionierte gut. Bis hierhin fühlte ich mich in einen typischen Mac Gyver-Film versetzt.“¹³

G: Ostblock, griesgrämig, alt, der Pauschali als Held, ein Western-Held...

T: Allerdings muss man sich bewusst sein, dass ein deutsches Gesundheitsamt bestimmt 95% der Bars, Lokale und Restaurants wegen der ortsüblichen „Lebensmittelhygiene“ schließen würde. Wer einen empfindlichen Magen hat bzw.

¹² Canetti, Elias (2001): Das autobiographische Werk. Frankfurt a. M., 131.

¹³ Erlebnisberichte Bulgaren in Deutschland. In: <http://www.e-bane.net/modules.php?name=News&file=article&sid=925>. (Stand: 01.02.2004)

großen Wert auf deutsche Verhältnisse legt, wird sich hier garantiert nicht wohl fühlen.

G: Die ersten Anklänge nach einem Wunsch zur Kolonisierung, wenn denn die Sonne stimmt.

T: Das alte Bulgarien erkennt man vor allem an den hygienischen Zuständen vieler Restaurants, Bars etc. sowie der vielen fahrenden Rostkutschen. Das neue Bulgarien erkennt man an den prächtigen Flaniermeilen und teilweise liebevollen Gestaltung der Lokalitäten sowie der Bekleidung und dem Aussehen der jüngeren Generation.

G: Hier hat sich die Kolonisierung vollzogen. Der Blick ist angeglichen, die Perspektive stimmt.

T: Hier ist es jetzt so wie bei uns, wo es richtig und gut ist.

G: In Bulgarien versinkt die Sonne aber nicht im Meer.

4 – vier

T: Wenn das alte Bulgarien so schmierig war, wollen wir gerne mehr darüber erfahren.

G: „Wir, die Bulgaren, haben großartige Qualitäten, aber die Umstände, die hindern uns daran, sie zu entfalten.“

T: Welche Umstände?

G: Die Byzantiner, die Osmanen, die Kommunisten, die Mafioten. Über die ganzen Jahrhunderte hinweg, in denen diese Störer Bulgarien okkupierten, blieb der Wein unserer Eigenschaften vorzüglich, nur schmeckte er sauer, weil der falsche Wirt die Fässer lagerte, die Schläuche öffnete.“¹⁴

T: Das klingt spannend. Wie geht es weiter? Was ist passiert?

G: „Man denkt heute, dass die Urväter der Bulgaren von den Ebenen an der Nordgrenze von China nach Europa umgezogen sind. Einige Historiker vermuten

¹⁴ Trojanow, Ilija (1999): Hundezeiten. Heimkehr in ein fremdes Land. München/Wien, 21.

sogar, dass die berühmte chinesische Festungsmauer nämlich gegen ihre stürmischen Angriffe über die chinesischen Gebiete erbaut worden ist.“¹⁵

T: Das Wort „Bulgare“ soll bedeuten: ein Mensch, der viel weiß.

G: Unsere Geschichte hat uns nicht nur einen weisen und originellen Namen gegeben, sondern auch einen, den kein anderes Volk außer uns aussprechen kann.

T: Es folgt ein Spießbrutenlauf durch die Geschichte.

G: Wenn Kliment noch ein wenig länger in Ohrid gearbeitet hätte, dann wäre der slawische Sprachraum bis nach Hamburg und an den Rhein erweitert worden.

T: Der Wein ist so gut, „dass er selbst mit 20 Teilen Wasser gemischt seine Kraft und sein Aroma behält.“¹⁶

G: „Für die Türken ist dieses Volk wie ein Schaf für den Menschen, d. h. das nützlichste und notwendigste Tier. (...) Mit einem Wort, die türkische Vorherrschaft und Existenz in Europa ist hauptsächlich und vielleicht ausschließlich auf den Bulgaren gegründet.“¹⁷

T: „Die bulgarische Nation ist schlicht (nicht ungebildet oder gutmütig, wie viele hier glauben, oder dumm, wie die Griechen fälschlicherweise denken, sondern präzise gesagt schlicht, das heißt unterentwickelt). (...) Andererseits ist die bulgarische Intelligenz gerissen, entschlossen und, so scheint es, ziemlich einig; die Ausbildung, die sie von den Griechen, den Russen, den Europäern und zum Teil den Türken erhalten hat, reicht gerade aus, um ihr zu ermöglichen, einen erfolgreichen nationaldiplomatischen Kampf zu beginnen.“¹⁸

G: Rat an Ferdinand:

„Nehmen Sie nur das Allernotwendigste nach Bulgarien mit. Deponieren Sie alle Ihre Wertsachen bei der Coburger Bank. Packen Sie höchstens drei Anzüge, Unterwäsche, Ihr Rasierzeug, mehrere geladene Gewehre, ein Kochbuch, mehrere Pfund Insektizide und ein gebrauchtes Zepter ein. Wenn Sie ankommen, lassen Sie sich den Vorschuss für das erste Quartal bezahlen.“¹⁹

¹⁵ Dimitrow, Boshidar (1994): Die Bulgaren. Die Verbreiter der Zivilisation in der Welt der Slawen. Sofia, 17.

¹⁶ Homer, zit. nach dem Ausstellungskatalog (1980): Gold der Thraker. Archäologische Schätze aus Bulgarien. Ausstellung anlässlich der 1300-Jahrfeier des Bulgarischen Staates. Mainz, 8.

¹⁷ Todorova, 123.

¹⁸ Ebd., 128.

¹⁹ Ebd., 109.

T: „Dieser Staat kommt nicht auf die Beine, solange er von Bulgaren bevölkert ist.“²⁰

G: „Wir sind ein Volk, das sich selbst kritisiert und das am meisten über sich selbst lacht und das Eigene am wenigsten schätzt. Manchmal haben wir uns auch für unsere besten und fähigsten Leute geschämt.“²¹

„Wir sind das einzige Volk in der Welt, das alles ‚Schlechte‘ mit der eigenen Volksbezeichnung definiert: ‚bälgarska rabota‘.“²²

T: „[Die Bulgaren] taugen nichts?“ fragte er. „Iwantscho Hadshi Pentschowitsch, Mitglied des türkischen Gerichts damals, verurteilt Lewski zum Tode und unterschreibt das Todesurteil. Nach der Befreiung dann ist er Mitglied des Komitees, das Geld sammelt, um Lewski ein Denkmal zu errichten. Als Abgeordneter. Und zum Schluss steckt er sich die Hälfte von dem Geld fürs Denkmal in die eigene Tasche. Und das nennst du ‚nichts taugen‘?“²³

4 ½ – viereinhalb

G: Zäsur:

Wir müssen ein paar Worte über theoretische Grundlagen verlieren. Ein paar Begriffe, vielleicht erläutern, vielleicht auch nur benennen, um quasi ein Trapez aufzuspannen, das unseren Zitatendialog ein wenig auffängt, umgreift. „Es gibt keine richtige Art, die Natur zu sehen“, sagte schon Tucholsky. „Es gibt hundert. Es gibt für einen Menschen nicht nur eine richtige Art zu reisen, es gibt einige, die gerade ihm adäquater sind als andere.“ Und abstrahiert man von dem Reisenden, der, zumeist rudimentär mit Information ausgestattet, ein bestimmtes Reiseziel verfolgt, so verfolgen Vorurteile im jeweils „richtigen“ Blickwinkel genauso ihre Ziele. Sie sind geprägt von Interpretationen, Perspektiven und fußen dennoch auf einem „Urteil“, einem manifesten und unverrückbaren Kern, der verschiedenen Einflüssen und Strömungen unterliegt.

T: Ziel der „modernen Reise“, wie Kracauer das einmal ausgedrückt hat und in der Folge es Enzensberger weiter führt, ist nicht mehr nur das Reiseziel, sondern „ein neuer Ort schlechthin“. Es entsteht quasi eine „Vergleichgültigung des Reiseziels“²⁴. Wendet man das auf die Aussage unseres Modellpauschalis an, so kann

²⁰ Stratiew, Stanislaw (1996): Der mit den Bulgaren tanzt. In: Randow, Norbert (Hg.): Bulgarische Erzählungen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M., 261 f., hier 261.

²¹ Чилингиров, Стилиян (1938): Какво е дал българин на другите народи. София, 7. (Übersetzung von mir, G. G.)

²² Ebd. (Übersetzung von mir, G. G.)

²³ Stratiew, 261.

²⁴ Vgl. Paquot, Thierry (2001): Ferien von der Fremde. Der sanfte Terror des Tourismus. In: Le Monde diplomatique Nr. 6495 (13.07.), 7.

man das zum einen als, etwas salopp formuliert, „kolonisierte“ Perspektive interpretieren, also: „Ich finde das so vor, wie ich es erwarte und zum großen Teil bereits kenne“, zum anderen scheint ein neues Ganzes, ein globaler Code, eine globale Übereinstimmung – wobei man global hier ganz klar auf die westliche Perspektive reduzieren muss –, die sich dennoch in so ziemlich allen Teilen der Welt ein Standbein verschafft. Gewollt oder ungewollt, das ist ein anderer, wenn auch entscheidender Punkt.

G: Die Urteile über fremde oder besser „andere“ Kulturen entstammen verschiedenen Modellen, die wir hier sehr vereinfacht „eigene“ und „fremde“ Modelle nennen wollen, die zielgruppenspezifisch unterschiedlich ausfallen. Wir haben uns hier an Ränder von Modellen begeben, was uns vielleicht erlaubt, einen Kern klarer zu bestimmen bzw. – und das wird in den meisten Fällen die bessere, die „richtigere“ Wahl sein – diese Vor-Urteile ins Abseits zu stellen.

T: Im Geflecht interkultureller Kommunikation mit seinen hübschen Spannungsfeldern wie Religion – Geschichte, Raum – Zeit, feminin – maskulin, ihren Krücken zur „Erklärung“ ganzer Kulturen, die niemals werden Fuß fassen können, es sei denn, sie erreichen das, worauf es bei interkultureller Kommunikation wirklich ankommt, aber niemals so benannt wird: nämlich die Sensibilisierung für das jeweils Andere, für den jeweils Anderen.

G: Das Bemühen, das Fremde wahrzunehmen, ohne es in vorgefasste Meinungen zu pressen, ohne sich Hilfe suchend an Altbekanntes, sei es historisch, politisch oder sonst wie mit dem Anstrich einer Allgemeingültigkeit Versehenes, zu wenden. Das ist sowohl bei der Begegnung eines Eigenen mit einem Fremden, als auch bei der Erforschung des Eigenen wichtig.

T: Die Paradoxa, die uns hier, und zwar genau hier, in Bulgarien immer wieder begegnen, fußen möglicherweise zum einen auf der Leerstelle des Eigenen, die entweder mit überhöhten patriotischen bis nationalistischen Werten oder mit importierten Modellen aufgefüllt werden. Es ist eine Strategie der Abgrenzung, verbunden mit dem gleichzeitigen Wunsch, einen adäquaten Grad an Akzeptanz und Eigenständigkeit zu erhalten und zu präsentieren.

G: Und da haben wir ihn wieder. Den krampfhaften Versuch, erklärende Zettel an begriffliche Konstrukte zu hängen, um sie dann in die Kühlräume der Vorurteile zu schieben, besten Wissens und Gewissens.

T: Entschuldigung. Aber dieses Phänomen, das wir hier ein wenig brachial mit „Identitätssuche“ bezeichnen wollen, begegnet uns überall in Europa. Vielleicht hat das ein wenig damit zu tun, dass es sich bei „Europa“ noch immer primär um

einen Wirtschaftsraum handelt. Und interkulturelle Kommunikation setzt in der Praxis eben auch primär dort an. „Präsentieren und Verhandeln“ heißt die Devise. Vielleicht gewinnt irgendwann auch einmal der Kulturraum ein wenig an Boden, als ein Identität stiftender Kern, der sich ohne Abgrenzung nach außen und ohne Minimalpaarbildung erhaben über sämtliche Paradoxa hinwegsetzt und seinen Bewohnern bei ähnlichen Vorträgen ein seliges Lächeln auf die Lippen zaubert.

G: „Wenigstens die Hauptstadt könnte von Deutschen bevölkert sein, aber nein – auch da: ein Bulgare am andern.“²⁵

T: „Pedanten freilich könnten allenfalls versuchen, die Grenzen des Landes Maghrebinien in ungefähren Umrissen geographisch abzustecken.“

G: Aber gerade Pedanten würden dabei irren. Denn die wahren, die eigentlichen Grenzen Maghrebiens liegen im Herzen und in der Seele seiner Menschen. Und Pedanten wissen nichts vom Herzen und von der Seele des Menschen.“²⁶

²⁵ Stratiew, 261.

²⁶ Rezzori, 7.

Länderbilder, Images und Stereotype aus der Sicht der empirischen Sozialforschung

Dorothea Spaniel-Weise (Salamanca)

1 Einleitung

Zwischen dem Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Plovdiver Universität und dem Lehrbereich Deutsch als Fremdsprache der Technischen Universität Dresden bestehen seit mehr als fünf Jahren enge Kooperationsbeziehungen über eine vom DAAD geförderte Germanistische Institutspartnerschaft (vgl. Middeke). Dazu zählen einerseits die regelmäßigen Dozentenaufenthalte bulgarischer Hochschullehrer für deutsche Sprache und Literatur in Dresden und deutscher Germanisten in Plovdiv und andererseits der Studentenaustausch zwischen beiden Einrichtungen. Ein Schwerpunkt der inhaltlichen Zusammenarbeit liegt auf kulturkontrastiven Arbeiten in Seminaren der Literaturwissenschaft und Landeskunde zur interkulturellen Bewusstheit¹, in denen die „Bilder in unseren Köpfen“ hinterfragt werden. Dafür ist es notwendig, den Entstehungsprozess der Vorstellungen über andere Länder und Kulturen bewusst zu machen, während die Beschränkung auf die Deskription von Länderbildern verschiedener Gruppen weder für die Seminar-

¹ S. das Seminar von Dr. Ulrich Zeuner auf der Internetseite des Lehrbereichs Transkulturelle Germanistik/Deutsch als Fremdsprache: <http://www.tu-dresden.de/sulifg/daf/home.htm>. (Stand: 03.03.2006)

noch Forschungsarbeit ausreichend ist. Neben hermeneutischen Interpretationsansätzen liefern Untersuchungen zu Einflussfaktoren auf die Herausbildung von Nationenbildern wie Soziodemographika, Direktkontakte, Mediennutzung und Sprachunterricht sowie der Vergleich zwischen verschiedenen Ländern und Gruppen relevante Daten. Die Beschäftigung mit dem Thema „Images und Stereotype“ leistet somit nicht nur einen Beitrag zur empirischen DaF-Forschung, wie von Henrici immer wieder eingefordert, sondern ist auch im Zusammenhang sprach-, kultur- und bildungspolitischer Entscheidungen zum Stellenwert der deutschen Sprache oder der Attraktivität des Studienstandorts Deutschland von wachsender Bedeutung. Der vorliegende Aufsatz soll Anregungen für eine intensive Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand geben. Dazu werden methodische Ansätze der Stereotypenforschung aus verschiedenen Forschungsdisziplinen der Sozialwissenschaften vorgestellt. Er geht einleitend auf den Prozess der Bildung von Vorstellungen über andere Völker und Kulturen durch primäre und sekundäre Vermittlungsinstanzen ein und beschreibt danach aus Sicht der empirischen Sozialforschung Methodenansätze von Untersuchungen zum Deutschland- und/oder Österreichbild.

2 Zur Differenzierung der Begriffe „Image“, „Stereotyp“ und „Vorurteil“

Ursprünglich als Beschäftigungsgegenstand der Anthropologie und Humanethnologie rückte die Stereotypenforschung in den letzten Jahren mehr und mehr ins Forschungsinteresse der Wirtschafts-, Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Begriff des „Images“ wurde allerdings bereits 1922 durch den amerikanischen Journalisten Walter Lippmann geprägt. In seiner Abhandlung zur öffentlichen Meinung sprach er von „mental images“, d. h. den Bildern in unseren Köpfen. Er übernahm gleichzeitig den Terminus „Stereotyp“ aus der Druckersprache, um darunter die „abstrakte Repräsentation“ der „world outside“ zu verstehen (vgl. Ganter: 2). Dieser Begriff vereinte nun eine Reihe theoretischer Konstrukte wie Eindrücke, Vorstellungen und Meinungen, deren ungenaue Abgrenzung als ein Grund für „das weitgehende theoretische, begriffliche und methodische Scheitern der herkömmlichen Image-Forschung“ (Gottschlich/Obermair: 55) gesehen werden muss. Das englische Wort „image“ lässt sich als kognitiv-psychologische Einheit nur ungenau mit „Bild“ übersetzen. So finden wir in der Forschungsliteratur Begriffe wie „Abbild“ oder „Leitbild“, „Charakter einer Person“, „Stereotyp“, „Ruf“ (im engeren Sinne von „Ansehen“ bzw. „Reputation“), „Selbstbild“, „Fremdbild“ oder „kognitives Schema“. Die Übergänge zwischen diesen – häufig als Synonyme verwendeten – Konzepten sind fließend, kommen sie doch aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und verfolgen unterschiedliche Erkenntnisinteressen (vgl. Kleinsteuber: 61). Sie sollen im Folgenden kurz umrissen werden.

In der Sozialpsychologie stellen Stereotype reduzierte Bilder von anderen Menschen und ihrem Leben in anderen Kulturen dar, die sich durch Konstanz

und Universalität auszeichnen. Sie beruhen auf einer Charakterisierung über Nationalität oder Gruppenzugehörigkeit. Sie können sowohl positiv als auch negativ ausgerichtet sein und sind nur schwer beeinfluss- und veränderbar (ebd.: 63). Der traditionelle Vorurteilsbegriff kennzeichnet in der Politikwissenschaft nach Allport negative Gefühlsurteile gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen, denen in Feindbildern herabwürdigende, verletzende Eigenschaften zugesprochen werden. Diese gehen mit der Tendenz, die eigene Kultur als Maßstab über die andere zu erheben, einher und sind Gegenstand der Antisemitismus-, Rassismus- und Propagandaforschung, aber auch der interkulturellen Erziehungswissenschaft (vgl. Auernheimer). Images und Stereotype können differenziert und detailliert sein, beschränken sich jedoch in vielen Fällen auf einige wenige Merkmale.

Schließlich sei auf die Verwendung des Begriffs „Schema“ verwiesen, der in verschiedenen psychologischen Ansätzen mit dem „Image“-Begriff gleichgesetzt wird, wie Grunig (279) in der folgenden Erläuterung deutlich macht:

Schemas can include the evaluations and behavioral intentions-attitudes associated with cognitions as well as the cognitions themselves. Schemas, therefore, begin to sound a lot like images when they are defined as ‚composites‘ or ‚sum totals‘.

Die zwei Hauptfunktionen von Images lassen sich als „Entlastung des Ichs“ zusammenfassen (s. Ostermann/Nicklas: 19). Sie haben auf kognitiver Ebene einen zentralen Einfluss auf die Wahrnehmung, die Auswahl und die Auswertung neuer Informationen, indem sie die Komplexität der Realität auf einige wenige, leicht überschaubare Grundzüge reduzieren und auf affektiver Ebene der Identifikation mit der Gruppe dienen und so ihren sozialen Zusammenhalt sichern. Die so gewonnenen Selbst- und Fremdbilder kennzeichnen das alteritäre Verhältnis ‚Wir und die Anderen‘, worauf unsere Identität beruht (vgl. Roth). Die Leistungen von Images stellen demzufolge, entgegen der traditionell negativen Bewertung von Stereotypisierungen

- die Ordnung diffusen Materials,
- die Komplexitätsreduktion und damit Orientierungshilfe sowie
- die Identifikationsmöglichkeit verbunden mit realitätsstiftender Wirkung (vgl. Bausinger: 161) dar.

Ausgehend vom konstruktivistischen Ansatz, dass es eine Diskrepanz zwischen der objektiven Beschaffenheit der Welt und dem subjektiven Wissen von der Welt gibt, stellt Image also nicht das Abbild eines Objekts dar, sondern ist „ein psychisches Konstrukt, das näher oder weiter vom gemeinten realen Objekt angesiedelt sein kann, das heißt: Ein Image kann einen größeren oder einen geringeren Realitätsgehalt haben.“ (Nicklas/Ostermann: 24). Images sind das Produkt gesellschaftlich und kulturell geprägter Vorstellungen, die zeitlich variabel konstruiert werden. Diese Feststellung ist besonders wichtig, wenn davon ausgegangen wird, dass Länderbilder nicht nur durch emotional-geprägte Einstellungen zu einem Land

und seinen Bewohnern, sondern auch über vermitteltes Faktenwissen, z. B. aus dem Fremdsprachenunterricht, konstituiert werden.

3 Zur Rolle des Fremdsprachenunterrichts bei der Entstehung von Nationenbildern

Bei der Entstehung von Nationen-Images sind Primär- und Sekundärerfahrungen von maßgeblicher Bedeutung (s. Spaniel: 358). Zu den Primärerfahrungen gehören direkte Kontakte im Inland bzw. ein Aufenthalt im Zielsprachenland. Sekundärerfahrungen werden über die bekannten Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Medien auf unterschiedliche Weise vermittelt. Trotz gestiegener Mobilität und der Vereinfachung von Direktkontakten (u. a. über verschiedene Mobilitätsprogramme der Europäischen Union und der Gewährung von Stipendien) dienen Medien oft als einzige Informationsquelle über räumlich entfernte Kulturen (vgl. Wilke: 16). Somit bringen die Lerner bereits Vorstellungen über bestimmte Gruppen in den Mutter- und Fremdsprachenunterricht mit. Denen stehen die in Texten und Illustrationen transportierten und von Lehrkräften kommentierten Einstellungen zu anderen Völkern gegenüber. Zusammenfassend ist so von einem größeren Einfluss der Sekundär- als Primärerfahrungen auf die Herausbildung individueller Images auszugehen. Im gesellschaftlichen Kontext bestimmen zudem soziale, wirtschaftliche, kulturelle, politisch-ideologische und militärische Faktoren (vgl. Suppan) das „kollektive Gedächtnis“ von Kulturen (Nünning: 327). Diese Faktoren manifestieren sich häufig in den bilateralen Beziehungen² zweier Länder. Sie können im Sprachunterricht zum vertiefenden Verständnis genutzt werden, was im Landeskundeunterricht die Vermittlung von faktologischem Wissen,³ z. B. Geschichte, geopolitisches Wissen, einschließt.

Menschen mit stereotypen Vorstellungen sind sich oft nicht der Tatsache bewusst, wie sehr ihre Wahrnehmungen selektiv verzerrt und durch ihren eigenen kulturellen Hintergrund geprägt sind (vgl. Maletzke: 110). Daher kommt dem Fremdsprachenunterricht bei der bewussten Auseinandersetzung mit Stereotypen und Vorurteilen eine besondere Rolle zu. Der didaktische Ansatz der interkulturellen Landeskunde versteht die Beschäftigung mit dem Eigenen und Fremden als Sensibilisierungsprozess. Sensibilisieren bedeutet „das Erzeugen, Wecken, und Verstärken des Bewusstseins

- für das eigene kulturelle Orientierungs- und Integrationssystem (self awareness),
- für die kulturspezifische Prägung des Handelns (cultural awareness),
- für die Rolle kultureller Einflussfaktoren in der kommunikativen Interaktion (cross-cultural awareness)“ (Löschmann: 26).

² Vor allem in den Nachbarländern Deutschlands ist ein vom Zweiten Weltkrieg geprägtes Bild der Deutschen präsent. Die deutsch-französischen Beziehungen sind aber auch ein Beispiel der Möglichkeit von positiver Veränderung von Länder- und Nationenbildern.

³ Vgl. Typen der Landeskundendidaktik bei Pauldrach (6).

4 Methodische Ansätze der Stereotypenforschung

Wie schwierig jedoch die intersubjektive Beschreibung von Vorstellungen über die eigene und/oder andere Kultur(en) ist, zeigen die Versuche, Images und Stereotype empirisch zu „messen“. Die kulturvergleichende Psychologie hat beispielsweise zentrale Merkmale eines kulturspezifischen Orientierungssystems als Kulturstandards definiert (vgl. Thomas: 109). Ihre Definitionsbestandteile sind jedoch problematisch, da der Realitätsgehalt nicht nachprüfbar ist und allgemein akzeptierte Vergleichs- und Beurteilungsstandards fehlen. Es ist zwar denkbar, Attribute wie religiös oder umweltfreundlich anhand statistischer Objektivitätskriterien zu messen, über die Verteilung von Eigenschaften wie arrogant oder ernst jedoch gibt es keine validen Angaben, um festzustellen, wie kongruent die Vorstellungen zur Wirklichkeit sind. Lediglich die Bedeutungen, die sie für jedes Individuum haben, und die daraus resultierenden Handlungsweisen des Selbst können erhoben werden. Zur Erfassung dieser individuellen Kognitions- und Emotionsstrukturen wurde in bisherigen Forschungsarbeiten ein breites Methodenspektrum entwickelt. Eine Klassifizierung ist nach den Methoden der empirischen Sozialforschung, Befragung, Inhaltsanalyse und Beobachtung sowie dem Experiment als Methodendesign (s. u. a. Atteslander) möglich, dem wiederum spezielle, für die Stereotypenforschung relevante Verfahren (s. u. a. Koch-Hillebrecht) zugeordnet werden können:

- Befragung: Interview, Befragung mit Fragebogen, Eigenschaftslistenverfahren;
- Inhaltsanalyse: historische Quellenanalyse, Schulbuchanalyse⁴, Inhaltsanalyse von Massenmedien, Interpretation literarischer Werke.

Das häufigste in der Stereotypenforschung verwendete Messverfahren ist die schriftliche oder mündliche Befragung. Sie erfasst gegenüber der Inhaltsanalyse nicht die veröffentlichte Meinung einer bestimmten Gruppe (z. B. Journalisten, Politiker, Historiker oder Schriftsteller), sondern direkte Bevölkerungsmeinungen. Zur Berechnung von Profilwerten (häufig über den statistischen Mittelwert), die einen Vergleich zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung oder mehreren Kulturen zulassen, wird das Eigenschaftslistenverfahren oder Polaritätsprofil verwendet. Über semantische Differenziale (z. B. höflich/unhöflich; humorvoll/humorlos) geben die Befragten auf einer Skala das Zutreffen einer Eigenschaft an. Eine andere Befragungstechnik liegt der Skala der sozialen Distanz zugrunde, wonach der Befragte für verschiedene Bereiche angeben muss, inwieweit er Angehörige einer bestimmten Nation in diesem Umfeld akzeptieren würde (als Nachbar, als Kollege, als Familienmitglied).

Diese standardisierten, quantitativen Messverfahren sind häufig kritisiert worden, da das zugrunde liegende Verständnis von Kultur als standardisierte Verhaltens-

⁴ Vgl. die Arbeit des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung in: <http://www.gei.de>. (Stand: 03.03.2006)

muster, die sich durch quantitative Erhebungen innerhalb bestimmter sozialer Gruppen vergleichen lassen, problematisch ist. Sie können durch die Reduzierung sozial-historischer Komplexitäten intrakulturelle Unterschiede nicht erfassen (vgl. Witte). So ist seit einiger Zeit eine stärkere Hinwendung zu hermeneutischen Interpretationsverfahren zu beobachten, die nicht zuletzt durch die Wende der Literatur- zu einer Kulturwissenschaft (vgl. Esselborn: 3) und damit auch Interkulturalitäts- und Fremdeheitsforschung (u. a. Wierlacher) bestimmt ist. Hermeneutische Verstehensmodelle beschreiben Kultur nicht als statisch geschlossenes Ganzes, sondern als eine dynamisch „vielstimmige, multiperspektivische Diskurs- und Handlungswelt“ (Hallet: 107). Für den Fremdsprachenunterricht⁵ sind daher vor allem die Verfahren von Interesse, in denen der Lerner sein Weltwissen konstruktiv (vgl. Keller) zur Interpretation von Texten einbringen kann, das wiederum zum Dialog mit dem Text anregt und interkulturelles Lernen fördert.

5 Ausblick

Die Ausführungen zu empirischen Arbeiten der Stereotypenforschung haben deutlich gemacht, dass die Beschäftigung mit Images und Stereotypen weder als Forschungsthema noch als Unterrichtsgegenstand an Reiz verloren hat. Seine Attraktivität ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass sich jeder Sprachlerner im Kontakt mit Muttersprachlern oder während eines Aufenthaltes im Zielsprachenland mit Vorurteilen gegenüber seiner eigenen und der fremden Kultur konfrontiert sieht. Die Sensibilisierung für stereotype Verhaltensmuster ist somit für den Fremdsprachenunterricht als Orientierungsfunktion von großer Bedeutung. Allerdings muss die Verwendung der Termini „Images“ und „Stereotype“ in der Literatur in den Verwendungszusammenhang ihrer Forschungsdisziplin und des Verständnisses des Kulturbegriffs gebracht werden.

Weiterführende Fragestellungen auf quantitativ faktologischer, qualitativ interpretierender als auch didaktischer Ebene ergeben sich für Untersuchungen (idealerweise in Vorher-Nachher-Langzeitstudien) zu folgenden Punkten:

- Wie verändern sich Vorstellungen über andere Länder und Kulturen nach Direktkontakten?
- Welchen Einfluss haben Aufenthalte im Zielsprachenland auf subjektive Theorien von Fremdsprachenlernern?
- Inwieweit unterscheiden sich Österreich- und Deutschlandbilder bei den Lernern?
- Welche Texte eignen sich besonders für das Bewusstmachen von kulturellen Sinnzuschreibungen im Fremdsprachenunterricht (z. B. Altmayer)?

⁵ Auch dem Sachfachunterricht, z. B. dem bilingualen Geschichtsunterricht, wird eine besondere Eignung für interkulturelles Lernen zugesprochen (vgl. Helbig).

- Wie kann das „in der Sprache historisch gewordene sozio-kulturelle Wissen“ (Ziegler: 45) für den Fremdsprachenlerner aktiviert und erschlossen werden?

Einige der genannten Themenbereiche konnten während der Konferenz „Wider Raster und Schranken“ eingegrenzt und eine weiterführende Beschäftigung in Seminaren, Diplom- und Magisterarbeiten angeregt werden. Images und Stereotypen werden also auch in Zukunft wichtiger Bestandteil der Ausbildung für Mittler von Sprache und Kultur sein.

Literatur

- Allport, Gordon W. (1971): Die Natur des Vorurteils. Köln.
- Altmayer, Claus (2004): Kultur als Hypertext. Zu Theorie und Praxis der Kulturwissenschaft im Fach Deutsch als Fremdsprache. München.
- Atteslander, Peter (1993): Methoden der empirischen Sozialforschung. 7. Aufl. Berlin/New York.
- Auernheimer, Georg (1996): Einführung in die interkulturelle Erziehung. 2. Aufl. Darmstadt.
- Bausinger, Hermann (1988): Stereotopie und Wirklichkeit. In: Wierlacher, Alois/Eggers, Dietrich/Engel, Ulrich/Krumm, Hans-Jürgen/Picht, Robert (Hg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Bd. 14. München, 157-170.
- Esselborn, Karl (2005): Vom Auszug in die Fremde zur interkulturellen Mobilität. Das Reisetema in aktuellen deutschsprachigen Prosatexten für den Bereich der interkulturellen Germanistik/DaF. In: Info DaF, H. 1, 3-13.
- Ganter, Stephan (1997): Stereotype und Vorurteile: Konzeptionalisierung, Operationalisierung und Messung. Mannheim.
- Gottschlich, Maximilian/Obermair, Karl (1989): Das Image Österreichs in den ausländischen Medien. Theoretische Perspektiven und empirische Ergebnisse kommunikationswissenschaftlicher Imageforschung. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Völker und Nationen im Spiegel der Medien. Bonn, 54-66.
- Grunig, James (1993): On the effects of marketing, media relations, and PR. In: Armbrrecht, Wolfgang/Avenarius, Horst/Zabel, Ulrich (Hg.): Image und PR. Opladen, 263-295.
- Hallet, Wolfgang (2001): Interplay der Kulturen: Fremdsprachenunterricht als ‚hybrider Raum‘. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlich orientierten Textdidaktik. In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung, H. 1, 103-130.
- Helbig, Beate (2001): Das bilinguale Sachfach Geschichte. Eine empirische Studie zur Arbeit mit französischsprachigen (Quellen-)Texten. Tübingen.

- Henrici, Gert (1999): Empirische Forschung und Sprachpraxis im Fach DaF. Zur Notwendigkeit und Nützlichkeit einer engen Partnerschaft. In: Info DaF, H. 5, 432-440.
- Keller, Gottfried (1997): Die Wahrnehmung der Fremdkultur – neu interpretiert aus konstruktivistischer und sozialpsychologischer Sicht. In: Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (Hg.): Kulturkontraste im universitären Fremdsprachenunterricht. Bochum, 37-58.
- Kleinsteuber, Hans J. (1991): Stereotype, Images und Vorurteile – Die Bilder in den Köpfen der Menschen. In: Trautmann, Günter (Hg.): Die hässlichen Deutschen. Darmstadt, 60-68.
- Koch-Hillebrecht, Manfred (1977): Das Deutschlandbild. Gegenwart, Geschichte, Psychologie. München.
- Löschmann, Martin (1998): Stereotype, Stereotype und kein Ende. In: Löschmann, Martin/Stroinska, Magda (Hg.): Stereotype im Fremdsprachenunterricht. Frankfurt a. M., 7-34.
- Maletzke, Gerhard (1996): Interkulturelle Kommunikation: Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen. Opladen.
- Middeke, Annegret (2003): Bulgarienbilder in der deutschsprachigen Literatur – Deutschlandbilder in der bulgarischen Literatur: Zur Entwicklung eines literaturdidaktischen Lehrwerks. In: Wolff, Armin/Riedner, Ursula Renate (Hg.): Grammatikvermittlung – Literaturreflexion – Wissenschaftspropädeutik – Qualifizierung für eine transnationale Kommunikation. Regensburg, 166-179.
- Nicklas, Hans/Ostermann, Änne (1989): Die Rolle von Images in der Politik. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Völker und Nationen im Spiegel der Medien. Bonn, 22-35.
- Nünning, Ansgar (1999): Englische Bilder von Deutschland und den Deutschen: Zur Bedeutung von Nationalstereotypen für das kollektive Gedächtnis und das Verstehen fremder Kulturen. In: Bredella, Lothar/Delanoy, Werner (Hg.): Interkultureller Fremdsprachenunterricht. Tübingen, 322-357.
- Ostermann, Änne/Nicklas, Hans (1984): Vorurteile und Fremdbilder. 3. Aufl. Weinheim.
- Pauldrach, Andreas (1992): Eine unendliche Geschichte. Anmerkungen zur Situation der Landeskunde in den 90er Jahren. In: Fremdsprache Deutsch, H. 6, 4-15.
- Roth, Klaus (1998): Bilder in den Köpfen. Stereotypen, Mythen und Identitäten aus ethnologischer Sicht. In: Heuberger, Valeria/Suppan, Arnold/Vyslonzil, Elisabeth (Hg.): Das Bild vom Anderen: Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen. Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien.

- Spaniel, Dorothea (2002): Deutschlandimages. Ein Beitrag zur Stereotypenforschung. In: Info DaF, H. 4, 356-368.
- Suppan, Arnold (1998): Identitäten und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen. In: Heuberger, Valeria/Suppan, Arnold/Vyslonzil, Elisabeth (Hg.): Das Bild vom Anderen. Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, 9-20.
- Thomas, Alexander (1999): Handlungswirksamkeit von Kulturstandards. In: Hahn, Heinz (Hg.): Kulturunterschiede – Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten Frankfurt a. M., 109-120.
- Wierlacher, Alois (Hg.) (1993): Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung. München.
- Wilke, Jürgen (1989): Imagebildung durch Massenmedien. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Völker und Nationen im Spiegel der Medien. Bonn. 11-21.
- Witte, Arnd (2002): Daheim im Dazwischen? Zur Dialektik von Fremd- und Selbstverstehen im interkulturellen Fremdsprachenunterricht. In: Barkowski, Hans/Faistauer, Renate (Hg.): In Sachen Deutsch als Fremdsprache. Hohengehren, 418-427.
- Ziegler, Gudrun (2004): Wie Fremdes vermitteln? Zur Funktion von Stereotypisierungen in der Unterrichtskommunikation. In: Altmayer, Claus/Forster, Roland/Grub, Frank T. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache in Wissenschaft und Unterricht. Frankfurt a. M./Berlin/Bern, 43-62.

Minderheiten in der Demokratie – die Mühen der Toleranz

Peter Gstettner (Klagenfurt)

Ich möchte mein Referat in die Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft eingebettet sehen. Als Pädagoge und Sozialwissenschaftler, der in Österreich lebt und an einer österreichischen Universität lehrt, nehme ich selbst seit vielen Jahren an diesem Diskurs teil und habe mich dabei eindeutig positioniert. Ich werde also mehr über das Eigene als über das Fremde sprechen, zum einen, weil Österreich schon seit langem eine „multikulturelle Gesellschaft“ ist; in Österreich leben alteingesessene und staatlich anerkannte ethnische Minderheiten. Zum anderen, weil Österreich zum Einwanderungsland auch für andere ethnische Gruppen geworden ist, die heute oft als „neue Minderheiten“ bezeichnet werden. Wie die Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft in Bulgarien verläuft, ob und wie Probleme mit Minderheiten hier zum Gegenstand von sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Diskursen geworden sind, weiß ich nicht, aber ich denke, ich werde es im Verlauf dieser Tagung erfahren.

Meine Position in Österreich ist – auf der einen Seite – die einer kritischen Sicht auf die staatliche Minderheitenpolitik. Auf der anderen Seite engagiere ich mich für eine interkulturelle Erziehung und Bildung, für Zwei- und Mehrsprachigkeit im Schulwesen, für die Schaffung von Neugierde und Aufgeschlossenheit der

Jugend gegenüber fremden Kulturen, für gegenseitiges Verständnis, Vertrauen und Toleranz. Ich weiß, dass dies ein schwieriges Unterfangen ist, selbst in einer gefestigten Demokratie. Oft ist es wie ein Balanceakt, denn tatsächlich tut sich eine Schere auf zwischen den staatlichen Reformversprechungen und den begrenzten Möglichkeiten und Einschränkungen im pädagogischen Alltag. Zwischen den geforderten und tatsächlichen Reformen klaffen Lücken, die immer weniger mit dem good-will-Engagement der Pädagogen und Pädagoginnen zu schließen sind.

Die praktischen Erfahrungen lehren, dass ein Schlüssel für das Wahrnehmen und Reduzieren dieser Lücken in der wissenschaftlichen Reflexion der eigenen Rolle als Erwachsene und Erzieher in der Gesellschaft besteht. Diese Reflexion, die mit der Basisanforderung an „Allgemeinbildung“ gleich zu setzen ist, betrifft z. B. die leichte ideologische Verführbarkeit und Fanatisierbarkeit des Menschen, das bewusste oder unbewusste Dominanzstreben in Form von nationaler Überheblichkeit, den schleichenden Übergang vom Nationalstolz zum Alltagsrassismus und die rasche Bereitschaft zur Ausgrenzung (Exklusion) von anderen Menschen und Gruppen, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen.

Auf politischer Ebene sind es zumeist die so genannten Populisten, die in Europa am liebsten nicht nur nach rechts sondern auch nach rückwärts in die vor-moderne Vergangenheit des Nationalismus schauen wollen. Oft halten sie in ihrem Heimatland aus einem falsch verstandenen Patriotismus die ethnische Homogenität der Bevölkerung für das erstrebenswerteste Ziel. Diese Position wurde im nicht allzu lange zurückliegenden 20. Jahrhundert um den Preis von so genannten ethnischen Säuberungen durchgesetzt, in der Nazizeit auch mit Methoden des systematischen Völkermordes (Ethnozid).

Zu den Basiserfordernissen menschlichen Zusammenlebens zählen wir deshalb Toleranz, ein Grundverständnis von Humanität und die Selbstverpflichtung jedes einzelnen, Menschen als Subjekte und nicht als Dinge zu behandeln.

Nach namhaften Pädagogen des deutschen Sprachraumes sind solche Basiserfordernisse des Zusammenlebens, die auch als Leitlinien interkultureller Bildung gelten können, formulierbar

- als Offenheit für andere Kulturen und als Möglichkeit der Verständigung,
- als Wahrnehmung des Anderen, als Hilfsbereitschaft und als Teilen von Gütern,
- als das Wissen um Glück und Macht und als verantwortlichen Umgang damit,
- als Fähigkeit zur Einfühlung aus Verbundenheit mit dem Ganzen,
- als Bereitschaft zur Selbstverantwortung und zum gesellschaftlichen Engagement,
- als ein tiefes Bewusstsein der eigenen Geschichtlichkeit.

Das Letztere, das Bewusstsein der eigenen Geschichtlichkeit, mehr noch: die Aufarbeitung der eigenen Geschichte, macht nicht nur eine intensive biographische Erforschung und Reflexion notwendig. Die Aufarbeitung der eigenen Geschichte

– und das ist für jede multikulturelle Gesellschaft gültig – thematisiert über die eigene Geschichte hinaus immer auch das Über- und Unterordnungsverhältnis von Mehrheit und Minderheit, stellt also die Machtfrage ins Zentrum der Reflexion. Jede Beschäftigung mit Minderheitenfragen muss deshalb die individuelle und kollektive Gesellschaftsgeschichte der Hervorbringung und möglichen Ausgrenzung von Minderheiten reflektieren. Es ist folglich unvermeidlich, dass der Reflexionshorizont die größten Menschheitsverbrechen des vergangenen Jahrhunderts, die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, mit einschließen muss. Österreich hat ab 1938 sieben lange Jahre den Naziterror erlebt, erlitten, aber auch mitgemacht. Mit brutaler Konsequenz haben Minderheiten zu spüren bekommen, wohin Ausgrenzung, Diskriminierung und Entrechtung führen: zur Ausrottung ganzer Völker und Bevölkerungsgruppen.

Selbst wenn man die Geschichte Bulgariens im Zweiten Weltkrieg nicht genau kennt, findet der aufmerksame Beobachter Spuren davon im heutigen Alltag, auch im österreichischen.

Da ich mich schon seit vielen Jahren mit dem Problem des historischen Gedächtnisses und der spezifisch „österreichischen Erinnerung“ beschäftige, weiß ich, wo solche Spuren sichtbar sind: Das größte nationalsozialistische Konzentrationslager auf österreichischem Boden befand sich von 1938 bis 1945 in Mauthausen bei Linz. Bulgarische Häftlinge, die von den Nazis ins KZ Mauthausen deportiert wurden, bildeten eine der vielen Gruppen von politisch Verfolgten. Die meisten dieser Widerstandskämpfer, die 1941 nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Bulgarien gefangen genommen und nach Mauthausen verschleppt wurden, hatten schon zuvor bei den internationalen Brigaden auf der Seite der republikanischen Spanier gekämpft – wie übrigens auch zahlreiche österreichische Freiwillige, zumeist Sozialisten (vgl. Landauer). Die internationalen Spanienkämpfer wollten den Faschismus in Spanien verhindern, was aber letztlich nicht gelang, da der spanische Faschismus von Hitler-Deutschland – vor allem von der Nazi-Luftwaffe – militärische Unterstützung bekam.

Zur Erinnerung an das Leiden und Sterben der Bulgaren in Mauthausen wurde 1976 ein Denkmal enthüllt. Das bulgarische Denkmal zeigt einen überlebensgroßen Widerstandskämpfer im realistischen Stil der damaligen Zeit. Eine Kopie dieses Denkmals wurde in Sofia an prominenter Stelle aufgestellt, nämlich im Park vor der Aleksandăr-Nevski-Kathedrale.

Die historische Erfahrung nationaler Katastrophen lehrt uns: Am Anfang standen das Vorurteil, die Rechtsungleichheit, die Intoleranz und die nationale Überheblichkeit. Und: Am Anfang stand die verbale Diskriminierung. Die Nationalsozialisten erfanden den Begriff des „Gemeinschaftsfremden“ und des „Volkschädlings“, um unerwünschte Teile der Bevölkerung aus der nationalistisch definierten Volksgemeinschaft auszugrenzen.

Von der Ausgrenzung war als erste die jüdische Bevölkerung betroffen, aber auch Sinti und Roma standen immer im Zentrum von Verfolgung und Vertrei-

bung. Antijüdische Vorurteile und Rassismus waren 1938 beim „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland so tief in der Bevölkerung verankert, dass die NS-Maßnahmen der Vertreibung, Ausplünderung und Internierung der Juden im Dritten Reich auf unterschwellige Zustimmung und stillschweigende Duldung stießen. Die deutsche und österreichische Mehrheitsbevölkerung hatte den Völkermord an den Juden, an den Sinti und Roma, an Behinderten und Kranken zwar nicht lauthals begrüßt, sie hat ihn aber zugelassen und war daran zum Teil auch aktiv beteiligt. Die nationalsozialistischen Führer hatten die aktive Eliminierung der Minderheiten als „völkische Selbstreinigungsbestrebungen“ unterstützt und gefördert.

Auch wenn es uns Nachgeborenen heute unfassbar erscheint, so ist es doch eine historische Tatsache, dass die Aufhebung der Rechtsgleichheit gegenüber den Minderheiten, ihre politische Verfolgung und ihre Ausgrenzung aus der Gesellschaft nur auf vereinzelte Proteste stießen. Gründe dafür liegen sicher in den allgemeinen Terrormaßnahmen der Nationalsozialisten, die alle Unangepassten trafen. Dadurch wurde eine schützende Parteinahme zugunsten der verfolgten Minderheiten verhindert.

Andererseits ist es auch eine Tatsache, dass die aktive Beteiligung so vieler Mitbürger an den Massenverbrechen der Nazis ohne die historisch tief verwurzelten Traditionen des Antijudaismus und ohne die rassistische Überheblichkeit des arischen Herrenmenschentums nicht möglich gewesen wäre.

Hinsichtlich der Menschen, die von den Nazis als „Zigeuner“ oder „Asoziale“ eingeordnet wurden, die als Zeugen Jehovas, Homosexuelle, Behinderte usw. den „volksfremden“ Randgruppen zugeordnet wurden, sind die Vorurteile auch noch lange nach 1945 wirksam geblieben. Ungeachtet der an diesen Gruppen in der NS-Zeit verübten Verbrechen bestehen auch heute noch gewisse Diskriminierungen und Ungerechtigkeiten weiter.

Sinti und Roma, um ein konkretes Beispiel zu nennen, wurden in Österreich überhaupt erst vor rund zehn Jahren (im Dezember 1993) durch das Parlament als österreichische Volksgruppe offiziell anerkannt. Sie sind seither als ethnische Minderheit den anderen im Staatsvertrag von 1955 genannten Volksgruppen, wie etwa den Kärntner Slowenen oder den Kroaten im Burgenland, formal gleich gestellt. Für Demokratie und Menschenrechte war dies sicher ein Fortschritt. Doch blieben Fragen nach der Motivation der Politiker für diesen Schritt und nach den Folgen für die Volksgruppe der Sinti und Roma offen. Möglicherweise haben die politisch Verantwortlichen etwas nachgeholt, das sie bisher Jahrzehnte lang absichtsvoll „vergessen“ hatten, nämlich einer Minderheit, die von der Gesellschaft ausgegrenzt und verachtet wurde, die unter den Nazis den Holocaust mit erleiden musste, zu ihren fundamentalen Bürgerrechten zu verhelfen. Der damals bevorstehende Beitritt Österreichs zur EU mag dabei auch eine Rolle gespielt haben, da dies vielleicht das demokratische Gewissen Österreichs geweckt hatte.

An dem Beispiel der Sinti und Roma lässt sich exemplarisch aufzeigen, dass die Tradition der vorurteilshaften Unduldsamkeit gegenüber Minderheiten sich als Entzug der Menschenrechte niederschlägt, im ersten Stadium als mangelnde Toleranz dem Fremden gegenüber – vor allem dann, wenn Fremdsein wahrgenommen wird als dunkelhäutig, südländisch, leichtlebig, fahrend und unstet sowie unverstänlich in Sprache und Kultur.

Die historische Erfahrung zeigt, dass sich mangelnde Toleranz zumeist doppelt manifestiert: Festungsmentalität nach außen und Vertreibungsmentalität nach innen. Die Fremden sollen möglichst schon an den Grenzen abgefangen und zurück geschickt werden. Diejenigen „Ausländer“, die schon hier sind, sollen tunlichst verschwinden, wegziehen, irgendwohin außer Landes gehen, oder dorthin gebracht werden, wo sie (vermutlich) herkommen.

Durchaus in der Tradition dieser Strategie stand dann auch das Verbrechen vom Februar 1995, bei dem vier Roma im Burgenland durch einen Sprengstoffanschlag ihr Leben verloren. Die Technik des Attentats war „modern“: Es war eine raffinierte Sprengstofffalle, die an einer Tafel angebracht war und explodierte, als die vier Männer die Tafel entfernen wollten. Die Tafel, unter der die Sprengfalle verborgen war, trug die Aufschrift: „Roma zurück nach Indien“. Der Täter hatte die Vertreibungsmentalität auf den Begriff gebracht. Der Text bedeutete ja nichts anderes als: Roma, geht dorthin zurück, wo ihr herkommt! Dieses Land (gemeint ist Österreich) gehört uns!

Die „Vertreibungsmentalität“ hat nichts mit historischen Fakten zu tun, denn die Roma – vor einigen Jahrhunderten aus Indien eingewandert – sind schon seit vielen Generationen im Burgenland bzw. Österreich sesshaft. Die Minderheiten, die Migranten, die Flüchtlinge und die Asyl Suchenden werden zu den eigentlichen Fremden stilisiert, die – wie es unlängst der Kärntner Landeshauptmann polemisch sagte – „auf unsere Kosten hier ihren Urlaub machen wollen“. Diesen Fremden gegenüber sollen wir uns offenbar am deutlichsten abgrenzen. Auf sie zielt die Fremdenpolitik der Regierung ab: Ausländergesetze, Aufenthaltsgesetze, Niederlassungs- und Beschäftigungsgesetze, neuerdings auch „Zwangsimtegrationsgesetze“. Dieses Arsenal von Rechtsvorschriften soll den Fremden das Leben zu einem behördlichen Hürdenlauf machen.

Dabei wird oft so getan, als wären die Herausforderungen der Multikultur erst durch den Zusammenbruch der ehemaligen Ostblockstaaten und durch die Öffnung des Eisernen Vorhangs entstanden. Faktisch war aber eine ethnisch gemischte Bevölkerung schon Jahre vorher in allen Staaten Europas Realität, nur sprach man früher von „Gastarbeitern“, weil man sie für den wirtschaftlichen Aufbau dringend brauchte und weil man dachte, sie würden nach getaner Arbeit in ihre Ursprungsländer zurückgehen. Folglich verabsäumte man es, eine längerfristige Bildungspolitik zu konzipieren und Maßnahmen zu planen, um auf das interethnische und interreligiöse Zusammenleben vorzubereiten. Zu spät merkte man, dass die humane und friedliche Gestaltung der multikulturellen Gesellschaft mit dem

Wecken und Schüren von Vertreibungsmentalität ebenso unvereinbar ist wie mit einer nationalen Festungsmentalität.

Erst in den letzten Jahren, als die ethnischen Kriege im ehemaligen Jugoslawien schon voll ausgebrochen waren, wurde erkannt und anerkannt, dass auch Minderheiten in sich nicht ethnisch homogen sind und dass sie sich staatlicherseits nicht als Unsicherheits- bzw. Belastungsfaktoren und als abzuschiebende Objekte definieren lassen. Religiöse und ethnisch-kulturelle Minderheiten streben in der Regel eine staatlich garantierte Multikulturalität an und wollen gleichzeitig ein positives Wir-Bewusstsein ausbilden können. Letzteres soll dazu verhelfen, dass sie sich auch in der Fremde als Subjekte ihrer Geschichte empfinden. Auch wenn sie von der Not gezwungen wurden, ihre Ursprungsländer zu verlassen, wollen sie als „Neu-Bürger“ alle Rechte zugesprochen erhalten. Mit anderen Worten: Minderheiten wollen nicht, dass die ihnen vom Gastland zugeschriebenen diskriminierenden Gruppenmerkmale wie illegale Einwanderung, Wirtschaftsflüchtlinge, außereuropäische Herkunft usw., sie zu Bürgern zweiter Klasse machen, denen Ansprüche auf Menschenrechte nicht zuerkannt werden.

Die moderne Gesellschaft ist aufgrund ihrer demokratischen Prinzipien verpflichtet, den bislang benachteiligten Minderheiten so lange bevorzugten Schutz und Sonderrechte angedeihen zu lassen, bis eine Chancengleichheit hinsichtlich der Gleichstellung vor dem Gesetz erreicht ist. Mehr noch: Minderheiten wollen heute in der Demokratie nicht mehr nur vor Diskriminierungen geschützt werden, sondern sie wollen – im Einklang mit den staatlichen Grundrechten – auch ihren eigenen kulturellen Vorstellungen und Traditionen entsprechend leben können. Insofern steht die Gesellschaft unter dem Selbstanspruch der Emanzipation, auch wenn sie diesem Anspruch gegenüber den Minderheiten nur zögernd, wenn überhaupt, nachkommt. Denn in der Praxis läuft das Interesse der Mehrheitsgesellschaft von Anfang an darauf hinaus, eine emanzipatorische „Sonderentwicklung“ von einzelnen Bevölkerungsgruppen radikal einzuschränken.

Konkret wird die Emanzipation von Minderheiten zumeist durch Assimilationserwartung und entsprechenden Assimilationsdruck verhindert. Diese Strategie zielt in der Regel letztlich auf eine vollständige Verschmelzung von Minderheit und Mehrheit ab, wodurch wiederum die Fiktion der ethnischen Homogenität genährt wird. So eine gesellschaftliche Tendenz kann deshalb für Minderheiten Chance und Gefahr zugleich bedeuten. Die Chance besteht darin, an der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung teilzuhaben und von allen rechtlichen und sozialen Diskriminierungen befreit zu sein. Die Gefahr besteht darin, jede Eigenständigkeit als ethnische Gruppe zu verlieren und über kurz oder lang spurlos in der Mehrheitsgesellschaft aufzugehen.

Das heißt: Minderheiten führen in der modernen Gesellschaft in der Regel einen doppelten Kampf, nämlich gegen Unterdrückung und Diskriminierung einerseits und gegen die totale Umarmung, gegen die vollständige Absorbierung durch die Mehrheitsgesellschaft andererseits.

In demokratischen Gesellschaften ist ein zentrales Problem der Minderheiten das der Identität. Eine fortschreitende Assimilationspolitik wird von den Minderheiten als Bedrohung ihrer Identität erlebt, von der Mehrheit wird der Verlust der ethnischen Identität der Minderheit als natürlicher Übergang und als Preis für die soziale Integration in die Mehrheitsgesellschaft angesehen. Aus diesem Widerspruch können starke soziale Spannungen entstehen, wobei hartnäckige wechselseitige Vorurteile vielen Konflikten zusätzlich Nahrung geben.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich: Überall sind Integrationsprozesse von Konflikten begleitet und nirgendwo geht dieser Prozess reibungslos und rasch vor sich. Dabei geht es aber nicht um die Frage des möglichen Identitätsverlustes, sondern um die eines Identitätswandels bzw. um die Ausbildung einer so genannten Mehrfachidentität (patchwork-identity). Eine Gesellschaft, die sich ihrer Integrationskraft nicht sicher ist und die Mehrfachidentitäten ihrer Mitglieder nicht zulässt, wird – um drohende Konflikte zu vermeiden – auf eine kurzfristige Zwangsassimilation der Minderheiten setzen. Eine forcierte Assimilationspolitik wird aber genau jene Konflikte hervorrufen, welche die Gesellschaft zu vermeiden trachtet oder aber, sie bringt Minderheiten tatsächlich zum Verschwinden und nimmt die kulturelle Vereinheitlichung und Verödung in Kauf.

Minderheiten haben nicht nur ein Recht auf Eigenständigkeit, sie sind auch ein mitgestaltender Teil der Gesamtgesellschaft. Oft sind es gerade die Minderheiten, die die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung eines Landes oder einer Stadt entscheidend vorantreiben. Die Geschichte Spaniens, solange dort Juden, Moslems und Christen das wirtschaftliche und kulturelle Leben prägten, ist ein gutes Beispiel dafür. Oder die Geschichte großer Städte wie Amsterdam, Berlin, Prag, Venedig, Vilnius/Wilna, Wien oder Budapest. Alle diese Städte – und die Aufzählung ließe sich noch lange fortsetzen – hatten ihre größte Blüte, solange die ethnisch-religiösen und kulturellen Minderheiten gemeinsam mit der Mehrheit zum Vorteil des Ganzen zusammen wirkten. Diese Städte wurden dann zu europäischen Zentren der Moderne, zu Metropolen der kulturellen Toleranz.

Minderheiten sind, wie die Wirtschaftsgeschichte ebenso wie die Kunst- und Kulturgeschichte zeigt, ein ausgesprochener Aktivposten moderner Gesellschaften. Sie stellen keine Belastung, sondern eine Bereicherung der Gesellschaft dar. Sie tragen zur Lebendigkeit und Produktivität einer Gesellschaft bei. Eine Gesellschaft ohne Minderheiten würde veröden und erstarren. Deshalb hat der Ministerausschuss des Europarates schon vor 20 Jahren in einer EntschlieÙung festgestellt, „dass die in Europa durch die Migrationsbewegungen (...) entstandenen multikulturellen Gesellschaften ein irreversibles, das heißt: ein unumkehrbares, nicht mehr rückgängig zu machendes, und insgesamt positiv zu bewertendes Phänomen darstellen“ (zit. nach Fischer: 26).

Gerade in dem ideologisch-gesellschaftlichen Umfeld, in dem wir uns heute bewegen, sind solche Resolutionen nicht nur wörtlich sondern auch ernst zu nehmen, wobei ich unter „Umfeld“ gar nicht speziell Österreich meine, sondern

all jene westeuropäischen Länder, in denen unter dem Deckmantel der freien Marktwirtschaft ein Stück weit der alte imperialistische, aggressive „Goldgräberkapitalismus“ wieder zurückgekehrt ist. Natürlich ist das Wort „Goldgräberkapitalismus“ verpönt; man sagt statt dessen „Neoliberalismus“, weil es ja um vornehmere Dinge geht: um Kapitaltransfer, um neue Absatzmärkte, um die Ausbeutung von Naturressourcen, vor allem um Öl.

Der Neoliberalismus ist die dominante Ideologie des ökonomischen und sozialen Systems westlicher Industriestaaten geworden. Diese Ideologie greift weit über bloßes Profitdenken und über materialistisches Besitzstreben hinaus. Ethische Prinzipien, wie das Teilen von Lebensqualität und Teilhabenlassen am Gemeinwohl, und traditionelle Werte, wie Solidarität und Chancengerechtigkeit, werden als überflüssig und hinderlich beim individuellen Fortkommen gewertet.

Die postmodernen Philosophien sprechen deshalb zu Recht von einer Dekonstruktion der herkömmlichen und allgemeinen Grundsätze des menschlichen Zusammenlebens. Dekonstruktion heißt: Auflösung und Verflüssigung der ethischen Prinzipien, radikale Relativierung der humanistischen Werte, selbst der Menschenrechte. Zum Beispiel: Das „Lebensrecht“ gilt nicht mehr allgemein und grundsätzlich für alle menschlichen Wesen. Die Ethik der postmodernen Philosophie setzt dieses Recht der öffentlich-politischen Diskussion aus: Utilitarismus hat Priorität, also Nützlichkeitsabwägungen; Kosten-Nutzen-Rechnungen werden angestellt. So steht zum Beispiel das Lebensrecht von schwer behinderten Neugeborenen und unheilbar Kranken wieder zur Disposition. Auch die Unantastbarkeit der menschlichen Würde soll nicht mehr für alle in gleicher Weise und in allen Situationen gelten.

Die Konsequenzen dieses Diskurses sind schon absehbar, weil sie schon eingetreten sind: Die Fremdenpolitik der Regierung beispielsweise erlaubt es den Organen der Exekutive, gegenüber „illegalen“ Einwanderern besondere Gewaltmaßnahmen bei Abschiebepflicht anzuwenden. Dass dabei nicht nur die menschliche Würde mit Füßen getreten wird, sondern sogar Todesfolgen für die Betroffenen in Kauf genommen werden, hat sich auch in Österreich gezeigt. Der herbeigeführte Tod eines Schubhäftlings, ob durch Selbstmord oder Fremdverschulden, ist die logische Konsequenz einer inhumanen Ordnungsphilosophie auf nationalistischer Grundlage.

Von der Deregulierung der Wirtschaft über die Dekonstruktion des Wertesystems zur Desintegration der Gesellschaft und zur Degradierung des Menschen – wenn dies die Logik des Neoliberalismus im Zeitalter der Globalisierung ist, dann beschert uns dies zweierlei:

- I. Auf der einen Seite wachsen globale Migration, Illegalisierung der Migrationsströme und die permanente politische Kontrolle darüber. Täglich passieren Tausende Migranten zu Fuß, mit dem Zug, mit Linienflügen, mit Schiffen oder schwimmend die Grenzen der „Festung Europas“ auf der Suche nach einem besseren Leben, nach Sicherheit, Lebensunterhalt oder bes-

seren Verdienstmöglichkeiten. Viele kommen als Asylwerber oder Arbeitspendler, reisen zunächst mit einem Touristenvisum in die EU ein und bleiben nach Ablauf des Visums „illegal“ im so genannten Kerneuropa. Millionen leben hier unter widrigen, menschenunwürdigen Verhältnissen und sind gezwungen, unter niederträchtigen, ausbeuterischen und irregulären Beschäftigungsverhältnissen zu arbeiten.

- II. Auf der anderen Seite hat die Flexibilisierung und Globalisierung der Arbeitsmärkte einen Sozialdarwinismus befördert, der die Konkurrenz an die Stelle der Toleranz setzte. Das Überlebensprinzip des Stärkeren verschaffte sich Geltung in den Beziehungen zwischen den Menschen und Gruppen, die nun im bewaffneten Konflikt die legitime Durchsetzung ihrer Interessen sehen. Weitere Kriege, Erniedrigung des Menschen durch Versklavung und Vertreibung, physische Ausrottung ganzer Gruppen sind die Folge – bis hin zur ethnischen „Säuberung“ eines Territoriums. Über Generationen hinweg hat sich die Gesellschaft damit neue Probleme eingehandelt, denn jeder Krieg schafft eine neue Generation von später schwer integrierbaren Menschen, wie z. B. extrem traumatisierte Kinder, die Augenzeugen von Massakern und Menschenrechtsverletzungen wurden.

Die Entwicklungen in den Krisenregionen Europas zeigen, dass eine wachsende Tendenz zur „Ethnisierung“, also aufkeimender Rassismus in Kombination mit Migration und territorialer Autonomie, durchaus in der Lage ist, neue Grenzen, neue ethnische Reservate und Feindbilder zu schaffen. Globalisierung, bei gleichzeitigem Ausspielen der nationalen Karte (was wir „Ethnisierung“ nennen), scheint demnach geradezu ein Gegenkonzept zur Demokratisierung zu sein. Mit anderen Worten: Globalisierung in Verbindung mit Nationalismus ist mit Demokratie unvereinbar. Globalisierung ist ein imperialistisches Herrschaftsinstrument, das sich des Nationalismus als eines Konglomerats von dumpfen Gefühlen bedient. Demokratie ist dagegen eine rationale, aufgeklärte Regierungsform, die allen Bürgern gleiche Rechte einräumt.

Wenn dies richtig ist, dann müsste sich eine demokratische Regierungsform auch in Schule und Unterricht abbilden lassen – als antinationales, antirassistisches, interethnisches, interkulturelles Curriculum. Damit wären wir beim Kern der Sache, nämlich bei den zentralen Problemen der Konfliktbewältigung und Friedenserziehung. Wenngleich die Schule die zu Grunde liegenden Gesellschaftskonflikte nicht lösen kann, so vermag doch gerade eine wohl verstandene interkulturelle Pädagogik langfristig das geistige und politische Klima in einem Land positiv zu beeinflussen, vermag Weichen zu stellen, ob die heranwachsende Generation im Geiste der unaufgearbeiteten Vergangenheit und der tradierten Feindbilder heranwächst oder ob neue Formen der kulturellen Offenheit und Neugierde sowie des verständnisvollen Zusammenlebens entstehen.

Dem Selbstverständnis multikultureller Gesellschaften entsprechen daher offene demokratische Bildungseinrichtungen, in denen ethnisch und sozial gemisch-

te Gruppen gemeinsam lernen, ihren Alltag interkulturell und selbstbestimmt zu gestalten. Es sollte mit einer Öffnung der Schulen und Hochschulen begonnen werden. Das Prinzip der „Offenen Institution“ betont die Gleichwertigkeit von Kulturen und Sprachen, die in einem möglichst konkurrenzfreien Raum zur gegenseitigen Bereicherung und Erweiterung des Kenntnis- und Lebenshorizontes erfahrbar und lernbar werden sollten.

Literatur

- Auernheimer, Georg (1990): Einführung in die interkulturelle Erziehung. Darmstadt.
- Bobbio, Norberto (1998): Das Zeitalter der Menschenrechte. Ist Toleranz durchsetzbar? Berlin.
- Breidenbach, Joana/Zukrigl, Ina (1998): Tanz der Kulturen. Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt. München.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): Feindbild: Minderheit. Zur Funktion von Ethnisierung. Opladen.
- Fischer, Kurt Gerhard (1986): Die Verwirklichung des Bildungsrechts für ausländische Kinder. In: Die Brücke, H. 10/11, 26-28.
- Gstettner, Peter (1988): Zwanghaft Deutsch? Über falschen Abwehrkampf und verkehrten Heimatdienst. Klagenfurt.
- Gstettner, Peter (1993): Die multikulturelle Gesellschaft – ein neues Feindbild? Klagenfurt.
- Landauer, Hans in Zusammenarbeit mit Erich Hackl (2003): Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936-1939. Wien.

Ins innere Bulgarien reisen. Zum psychoanalytischen Verständnis von Fremdheit

Roger Fornoff (Sofia)

1. September 1997: Übelkeit wie vor jeder Abreise. Schon seit Tagen Magenschmerzen, Atemnot, schwärzeste Depression; Todesfurcht. Widerstehe der Neigung, im letzten Moment krank zu werden, mich zu drücken vor dieser besonderen Fremde, die Sprachlosigkeit bedeutet, und richte mich auf das Schlimmste ein (Buselmeier: 7).

Mit diesen Sätzen beginnt ein Buch, auf das ich bei der Vorbereitung für diese Konferenz zufällig gestoßen bin und das zumindest einige von Ihnen vermutlich gut kennen: Michael Buselmeiers *Bulgarisches Tagebuch* von 1997, das unter dem Titel *Die Hunde von Plovdiv* zwei Jahre nach der Niederschrift in Deutschland veröffentlicht wurde.¹ Es waren nicht nur diese ersten Sätze, die mich in das Buch hineinzogen, mich veranlassten, es in einem Zug zu lesen und auf mich und meinen Bulgarienaufenthalt zu beziehen, es war auch die merkwürdige Konkordanz eines Datums: des 11. September. Nein – ich meine nicht den 11. September 2001, den Tag des Anschlags auf das World Trade Center in New York, ich meine

¹ S. den Beitrag von Zwetelina Pantscheva in diesem Band.

den 11. September 1997, jenen Tag, an dem Buselmeier nach Plovdiv aufbrach, und den 11. September 2003, als ich – genau 6 Jahre später – meine Reise nach Bulgarien antrat, um in Sofia meine Arbeit als DAAD-Lektor aufzunehmen. Wenn ich an diesen Tag zurückdenke, dann ließe sich meine Befindlichkeit vor der Abreise nach Bulgarien mit ganz ähnlichen Sätzen wie bei Buselmeier beschreiben: Traurigkeit über den Abschied von den Freunden zu Hause, das Gefühl, für lange Zeit in eine weit entfernte, von der Heimat aus kaum erreichbare, fremde und unbekannte Welt einzutreten und – natürlich –: Angst, keine panische oder hysterische, sondern eine stille, lastende, drückende Angst, die sich schon in den letzten Tagen vor dem Aufbruch meines Körpers wie ein beengender, zu schwerer Mantel bemächtigte, eine Angst, gespeist von den mehr oder weniger trivialen Stereotypen, die in Deutschland über Bulgarien in Umlauf sind: Kriminalität, Mafia, Korruption, Armut, Zigeuner, schikanöse Bürokratie, kurz: von der Erwartung einer feindlichen Umwelt, in der ich ständig Gefahr zu laufen glaubte, betrogen zu werden, übervorteilt, in dunkle Gassen gelockt, niedergeschlagen, ausgeraubt usw. usw. Hinzu kam die Angst vor der fremden Sprache, die ich zwar in Deutschland zwei Wochen gelernt hatte, in der ich aber dennoch nur ein paar wenige Worte sprechen konnte, stotternd, stammelnd, mit falscher Betonung wie ein Kind, das die Erwachsenen bei seinen Sprechversuchen freundlich, aber doch mitleidig belächeln, Worte, die mich, sobald ich nur den Mund aufmachen würde, als Fremden, nicht Zugehörigen, ja vermutlich als Deutschen und damit als Angehörigen einer wohlhabenden, nein: reichen Kultur entlarven würden, der sich des Neids und der Missgunst seitens der materiell Zukurzgekommenen sicher sein konnte.

Wochen zuvor waren meine Gefühle noch ganz andere. Ich erinnere mich an meine Rückreise nach Hannover, meiner Heimatstadt, von einem Maltaurlaub im Sommer des letzten Jahres. Ich wusste, zu Hause würde das Schreiben des DAAD im Briefkasten liegen, das mir mitteilte, ob ich die Lektorenstelle in Sofia bekommen würde oder nicht. Als ich ins – trotz des Sommers – graue und regnerische Hannover kam, durch die immer gleichen Straßen an den immer gleichen Häusern vorbeifuhr, ergriff mich plötzlich ein panischer Schrecken, eine Angst, hier zurückzubleiben, nach fünfzehn Jahren Hannover dieser Stadt nicht mehr zu entkommen und mich in ihr an einen sedierenden Alltag zu verlieren. In diesem Moment empfand ich den drängenden Wunsch fortzugehen, in irgendeine exotische Fremde aufzubrechen und das Alte, Allzubekannte, Ausgekostete zurückzulassen. Als ich nach Hause kam und meinen Briefkasten öffnete, fand ich den Brief vom DAAD mit dem Bescheid, dass ich die Stelle in Sofia bekommen hatte.

Auch nach meiner Ankunft in Bulgarien begleiteten mich diese ambivalenten, zwischen Furcht und Faszination, Abstoßung und Anziehung irrlichternden Empfindungen lange Zeit. Schon als ich aus dem Flugzeug stieg, an einem Spätnachmittag mit grellem sandbraunem Licht, hatte ich das Gefühl, als würde mich ein neuer Raum umfassen, eine neue Atmosphäre, hergestellt nicht nur von den Tö-

nen, Farben und Gerüchen Bulgariens, von dem sinnlichen Außen, das mich umgab, sondern ebenso von meiner eigenen Innenwelt, so als erzeugte sie eine diffuse affektive Synästhesie, ein Fluidum sich widerstrebender Gefühle, das alle meine Wahrnehmungen in einer irritierenden Unwirklichkeit auflöste. Die Bilder, die ich sah, an diesem und den folgenden Tagen und Wochen, schienen all dem entgegenzukommen: Andere Gesichter mit anders geschnittenen Zügen, nah verwandt jenen Gesichtern, die ich kannte, aber doch von einer eigenen Art; ein anderer Teint, andere – dunklere – Augen, in denen mir andere Erfahrungen entgegenzu-leuchten schienen, Gesichter wie Imaginationsräume, die mich einluden, ihnen eine Bedeutung zu verleihen; Signifikanten, deren Signifikat verloren gegangen zu sein schien und das ich zu ergänzen hatte. Es waren jedoch nicht nur fremde Physiognomien, die sich mir einprägten. Ich glaubte, ein Land im Verfall zu sehen: gespenstische Plattenbauten mit abbröckelnden Fassaden, zerborstenes Wellblech, gelbes verdorrtes Gras, monströse Bauruinen, durch die nachts der Wind heulte, von der Sonne ausgebleichene sozialistische Wandbilder, Zigeuner auf Pferdewagen, die im Müll herumstocherten und nach Essbarem suchten, einbeinige Bettler, die einem Breughel- oder Bosch-Gemälde entsprungen schienen – unheimliche, beunruhigende Szenerien, in denen man mit allem zu rechnen hatte, mit dem Wunderbaren ebenso wie mit dem Schrecklichen.

Auch euphorische Zustände stellten sich ein: Ich war der heimatlichen Enge entkommen, das fremde Land stand mir offen, Abenteuer schienen auf mich zu warten, noch immer waren die Weichen nicht gestellt, die Entscheidungen nicht getroffen, alles schien mit einem Mal möglich. Ich hörte – und las in Reiseführern – von malerischen Landschaften und abgeschiedenen Klöstern, von schneebedeckten Bergen, dicht bewaldeten Tälern und einsamen Gebirgsseen, wilder, nahezu unberührter Natur; ich sah schöne Frauen, westlich, europäisch gekleidet, auf eine geläufige Weise südländisch und dann doch wieder fremdartig, Frauen von einer eigenartigen Anziehungskraft, so als trügen sie irgendein geheimnisvolles erotisches Versprechen in sich. An all dies knüpften sich klischierte und mitunter triviale Phantasien von der Art, wie ich sie in einem Text des deutschen Lyrikers und Essayisten Günter Kunert über das „Reisen“ las. „Jede Landschaft“, schreibt Kunert (10) darin, und ich konnte das besser nachvollziehen als jemals zuvor,

bietet uns plötzlich Heimat und glückliche Geborgenheit, jedes Haus die Möglichkeit eine Existenz hineinzuprojizieren, welche die unsere sein könnte, sein müsste. Jener fremden Frau mit den eigentümlichen Zügen, dem vieldeutigen Blick, dem Fluidum einer gänzlich anderen Natur ordnet man sich, da sie neben uns mit fremder Stimme in fremder Sprache spricht, als ihr Gatte oder Liebhaber zu: durchaus glaubhafte Möglichkeiten, die, wären sie verwirklicht, uns zum selbstverständlichen Bestandteil der [fremden Szenerie] werden ließen, genussvoll speisend und trinkend, ehe wir unser

gemeinsames Bett in einem halb verfallenen, von lauter lauten Leuten bewohnten Quartier aufsuchen würden.

Ich versuchte solche Phantasien und auch das Begehren, das sich in ihnen manifestierte, nicht zu unterdrücken, versuchte die Kontrollanstrengungen meines Verstandes abzuwehren und spürte etwas von der überschießenden Bild- und Bedeutungsproduktion, dem permanenten Semiotisierungswahn, der sich unwillkürlich in mir vollzog, fast ohne mein Zutun, und fragte mich, was eigentlich mit mir geschieht in dieser Fremde, die ich trotz Landeskunden und Reiseführer nicht wirklich verstand und die mich fortwährend in eine auch körperlich spürbare Unruhe stürzte.

Was, fragte ich mich, ist es, das mich, um noch einmal mit Günter Kunert zu sprechen, in der Fremde so aus meinem „persönlichen Alltag geraten“ ließ, das mich „in eine[r] Art gezügelter, doch permanenter Ekstase“ (ebd.: 10) ergriff und mich immer wieder zwischen divergierenden Wahrnehmungs- und Empfindungspolen oszillieren ließ?

Die für mich plausibelste Erklärung dieser affektiven und semiotischen Aufwallungen, die sich in der Begegnung mit dem Fremden vermutlich nicht nur in mir, sondern in uns allen vollziehen, liefert die aus Bulgarien stammende, seit langem allerdings in Frankreich lebende Psychoanalytikerin, Philosophin und Sprachwissenschaftlerin Julia Kristeva in ihrem Buch *Fremde sind wir uns selbst*, das sie 1988 in Frankreich veröffentlichte. Kristevas Buch – mit dem Blick der „assimilierten“ Fremden geschrieben, die, längst etabliert, noch einmal ihre Erfahrungen aus der Zeit ihrer Ankunft in Frankreich wachruft – nähert sich dem Problem des Fremden auf drei unterschiedlichen Wegen: erstens auf einem phänomenologischen Weg durch eine Skizze typischer Muster lebensweltlicher Erfahrung von Fremdheit, die weder die Aspekte des Leidens noch die des Glücks und der Befreiung unterschlägt, die mit einer solchen Erfahrung verbunden sind; zweitens auf historischem Weg durch eine Fokussierung jener „Momente der europäischen Geschichte, in denen der Fremde gedacht, in denen er aufgenommen oder zurückgewiesen worden ist, (...) in denen (...) [aber] auch die Möglichkeit einer Gesellschaft ohne Fremde erträumt werden konnte“ (Kristeva: 2), und zuletzt auf psychoanalytischem Weg durch eine Aufhellung der Interdependenzen zwischen internen psychischen Strukturen und den Bildern und Konstruktionsmodi externer Fremdheit.

Kristevas psychoanalytische Perspektivierung des Fremden, die ich im Folgenden in aller Kürze nachzeichnen und in einigen ihrer Konsequenzen beleuchten will, geht von einer Schrift Sigmund Freuds aus dem Jahr 1919 aus: dem Essay *Das Unheimliche*, in dem es überraschenderweise nicht oder besser gesagt: nicht explizit um das Phänomen der Fremdheit geht. Freuds Text ist vielmehr als ein Beitrag zu ästhetischen Fragestellungen gedacht, der u. a. anhand literarischer Werke E. T. A. Hoffmanns eine psychoanalytische Erklärung für das Gefühl des Unheimlichen zu geben sucht. Wie Kristeva jedoch zu Recht feststellt, überschrei-

tet der Text diesen Rahmen und erweitert sich in seinem Fortgang mehr und mehr zu einer Studie über die Angst und die Dynamik des Unbewussten überhaupt.

Freuds Text beginnt mit einer semantischen Untersuchung des Wortes „heimlich“ und seines Antonyms „unheimlich“, bei der deutlich wird, dass die vermeintlich gegenteiligen Begriffe affine Bedeutungen besitzen bzw. dass „eine dem Antonym verwandte negative Bedeutung bereits dem positiven Begriff ‚heimlich‘ anhaftet, das ‚vertraut‘, aber auch ‚geheim‘, ‚verborgen‘, ‚undurchdringlich‘, ‚hinterlistig‘ bedeutet“ (ebd.: 199). Mit anderen Worten: Im Begriff des Heimlichen „verkehren sich das Vertraute und Intime in ihr Gegenteil und fallen mit dem entgegengesetzten Sinn von ‚beunruhigender Fremdheit‘ zusammen, der in ‚unheimlich‘ steckt“ (ebd.).

Diese irritierende Präsenz des Fremden im Vertrauten, die sich im Begriff des Heimlichen zu erkennen gibt, führt Freud, indem er die semantische Konstellation umkehrt, zur zentralen These seines Aufsatzes, der zufolge „das Unheimliche jene Art des Schreckhaften [ist], welche auf das Altbekannte, Längstvertraute zurückgeht“ (Freud: 244) – eine These, die Freud auch von einer Definition F. J. W. Schellings bestätigt findet, der an einer Stelle seines Werks schreibt: „Unheimlich nennt man alles, was im Geheimnis, im Verborgenen (...) bleiben sollte und hervorgetreten ist“ (ebd.: 248).

Halten wir fest: Das, was unheimlich ist, ist nicht, wie es der landläufige Schluss nahe legt, das, was unbekannt, unvertraut ist, sondern das, was – irgendwann in der Vergangenheit – einmal vertraut gewesen, jedoch inzwischen dem Vergessen anheim gefallen ist und – unter bestimmten, noch genauer zu klärenden Umständen – hervortreten kann. Damit wird das Unheimliche aus der äußeren Welt, in welche die Angst es bannt, in die Innenwelt des Individuums transponiert, die nun nicht mehr als eine vollständig vertraute und eigene erscheint, sondern als eine, in deren dunklem Kern irgendwo das Fremde oder besser: das fremd Gewordene lauert. In Gestalt des Unheimlichen also ist das Fremde in uns selbst; und dieses Fremde, so Kristeva, ist nichts anderes als unser „(eigenes) [verdrängtes] Unbewusstes, als unser („unbewusstes“) [verdrängtes] Eigenes“ (Kristeva: 199).

Im Anschluss an diese einleitenden Überlegungen wendet sich Freud, indem er eine Art Semiologie oder Symptomatologie des Unheimlichen entwickelt, dessen verschiedenen Erscheinungsformen und innerpsychischen Voraussetzungen zu, um seine These, wonach in diesem Gefühl etwas verdrängtes und auf diese Weise fremd gewordenes Eigenes wiederkehrt, zu exemplifizieren. Ein erstes Beispiel für seine Auffassung des Unheimlichen gewinnt Freud anhand der phantastischen Erzählung *Der Sandmann* von E. T. A. Hoffmann, worin die Geschichte des Studenten Nathaniel erzählt wird, der von einer traumatischen Angst vor dem Sandmann verfolgt wird, einer geheimnisvollen Figur seiner Kindheit, die danach trachtet, ihm die Augen herauszureißen. Für Freud ist das Unheimliche dieser Erzählung unmittelbar mit dem Motiv der Blendung bzw. des Verlusts der Augen

verknüpft, das in dem Text, der von blutigen, herausgerissenen, krampfhaft zuckenden und starrenden Augen nachgerade wimmelt, in vielfacher Weise variiert wird. Diese Angst vor dem Verlust und der Verstümmelung der Augen durch den Sandmann, der in psychoanalytischer Sicht als Substitut der Vaterfigur zu verstehen ist, deutet Freud – auf die mythische Selbstblendung des Ödipus verweisend – als eine Verschiebung der frühkindlichen Angst vor der Kastration, die das Kind vom Vater als Strafe für seine sexuelle Aktivität und sein Begehren der Mutter befürchtet. „Wir würden es also wagen“, schreibt Freud (256) zusammenfassend, „das Unheimliche des *Sandmannes* auf die Angst des kindlichen Kastrationskomplexes zurückzuführen.“ – So betrachtet ließe sich das Gefühl des Unheimlichen tatsächlich auf ein ehemals vertrautes – in diesem Falle infantiles – Moment zurückführen, das durch Verdrängung ins Unbewusste verschoben und damit dem Individuum entfremdet worden ist, durch gewisse äußere Bedingungen – im *Sandmann* etwa durch den Zustand der Verliebtheit – jedoch wieder aktualisiert werden kann.

Im Fortgang der Untersuchung führt Freud weitere Fälle des Unheimlichen an; als erstes das Motiv des Doppelgängers, das er in E. T. A. Hoffmanns Roman *Die Elixiere des Teufels* in verschiedenartigster Ausprägung – „als Ich-Verdopplung, Ich-Teilung [oder] Ich-Vertauschung“ (ebd.: 257) – vorfindet. Für Freud manifestiert sich in diesem Phänomen das Abwehrstreben eines ohnmächtigen Ich, das seine eigenen als bedrohlich, zerstörerisch und anstößig empfundenen Anteile aus sich herausprojiziert und einem dämonischen Doppelgänger einverleibt, der ihm als ein gänzlich Fremder entgegentritt. Auch das „Moment der Wiederholung des Gleichartigen“ (ebd.: 259), etwa wenn man sich verirrt hat und nun trotz aller Bemühungen einen bekannten Weg zu finden, wiederholt zu ein und demselben fremden Ort zurückkommt (vgl. ebd.: 260), wird von Freud als eine Quelle des Unheimlichen beschrieben, die sich aus der „Herrschaft eines [unmittelbar] von den Triebregungen ausgehenden Wiederholungszwanges“ (ebd.: 261) speise, der sich etwa im Kinderspiel noch unverhüllt und im Einklang mit dem Lustprinzip manifestiert, später aber ins Unbewusste abgedrängt wird und „gewissen Seiten des [menschlichen] Seelenlebens“ einen „dämonischen Charakter“ (ebd.) verleihen kann. Weitere Beispiele des Unheimlichen, die Freud in seiner Untersuchung anführt, entstammen dem Bereich der Magie: etwa die Vorstellung von der „Allmacht der Gedanken“, der „prompten Wunscherfüllung“ und dem „bösen Blick“, die zur vermeintlich überwundenen „Weltauffassung des Animismus“ (ebd.: 263) zurückführten; er nennt außerdem leblose Dinge, Bilder, Puppen, Automaten, die sich plötzlich beleben; Gespenster, Phantome und Geister, in denen sich eine primitive, frühgeschichtliche Angst vor der Rache der Toten sowie dem Tod selbst spiegele; ferner abgetrennte Glieder, abgehauene Köpfe, Hände oder Füße, die für sich allein tanzen und deren schauerlicher Effekt wiederum von der Annäherung an die Kastrationsdrohung herrührt; sowie als höchste Form der Unheimlichkeit die – „ursprünglich (...) von einer gewissen Lüsternheit getragene“ (ebd.:

266), weil mit dem Wunsch nach Rückkehr in den Mutterleib verbundene – Vorstellung scheintot begraben zu sein, die mit einer anderen Ausprägung dieses Gefühls zusammenhängt, nämlich der von manchen neurotischen Männern geäußerten Angst vor dem weiblichen Genital, dessen Unheimlichkeit aber, wie Freud anmerkt, nichts anderes ist, als „der Eingang zur alten Heimat des Menschenkinde, zur Örtlichkeit, in der jeder einmal und zuerst geweiht hat“ (ebd.: 267). Nach Freud kommt das Gefühl des Unheimlichen also – einerlei, ob es sich an den Erscheinungsformen des Todes, des Weiblichen, der Kastration, des entblößten Triebes oder des Magischen festmacht – entweder aus dem für überwunden gehaltenen archaischen Erbe des Menschen oder der Wiederkehr des infantil Verdrängten – immer aber aus der Sphäre des Unbewussten (vgl. Bielefeld: 15). Hierdurch erklärt sich die Mischung aus Angst, Lust und Faszination, die es mit sich führt, denn, so Freud (263), „jeder Affekt einer Gefühlsregung, gleichgültig von welcher Art, [wird] durch die Verdrängung in Angst [verwandelt]“, ohne jedoch seine vorherige affektive Qualität deshalb ganz zu verlieren. Die Angst, die das Unheimliche bewirkt, ist dementsprechend ohne äußeres Objekt, es ist eine unbewusste objektlose Angst, die durch den Verdrängungsprozess entsteht und unter bestimmten Bedingungen freigesetzt werden kann. In der Begegnung mit dem Unheimlichen muss sich das Unbewusste demnach das äußere Objekt seiner Angst erst konstruieren, es ist als solches gar nicht da; vorhanden ist lediglich ein projektiver Bildraum, der von verdrängten Trieb- und Vorstellungsrepräsentanzen ausgefüllt werden kann.

An dieser Stelle bringt Kristeva das Phänomen der Fremdheit bzw. die konkrete Gestalt des Fremden ins Spiel und reiht sie in die von Freud entfaltete Galerie des Unheimlichen ein – als eine weitere Figuration dieses Gefühls. Für das Fremde, so Kristeva, gilt das gleiche wie für die anderen Fälle des Unheimlichen: Wie diese steht es in engstem Zusammenhang mit den verdrängten Inhalten des Unbewussten und ist damit in einer paradoxen Weise das eigentlich Bekannte und von alters her Vertraute. Wenn man einen Moment von Kristevas Argumentation absieht und das Fremde psychogenetisch betrachtet, dann ist es „zunächst eine frühe Repräsentanz dessen, was ‚Nicht-Mutter‘ ist“ (Bielefeld: 13). Dies bedeutet, dass die früheste Ausprägung eines Fremdheitsbildes das Ergebnis eines Trennungsprozesses ist. „An der Repräsentanz des Fremden“, schreibt Mario Erdheim (259), „haftet immer die Erinnerung an die ursprüngliche Trennung von der Mutter“ – ein Umstand, in dem „eine mögliche Quelle“ (Bielefeld: 13) der widersprüchlichen Gefühle von Anziehung und Abstoßung liegt, die das Fremde im Allgemeinen hervorruft. Die Angst vor dem Fremden kann so auf ein – graduelles – Misslingen im Erwerb des kindlichen Urvertrauens hindeuten (vgl. ebd.); in jedem Fall aber aktualisiert sie Empfindungen, die mit der Trennung vom mütterlichen Körper und der Zuwendung zum „weniger konkreten, symbolischeren (Vater?) verbunden sind und steht so zwischen regressivem Verschmelzungswunsch (M. Klein) und der Hinwendung zum Anderen“ (ebd.).

Auch wenn die Ablösung von der Mutter und der Aufbau eines positiven Fremdeheitsbilds gelingen, bleibt das Fremde, sofern es als allgemeines gesetzt wird, stets eine imaginäre Konstruktion; immer schießen in ihm – indem der Eindruck äußerer Fremdheit, die verdrängte innere gleichsam aktiviert und nach außen treten lässt – die unterschiedlichsten Inhalte des Unbewussten zusammen: Repräsentanzen unterdrückter Triebe und Leidenschaften, unerlaubte Wünsche, verdrängte Aggressionsgelüste, Ängste, kurz: all das, was mit den sozialen und kulturellen Normen in Konflikt liegt und deshalb als dysfunktional und unvereinbar mit dem Realitätsprinzip ins Unbewusste abgedrängt wird. Kristeva (204) bezeichnet die Wirkung des Fremden auf das Individuum als eine „Depersonalisation“ oder „Destrukturierung des Ich“, die „entweder als psychotisches Symptom andauern oder (...) – in einem Versuch, sich dem Ungereimten anzupassen“ – eine „Öffnung zum Neuen“ ermöglichen kann. „Angesichts des Fremden“, schreibt Kristeva (203),

den ich ablehne und mit dem ich mich identifiziere, beides zugleich, lösen sich meine fest gefügten Grenzen auf, meine Konturen zerfließen, Erinnerungen an Erlebnisse, in denen man mich fallengelassen hat, überfluten mich, ich verliere die Haltung. Ich fühle mich ‚verloren‘, ‚konfus‘

und es öffnet sich „noch einmal de[r] Weg der Identifikation-Projektion, der am Grund meines Aufstiegs zur Autonomie liegt.“

Indem die Abwehr des Ich solchermaßen zusammenbricht und das Verdrängte aus seiner psychotischen Latenz hervortritt, zerfließt „die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit“ und die Inhalte des Unbewussten treten an die Stelle der materiellen Realität. Freud selbst spricht davon, dass die Symbole oder Repräsentanzen der psychischen Welt ihren genuin symbolischen Charakter verlieren und „die volle Bedeutung und Leistung des Symbolisierten“ (Freud: 267) übernehmen, also reale Bedeutung gewinnen. Bleibt dieser Vorgang undurchschaut, dann gerät das Reale unter die Herrschaft infantiler oder archaischer Phantasmen und wandelt sich zur Sphäre eines rein Imaginären.

Eben dies ist der psychische Mechanismus, der Xenophobie, Rassismus und Antisemitismus zugrunde liegt: Eigene verdrängte und daher angstbesetzte Anteile – Regungen und Wünsche, die gesellschaftlich tabuisiert sind und die das Subjekt deshalb als eigene nicht anzunehmen vermag und so ins Unbewusste abdrängt, werden auf den Fremden projiziert, der so – als Inkarnation alles Ausgegrenzten – zum negativen Spiegelbild, zum dämonischen Doppelgänger des Ich wird. Es ist folglich kein Zufall, dass Gewalt und Sexualität – als nicht vollends integrationsfähige Triebgewalten – zur alltäglichen Imagination des Fremden gehören. Wie Etienne Balibar (18) anmerkt, sind fast alle Kategorien fremdenfeindlicher oder rassistischer Bilderwelten sexuell überdeterminiert oder von einer hypostasierten Gewaltförmigkeit geprägt: Die Fremden „überfluten“ und „überschwemmen“ das Land, sie vermehren sich wie die „Kaninchen“ (sexuelle Aktivität), „verführen und

vergewaltigen“ die einheimischen Frauen (ungezügelt, uneingeschränkte Sexualität) oder schleppen Geschlechtskrankheiten ein, sie stehlen, rauben und morden (ungehemmte Gewaltausübung, Anarchie, Freiheit), weshalb man sie am besten in Ghettos sperrt, außer Landes bringt oder gleich kurzen Prozess mit ihnen macht (Umdeutung eigener Aggressionsgelüste in eine vermeintliche Notwehr gegenüber dem Fremden) – all dies sind typische Motive des fremdenfeindlichen, rassistischen oder antisemitischen Diskurses, die sich unmittelbar als invertierte Wünsche des Unbewussten dechiffrieren lassen.

Vor diesem Hintergrund wird ersichtlich, dass die Konstruktion des Fremden – gerade des feindlichen, verachteten Fremden – unmittelbar von der Struktur des – immer auch kulturell und gesellschaftlich vermittelten – eigenen Unbewussten abhängig ist. Im Verhältnis zum Fremden spiegelt sich somit das Selbstverhältnis des Subjekts, im Fremdenhass dekuviert sich sein Selbsthass; denn der Fremde, der uns so fern scheint und mit dem wir nicht das Geringste gemein zu haben glauben, dieser Fremde ist immer auch unser unbewusstes Eigenes, immer auch eine Projektionsfigur unserer Innenwelt. Den Fremden zu verstehen, hieße dementsprechend, ihn „nicht zu verdinglichen, ihn nicht als solchen zu fixieren, uns nicht als solche zu fixieren, sondern den Fremden und das Fremde zu analysieren, indem wir uns analysieren“, indem wir „unsere eigene unerklärliche Andersheit“ entdecken (vgl. Kristeva: 209; Hervorhebung im Original). Der Weg zum Verständnis des Anderen führt zu allererst über das Verständnis unserer selbst.

Als ich am 11. September, vor gut einem halben Jahr, in Bulgarien ankam, an jenem grellen sandbraunen Spätnachmittag, der sich tief in mein Gedächtnis eingegraben hat, da betrat ich nicht nur den Boden des realen Bulgariens, jenes Bulgariens, das man auf allen Karten verzeichnet findet, geographisch exakt lokalisierbar, mit seinen festen, staatlich gesicherten Grenzen und polizeilich geregelten Grenzkontrollen. Ich betrat zugleich ein anderes Land, dessen Grenzen unablässig neu errichtet und niedergerissen werden (vgl. ebd.: 208), das noch immer wenig kartographiert und in weiten Teilen unerforscht ist; ich betrat jenen fremden und dunklen Kontinent der Seele, jenes „innere Ausland“, wie Freud es nennt, das von ungezählten Traum- und Alptraumgestalten bevölkert ist, von denen wir wenig wissen und meistens auch wenig wissen wollen. Jeder von uns trägt einen solchen dunklen Kontinent in sich, in jedem stecken verborgene Ängste, verdrängte Aggressionen, versagte Lüste. Wer in die Fremde reist und sich ihr aussetzt, wird dessen gewahr.

Literatur

Balibar, Etienne (1990): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Paris/Berlin.

Bielefeld, Uli (1990): Das Fremde innen und der Fremde außen. In:
<http://www.his-online.de/edition/sonstige/dp/DP1190DL.DOC>. 31 Seiten.
(Stand: 01.07.2005)

- Buselmeier, Michael (1999): Die Hunde von Plovdiv. Bulgarisches Tagebuch (1997). Heidelberg.
- Erdheim, Mario (1988): Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Frankfurt a. M.
- Freud, Sigmund (1970): Das Unheimliche. In: Mitscherlich, Alexander/Richards, Angela/Strachey, James (Hg.): Freud, Sigmund: Studienausgabe. Bd. IV. Psychologische Schriften. 7. Aufl. Frankfurt a. M., 241-274.
- Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt a. M.
- Kunert, Günter (1981): Ziellose Umtriebe: Nachrichten vom Reisen und vom Daheimsein. Kurzprosa. München.

Von Plovdiv nach Wien. Oder: Die Geburt des Romans aus dem Geist des Nachrufs

Robert Menasse (Wien)

Das stärkste Lebenszeichen der neueren österreichischen Erzählliteratur kommt aus Bulgarien, ein Roman, der über weite Strecken in Plovdiv spielt, dessen Ausgangs- und Fluchtpunkt aber der Wiener Zentralfriedhof ist: Dimitré Dinevs Roman *Engelszungen*.

Dies wird keine Rezension, die all dem Lob, das dieser Roman zu Recht erhalten hat, ein weiteres hinzufügt. Ich will nicht über diesen Roman schreiben, sondern, von diesem Roman ausgehend, über den Roman.

Der Friedhof ist grundsätzlich eine große Metapher für die Kunst des Romans: Wie der Roman ist der Friedhof ein streng geordnetes Gewimmel von Schicksalen; ein Kreuzungspunkt von Biographien, wie es ihn im Leben nie oder nur fast gegeben hat, zusammengeführt nach der Laune des Schöpfers; ein Ort der Anerkennung von Leben, das zu Lebzeiten in der Regel vergebens um Anerkennung gekämpft hat; ein Ort der festgeschriebenen Identitäten, in wie immer ungenügende Worte gefasst, aber doch endlich definitiv formuliert, wie die Auftrittsätze von Romanfiguren, nur eben am Ende in Steine gemeißelt: „Mein Vater war ein Kaufmann“, hebt ein Romancier an, und „Kaufmann“ steht auf dem Grabstein; „Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen“ beginnt ein Roman, am Ende

steht auf dem Grabstein: „Hier ruht...“ Dort steht: „Wir werden ihn nie vergessen“ – wie un gepflegt das Grab ist! Was ist mit jenen passiert, die nie vergessen wollten?

In der Kunst ist der Roman das wahrste Abbild des Lebens: Nur in Phantasie und Erzählung, also in Geburt und Tod, nimmt der Mensch Gestalt an. Die Phantasie setzt im Moment der Geburt ein: Die Erzeuger eines Menschen, einer künftigen „Figur“, werden nie wieder so viel Phantasie zeigen, wie in dem Moment, da ihr Geschöpf ein von Blut und Lebenssäften verschmierter Entwurf ist, ihr Baby, und sie Mutmaßungen über seine Zukunft anstellen: „Was wird wohl aus ihm werden?“ So viele Vorstellungen! So viele Pläne! Sie halten einen künftigen schmerzbäuchigen Wirt oder einen späteren Massenmörder in den Armen, sie planen, einen Kredit aufzunehmen für die glückliche Zukunft eines Bankbeamten in spe, säubern zärtlich die Blutschlieren von der Haut eines künftigen Kanonenfutters, aber so schön sind die Phantasien in diesem Moment, so frei und kreativ. Hier werden die Menschen Dichter, genuine Erzähler aus dem Nichts! So frei und kreativ werden die Phantasien erst am Friedhof wieder sein, nun aber auch noch von allgemeiner Lebenserfahrung gesättigt: Nie steht ein Mensch den anderen so lebendig und gerecht vor Augen wie im Moment des Nachrufs. Romane sind im Grunde hypertrophierte Nachrufe. „Erzähle, wie er war!“, das ist die Herausforderung des Romanciers. Nie zuvor ist ein Mensch all den anderen, die sein Schicksal unerkannt und unbegriffen mitbestimmen, so nahe gewesen wie in den Reihen des Friedhofs. Nichts befriedigt den schöpferischen Geist so sehr wie die definitive Ordnung: Er will „Hier befindet sich...“ sagen können, ohne morgen widerlegt zu werden. Das ist übrigens ein Berührungspunkt der Literatur mit der Naturwissenschaft, die zum Beispiel Bakterienstämme oder Krebszellen nur deshalb züchtet und in ihrem Leben beobachtet, um sie am Ende definitiv beseitigen zu können.

In der Geschichte des Romans ist allerdings diesbezüglich große Verwirrung eingetreten, als Generationen von hauptamtlichen Literaturkritikern begannen, das Lesen als professionelles Leid, Hollywood-Filme aber uneingestanden als ihr Vergnügen zu erleben. Sie waren, ohne sich als Leser selbst darüber Klarheit zu verschaffen, sentimental sozialisiert vom „Happy End“ als perspektivischem Fluchtpunkt jeder Handlung, weshalb sie begannen, erzählende Literatur nur unwillig, und wenn, dann nur mit „offenem Ende“ zu akzeptieren. Das Film-Ende, also das Ausblenden der menschlichen Entwicklung am Ende seiner bloßen Vorgeschichte, erwies sich als der gewichtigste Grund für die Krise des Romans in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Filmästhetik und der Kamerablick haben den Roman enorm befruchtet, die Übernahme der formalen Grenzen der Filmerzählung aber hat den Roman fast umgebracht. Denn ein Roman ohne Kenntnis dessen, was nach dem „Happy End“ geschah, ein Roman ohne Friedhof also ist eine Erzählung ohne Nachleben, eine bloße Anekdote, ein Roman ohne den Tod am Ende ist ein toter Roman, weil er als Form gestorben ist, bevor er seine Bestim-

mung erfüllt hat: alles Mögliche phantasieren zu können, nachdem wir über alles Wirkliche verfügen – und dazu gehört auch das wirkliche Ende und dessen Wirklichkeit. Es ist die zweite Klammer des eingeklammerten Menschen: „Was wird aus ihm bloß werden?“ und „Was hätte aus ihm bloß werden können?“

Don Quijote, die erste Romanfigur der Weltliteratur, begründet die Romanform eben dadurch, dass er, vom Ende (einer Epoche) ausgehend, auf seine Weise aufs Ganze und dann bis ans Ende ging: Was Anfang und Ende hat, kann und muss man erzählen, aber man kann es nicht mehr leben. Wie lächerlich ein Leben ist, das das Ende des Erzählten ausblendet und ignoriert. Aber alles, selbst die traurigste Gestalt, wird am Ende ganz, so wie Don Quijote auf dem Sterbebett, als nicht nur eine längst untergegangene Epoche mit seinem Tod nun zu ihrem definitiven Ende kam, sondern sogar die Karikatur eines Lebens sich zum vollendeten Entwurf eines Menschenlebens zusammenfasste: Was hätte aus einem Mann mit dieser überschäumenden Fantasie, diesen großen Gefühlen, dieser Konsequenz des Denkens und Handelns, dieser Treue und Liebesfähigkeit werden können? Erst die berührende Einsicht des sterbenden Don Quijote, das Sterben seiner Verblendungen im Moment des Todes, macht aus der Karikatur menschlicher Sehnsüchte einen ganzen Menschen. Er lebt weiter, nicht weil sein Ende offen blieb, sondern weil er eben bis ans Ende ging. Wir aber haben den Tod des ritterlichen Don Quijote vergessen und verdrängt, so wie dieser das Ende der Hidalgo-Zeit, was zeigt, das wir alle als Leser ebenfalls Don Quijotes sind, Karikaturen, in denen Menschenseelen glühen.

Dimitré Dinevs Roman nun beginnt doppelt am Ende, an zwei Schauplätzen: Auf dem Wiener Zentralfriedhof und vor dem Tor einer Geburtsklinik in Plovdiv. In beiden Anfängen ist das Ende angelegt, ebenfalls doppelt: einerseits nach der strengen formalen Logik des Romans, andererseits nach der scheinbaren Logik des Lebens, wie sie uns nur post festum unausweichlich erscheint.

Man kann eine Billardkugel ohne jegliche Ahnung von den physikalischen Gesetzen von Masse und Kraft stoßen – ihre Bewegung aber wird unweigerlich gesetzmäßig sein. Zu „sehen“ ist aber beides: der zufällige Lauf der Kugel und – ihre Gesetzmäßigkeit.

Zwei Zusammenstöße, wie das Zusammenklacken von zwei Kugeln: Zwei Männer, beide Bulgaren, treffen vor einem Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof aufeinander. Beide sind, wiewohl noch mitten im Leben, am Ende. Das erste Ende des Lebens ist immer mitten im Leben.

So beginnt Dinevs Roman. Und dann beginnt er noch einmal, ganz am Anfang, wenn es denn einen gibt: Zwei werdende Väter geraten vor dem Eingang einer Geburtsklinik in Plovdiv aneinander. Es sind die Väter eben dieser beiden Männer, die sich am Romananfang am Friedhof treffen. Diese Väter sind von Anfang an tot, sie wissen es nur noch nicht. Sie sind bereits in diesem Moment, da alles erst vor ihnen zu liegen scheint, ihre persönliche Zukunft ebenso wie ihr

Nachleben in Gestalt ihrer Söhne, nur noch Mitläufer in einem Lauf, dessen Ende am Beginn schon so feststeht wie der Lauf der Kugeln nach einem Billardstoß.

Da gibt es „Verhältnisse“, ein starres System des sozialen Funktionierens. Das trifft auf den bulgarischen Stalinismus ebenso zu wie auf Fontanes Deutschland der Junker. Der Roman aber transzendiert alleine schon in seiner Form jedes System, weil er den Menschen und seine Defizite im Auge behält. Und noch kein System, das den Menschen fertig machte, hat ihn vollendet. Deshalb ist der Roman revolutionär, auch und erst recht, wenn er Restauration widerspiegelt. Aber eben deshalb ist Effi Briest von Anfang an so tot wie der alte Stechlin, beide Romane sind Nachrufe an einem Grab, dessen erster Besucher Fontane war. Von beiden, von Effi Briest und Stechlin bleiben und leben aber bis heute die Liebessehnsucht der einen, die Harmoniesucht des anderen, die nicht eingelöst wurden von den nachfolgenden Szenen, deren Kulissenschieberei Fontane beobachtet hatte. Das ist das Pech auch von Dinevs Vätern, das Glück aber von Dinevs Lesern: Die Väter sind verstrickt, die Leser aber begreifen, oder müssten begreifen, dass Geschichtsblindheit nur ein Synonym für das Mitfunktionieren ist, also für das allergrößte Elend des Menschen: so zu leben, wie es ihm vorgegeben wurde. Das ist der Sarg, der so viele Gestalten annehmen kann, wie es „Berufe“ gibt, und man kann nach der Lektüre guter Romane füglich behaupten, dass es im bürgerlichen Zeitalter wohl keinen größeren Gegensatz zu „Leben“ gibt, als die Faktizität eines „Berufs“. Darum enden auch die so genannten „bürgerlichen Entwicklungsromane“ just hier: wenn die schillernde, widersprüchliche, zunächst nach allen Seiten offene Entwicklung des Helden darin mündet, dass er seinen „Platz in der Gesellschaft“ gefunden hat. Warum ist darüber klassisch nichts mehr zu berichten? Weil dieser Platz ein Grab ist, ein Leben im Nachruf bis zum Tod. Im Schlusskapitel der *Erziehung der Gefühle* von Gustave Flaubert ist dies gleichermaßen erzählt wie romantheoretisch auf den Punkt gebracht: „Erinnerst Du Dich noch?“ fragen die beiden Haupthelden des Romans einander unentwegt, und das einzige, das in Erinnerung blieb, ist, wie sie ihre Nägel gebürstet haben, bevor sie ausgegangen waren, um ein Abenteuer zu suchen. Wie groß die Hoffnungen, wie glühend die Nervosität, wie phantastisch die Möglichkeiten gewesen sind, und wie dürftig sich das Leben erwies auf der Suche nach dem Hintereingang des Paradieses. Was blieb, sind just die Nägel – sie, die angeblich noch nach dem Tod weiter wachsen.

Die Anerkennung durch die Väter wäre das Ende der Geschichte. Sie kann es daher nicht geben. Im Grunde entstehen die großen Romane an den Gräbern der Väter. „Hier ruht“ ist der Beginn einer neuen produktiven Unruhe. Der alte Witz – wenn Väter klüger wären als ihre Söhne, dann hätte nicht Edison, sondern sein Vater die Glühbirne erfunden – kann keinen mehr erheitern, der einen Beruf ergreifen und darin verwesen musste. Die Söhne in Romanen müssen, damit die Geschichte weitergeht, die Welt ihrer toten Väter in Frage stellen und einen Um-

sturz ersehnen. Sie haben die fixe Idee, an einem Grab zu stehen. Sie wollen die Söhne von Turgenjews *Väter und Söhne*, also die Enkel der Geschichte sein.

Väter sind im Grunde ehemalige Söhne, die keinen Umbruch, keinen Umsturz, kein Epochenende mehr erwarten oder sich zumindest nicht mehr vorstellen können. Sie richten sich daher so kompromisslos in den Verhältnissen ein, dass sie zu jedem Kompromiss mit den Verhältnissen bereit sind. Sie sind nur deshalb stark, weil sie zu schwach sind, um schwach zu sein. Die Frauen werden wahnsinnig, im klinischen Sinn oder bloß unscheinbar buchstäblich: pragmatisch handelnd zwischen Wahn und Sinn, sich verlierend zwischen Sinnsuchen und Wahnfinden. Dinev sind großartige Frauenfiguren gelungen, in Erinnerung aber bleiben die Väter. Die Frauen sind Opfer. Die Männer aber sind Täteropfer. Sie sind es, die überwunden werden müssen. Darum spielen große Romane immer wieder in Umbruchzeiten: weil nur dann sogar das Scheitern der Söhne ein Sieg über die Väter ist, ein Sieg über deren Welt.

Die „drei traurigen Tiger“, die in Cabrera Infantes Roman am Vorabend der kubanischen Revolution durch die Bars von Havanna streunen, hatten exemplarisch dieses Glück: Unvorstellbar, dass sie glücklich werden, aber sie konnten immerhin Söhne bleiben – weil die Welt wegbrach, in der sie endlich erwachsen werden sollten. Ihr immer größer werdender Rausch ist der Rausch der Geschichte, der Zerfall ihres Bewusstseins spiegelt den Zerfall des Systems, ihre immer größeren Anstrengungen, ohne fremde Hilfe an einer Bartheke lehnen zu können, verhöhnt die faulen Lebensanstrengungen der Väter. Wie abstrus ihre Phantasien, wie delirierend ihre Sehnsüchte, wie grotesk ihre Pointensucht, wie irrational jede ihrer Welterklärungen, wie verzweifelt ihre Lust, so überspannt wie ihre Lust am Zweifel – es ist unerheblich, denn alles Sinnvolle musste geleert werden wie ein volles Schnapsglas. Jetzt wurde alles möglich oder schien möglich. Es gibt kein anderes Glück als diesen Zustand. Nur eines, das noch größer ist: wenn dieser Rausch zugleich der Weltzustand ist.

Alles möglich. Aber natürlich wird nichts davon wirklich. Die traurigen Tiger müssen weiterziehen. Sie, die ewigen Söhne, können in keiner „Ordnung“ mehr ankommen. Glück. Nur biographisch ihr Unglück.

Im Grunde sind auch die Söhne in Dimitré Dinevs Roman, Iskren und Svetljo, Tiger von der traurigen Gestalt, ihr Streunen ein Strotter-Dasein im Wartesaal der Geschichte. Bis sie den Wartesaal verlassen müssen, weil der Zug abgeht. Glück war ihnen nie versprochen, sie haben es nur erhofft. Sie haben daher keines. Immer nur ein bisschen. Oft so viel, dass sie es als Anzahlung für das große Glück verstehen, immer zu wenig, um glücklich zu sein. Eine größere Karriere hätte daran nichts geändert, es ist egal, ob die Welt schwarz und weiß ist, oder: „Rot und Schwarz“. Schwarz ist nichts anderes als das Fehlen von Licht. Also die Hälfte der Lebenszeit. Und dann die Ewigkeit. Wer dort angelangt ist, ist Experte für zumindest das halbe Leben. Deshalb treffen sich Iskren und Svetljo am Friedhof.

Am Grab eines gewissen Miro, von dem es heißt, dass er ein Engel sei, der die Wünsche derer erfüllen könne, die ihn besuchen.

Dieser Engel Miro war zu Lebzeiten ein serbischer Mafioso, ein Gewaltverbrecher und Massenmörder. Das soll nichts Tröstliches über den Tod aussagen. Der Tod ist keine Läuterung, sondern lediglich das Ende eines Lebens. Der Tod eines Massenmörders ist das Ende seines Massenmörder-Daseins. Im Tod ist er kein Massenmörder mehr, sondern bloß ein gewesener, nur insofern also das Gegenteil, ein Engel. Im Grunde sagt das Untröstliches über das Leben aus. „Wirklich höflich sind nur noch die Friedhöfe“.

Aber der Ort der Unschuld sollte auf der Erde sein, nicht unter der Erde. Warum liegt immer so viel Laub auf den Friedhöfen? Wer an einen Friedhof denkt, denkt an raschelndes Laub. Der Friedhof als Metapher. Nicht für das Ende, sondern für den Herbst – der selbst auch wieder eine Metapher ist. „Der Herbst des Patriarchen“. Dort treffen sich die Söhne, die Enkel der Geschichte. Solange sie und wir Engel brauchen, ist die Geschichte nicht zu Ende. Nur dieser Roman, der von Anfang an ein Ende reflektiert: das Ende einer Epoche (der Welt vor 1989). *Engelszungen* ist ein Roman über die gespaltene Zunge, mit der die Geschichte jedem einzelnen Menschen ihre Versprechen ins Ohr flüstert. Aber mehr als eine Epoche ist nicht zu Ende, wieder nichts eingelöst. Also beginnt jetzt wieder alles von vorne. Der nächste muss geschrieben werden. „Hier ist Einfried“, der Hof, der noch immer nicht ganz abgeschritten ist.

Das Karikieren als Verfahren der Depotenzierung des Erhabenen und Vollkommenen: Thomas Bernhards „philosophisches Lachprogramm“

Snejana Boitcheva (Schumen) und Studierende der U Schumen

In Bulgarien galt Thomas Bernhard bis vor kurzem als ein zwar anerkannter Autor der österreichischen Avantgarde, aber auch als ein Autor, der eher einem sehr engen Kreis von Intellektuellen, vor allem Germanisten, bekannt und zugänglich war. Die Situation hat sich nicht großzügig verändert, aber es wird immer wieder versucht, seine Texte an ein breiteres Publikum heranzubringen. Inzwischen gesellten sich zu den bereits vorhandenen Übersetzungen des autobiographischen Romans *Der Atem* zusammen mit ein paar Erzählungen wie *Die Mütze, Ist es eine Komödie? Ist es eine Tragödie?* (*Духанието*) das Prosastück *Wittgensteins Neffe* (*Племенникът на Витгенщайн*) sowie vier Dramen *Der Theatermacher*, *Ein Fest für Boris*, *Der Präsident*, *Immanuel Kant* (*Театралът*) und vier Einakter *Freispruch*, *Eis*, *Der deutsche Mittagstisch*, *Alles oder nichts* (*Едноактни ниеци*).

Im vorliegenden Beitrag wird der Versuch unternommen, Bernhards Texte nicht von dem allgemein rezipierten düsteren, sondern von dem komischen Gesichtspunkt aus wahrzunehmen. Es wird eine andere Sicht, die bulgarische Sicht,

auf Bernhard unter die Lupe genommen. Die Ergebnisse dieser Rezeption, die in Seminaren mit Germanistikstudenten zustande gekommen sind, werden wir im Folgenden zusammenfassen.

„Wir halten das Ganze und das Vollkommene nicht aus“ (Alte Meister: 43). Und weil wir das so genannte Ganze und Vollkommene nicht aushalten können, sind wir naturgemäß gezwungen, dieses Ganze und Vollkommene, soweit es in dieser perfekten Form überhaupt noch vorhanden ist, zu vernichten. Die Form, in der Letzteres in Bernhards Texten passiert, ist das für sein spätes Werk typische Verfahren der karikierenden Depotenzierung des (scheinbar) Erhabenen in Kunst und Philosophie einerseits und die Kunst der grotesken Übertreibung als der Weg zu dieser Depotenzierung andererseits. Dabei ist der Anlass des Lachens kein komischer, eher ein tragischer.

Anhand einiger berühmter Bernhardscher Scheltreden möchten wir uns dieses Verfahren vor Augen (eher vor Ohren) führen. Die „köstlichen“ Kostproben stammen aus Bernhards Alterswerk: *Alte Meister*, das den ebenso bezeichnenden wie sachlich sinnig-unsinnigen Untertitel *Komödie* trägt, und aus dem Roman *Auslöschung*.

Das Motiv der Absurdität des Daseins ist schon wieder, wie generell im Schaffen Bernhards, das tragende Motiv in diesen Romanen. Daher nennt Bernhard selber sein Lachprogramm ein philosophisches. Die Absurdität des Daseins ist nur dadurch zu mildern, dass seine grotesken Seiten hervorgehoben werden. Um nun dieses Absurde, Widersinnige deutlich hervortreten und durchscheinen zu lassen, wählt Bernhard das Verfahren der übertreibenden Depotenzierung in der Karikatur, aus der heraus echter Humor strömt. Denn: „Um etwas begreiflich zu machen, müssen wir übertreiben (...) nur die Übertreibung macht anschaulich“ (Auslöschung: 128).

Die Karikatur ist eine Möglichkeit, die scheinbar vertrautesten Dinge der eigenen allernächsten Umgebung in fremdes Licht zu tauchen, verfremdet und befremdend erscheinen zu lassen. Die Karikatur bietet „die Verzerrung irgendeiner Erscheinung nach der Seite des Hässlichen, des Abnormen, des Lächerlichen, was aber auch an das Grausige und Fürchterliche grenzen kann“ (Petsch: 28 f.). Der zeichnende oder schreibende Karikaturist

verändert vielleicht (...) nur einen Zug, etwa die Nase, aber mit dem einen Zuge oder mit einigen wenigen, die untereinander in deutlicher Beziehung stehen, verändern sich alle Maße und Verhältnisse und neben der Wirklichkeit erscheint ein Neues, das die eigentlich ‚gemeinte‘ Gestalt noch deutlich erkennen lässt, aber wie ihr Zerrbild neben sie tritt (ebd.: 29).

Die besten Beispiele für derartige Karikaturen bieten Bernhards seitenlange Schimpftiraden auf

- Johann Wolfgang von Goethe in *Auslöschung* (575-577),
- Martin Heidegger in *Alte Meister* (87-95),

- Adalbert Stifter in *Alte Meister* (72-87),
kurzum: auf lauter berühmte Persönlichkeiten der deutschen und nicht nur der deutschen Geistesgeschichte.

Die Absicht dieser Tiraden ist nicht, wie unzweideutig Franz Eyckeler (237) meint, lediglich „lächerlich zu machen, zu verspotten und zu schmähen.“ Die Absicht ist, durch dieses Lächerlichmachen eine Art „Nasenkorrektur“ der vertrautesten Dinge, in diesem Falle der berüchtigten, klischeehaften Größe Goethes, Heideggers oder Stifters vorzunehmen, also diese Größe zu hinterfragen. Anders gesagt: Die Absicht ist das durch die Karikatur entstandene Neue, das Zerrbild der gemeinten Gestalt, neben sie selber zu stellen und damit vielleicht bestimmte unliebsame Zweideutigkeiten in Bezug auf bereits etablierte Klischees lachend festzustellen.

1 Goethe – „der Großbürger der Deutschen auf dem Frauenplan“

Goethe, der Dichterrfürst der Deutschen, wird ohne jegliche rationale Begründung auseinandergenommen und nach Bernhards Bild wieder zusammengeklebt. Eben dieses Fehlen von vernünftiger Begründung ist der Witz daran, der das Bernhardische Portrait als Karikatur und Grotteske von der Kritik im engeren Sinne unterscheidet. Nun präsentieren wir in einem längeren Zitat die Bernhardische „Goethe-Invektive“ und zugleich -Infektive:

Von Spadolini war ich dann merkwürdigerweise auf Goethe gekommen: auf den Großbürger Goethe, den sich die Deutschen zum Dichterrfürsten zugeschnitten und zugeschnidert haben (...), auf den Biedermann Goethe, den Insekten- und Aphorismensammler mit seinem philosophischen Vogerlsalat (...). Auf Goethe, den philosophischen Kleinbürger, auf Goethe, den Lebensopportunisten, von welchem Maria immer gesagt hat, dass er die Welt nicht auf den Kopf gestellt, sondern den Kopf in den deutschen Schrebergarten gesteckt hat. Auf Goethe, den Gesteinsnummerierer, den Sterndeuter, den philosophischen Daumenlutscher der Deutschen, der ihre Seelenmarmelade abgefüllt hat in ihre Haushaltsgläser für alle Fälle und alle Zwecke. Auf Goethe, der den Deutschen die Binsenwahrheiten gebündelt und als allerhöchstes Geistesgut durch Cotta hat verkaufen und durch die Oberlehrer in ihre Ohren hat schmieren lassen, bis zur endgültigen Verstopfung (Auslöschung: 575).

Ähnlich, bis zur endgültigen Verstopfung der Ohren der Bernhardischen Leser, geht es noch zwei Seiten lang weiter mit Etiketten über Goethe, den Gebrauchsdeutschen, den ersten deutschen Geisteshomöopath¹, den Heilpraktiker Goethe,

¹ Homöopathie ist eine Therapie, bei der die Kranken mit kleinsten Dosen von Mitteln behandelt werden, die bei den Gesunden die gleichen Krankheitserscheinungen hervorrufen würden, also Ähnliches durch Ähnliches zu heilen.

den die Deutschen sozusagen täglich als eine Medizin einnehmen: „Das ganze deutsche Volk nimmt Goethe ein und fühlt sich gesund“ (ebd.: 576).

Aufs Korn genommen werden durch diesen eruptiven Humor nicht nur, wie schon erwähnt, bereits etablierte Klischees (die Größe Goethes), sondern auch die unkritische, sehr oft dumm zugaffende Masse von Rezipienten dieser Größe – die Masse von deutschen Lesern, oder eben Nichtlesern von Goethe, aber auch die Multiplikatoren dieses Klischees – Intellektuelle (Oberlehrer, Kritiker als Anbeter usw.): „Allen verdirbt er den Magen (...), nur den Deutschen nicht“ (ebd.).

Goethe und seine so genannte unumstrittene Größe werden weiters in den europäischen Kontext eingebettet:

(...) seine Theaterstücke sind gegen die Stücke Shakespeares beispielsweise so gegeneinander zu stellen, wie ein hoch gewachsener Schweizer Sennenhund gegen einen verkümmerten Frankfurter Vorstadtdackel (ebd.: 576 f., Hervorhebung im Original).

Bernhard schreibt zusammenfassend über den Begriff „Dichterstürst“: „Dichterstürst, was für ein lächerlicher, dazu aber grunddeutscher Begriff“ (ebd.: 577). Entscheidend ist hier allerdings nicht, dass Goethe so und so titulierte wird. Entscheidend ist die durch die Groteske unzweideutig vermittelte Einsicht der Infragestellung von allem bereits Feststehenden. Entscheidend ist der von Petsch formulierte Sinn der Karikatur, nämlich: das Nebeneinander von Größe und ihrer Hinterfragung, die Ambivalenz zwischen Genie und Menschlichem. In diesem Sinne sind die Schimpfreden Bernhards nicht als eine despektive Einstellung zu einer konkreten Persönlichkeit aufzufassen, was sehr oft der Fall ist, einschließlich im Rahmen der wissenschaftlichen Rezeption.

2 Heidegger – der Schwarzwaldphilosoph

Diesmal richtet sich der Bernhardsche verbale Exzess gegen die so genannten Leistungen der Philosophie: Martin Heidegger. Heidegger kommt schließlich fast noch schlechter davon, da in der ihn betreffenden Scheltrede fast allein ad personam gesprochen wird:

(...) ein Voralpenschwachdenker, wie ich glaube, gerade recht für den deutschen Philosophieeintopf. Den Heidegger haben sie mit Heißhunger ausgelöffelt, jahrzehntelang, wie keinen anderen und sich den deutschen Germanisten- und Philosophiemagen damit voll geschlagen. Heidegger hatte ein gewöhnliches, kein Geistesgesicht, sagte Reger, war durch und durch ein ungeistiger Mensch, bar jeder Phantasie, bar jeder Sensibilität, ein urdeutscher Philosophiewiederkäufer, eine unablässig trüchtige Philosophiekuh, sagte Reger, die auf der deutschen Philosophie geweidet und darauf jahrzehntelang ihre koketten Fladen fallen gelassen hat im Schwarzwald. (...) Heute ist Heidegger noch immer nicht ganz durchschaut, die Heideggerkuh

ist zwar abgemagert, die Heideggermilch wird aber immer noch gemolken. (...) Er war und ist der Prototyp des Nachdenkers (Alte Meister: 88 f., Hervorhebung im Original).

Letzteres kann man unter anderem von der ganzen europäischen Philosophie behaupten: Das Wiederkauen als philosophisches Weidegut, auf das Germanisten und Philosophen hereingefallen sind, ist unübersehbar das Motiv, das die Leistungen einer einmaligen originellen Philosophie generell bezweifelt.

Durchgehalten und bis zur Neige ausgekostet wird das Motiv der Zuordnung von Heideggers Philosophie zur Sphäre des Essens und der Gastronomie: Heidegger ist „der für den deutschen Philosophieappetit besonders gut geeignete Mittagstischphilosoph direkt aus der Gelehrtenpfanne“ (ebd.: 90), ein „geschmackloser, aber ohne Schwierigkeiten verdaulicher Lesepudding für die deutsche Durchschnittsseele“ (ebd.: 91).

Zu Heidegger pilgerten vor allem jene, die die Philosophie mit der Kochkunst verwechseln, die die Philosophie für ein Gebratenes und Gebackenes und Gekochtes halten, was ganz und gar dem deutschen Geschmack entspricht (ebd.: 94).

Die Masse von Rezipienten, einschließlich denen der wissenschaftlichen Rezeption, bleibt schon wieder nicht verschont. Die Zitate zeigen deutlich die Abneigung des Erzählers gegenüber der plumpen Verehrung seiner zu ihm – in den Schwarzwald – pilgernden Anbeter. Es wird auch im Sinne der Gattung der „Grund“ zu diesen Pilgerwanderungen angegeben, nämlich: „Heidegger hat alles Große so verkleinert, dass es deutschnmöglich geworden ist, verstehen Sie, deutschnmöglich...“ (ebd.: 90).

Der Humor bei der Heidegger-Invective entspringt aus dem Zusammenspiel zweier Bilder: des erhabenen Nimbus des großen, weltbekannten Philosophen in unserem Kopf und der selbst stilisierten Bergbauernromantik, die uns Bernhard präsentiert: Heidegger auf der Bank seines Schwarzwaldhauses mit seiner selbst gewebten Winterunterhose, die über seinem selbst eingeheizten Ofen hängt, Heidegger mit seinem selbst geschnitzten Schwarzwaldstock und seiner selbst geschnitzten Schwarzwaldphilosophie. Wieder haben wir die Karikatur – der große Philosoph Heidegger neben dem provinziellen Bild des Schwarzwaldphilosophen.

3 Stifter – der nachsommerliche Heimatdichter

Die „Urteile“ über Stifters literarisches Werk sind ebenso apodiktisch und argumentationsfrei vorgetragen. In ihnen dominiert wiederum das Provinzielle und das Kleinbürgerliche, womit die süßlich-kitschige Idylle des Heimatlichen anvisiert wird: Stifter als „Provinzdilettant“ (ebd.: 75), „heute, streng genommen, nurmehr noch totes Germanistenpapier“ (ebd.: 76), „ein literarischer Umstandsmeier“, „einzig und allein ein Beschreiber“ (ebd.: 80) – was nicht fern von der Wahrheit

ist –, „ein Kitschmeister“ (ebd.: 85). Seine Prosa, „eine langweilig in die Länge gezogene, sentimentale, fade Prosa voll innerer und äußerer Fehler“, „ein kleinbürgerliches Linzer Machwerk“ (ebd.: 74).

Alles an Stifter ist betulich, jungfernhaft tollpatschig, eine unerträgliche provinzielle Zeigefingerprosa hat Stifter geschrieben, sagte Reger, keine andere. Die Naturbeschreibung wird an Stifter gerühmt. (...) und da alle glauben, Stifter habe die Natur beschrieben, laufen sie alle zu Stifter. Stifter hat aber die Natur gar nicht beschrieben, er hat sie nur verkitscht (ebd.: 86).

Genug. Es ist alles falsch an Stifter. Das Bernhardsche Fazit lautet in selbstironischer Form folgendermaßen: „Wenn wir Stifter mit dem Rotstift zu lesen anfangen, kommen wir aus dem Korrigieren nicht heraus“ (ebd.: 77).

Es wäre nicht nur müßig, sondern lächerlich, ließe man sich darauf ein, Stifters Prosa auf die Stichhaltigkeit dieser Behauptungen zu überprüfen. Das eben hieße, Bernhard auf den Leim zu gehen, was in unzähligen Rezensionen zu seinen Büchern immer wieder geschehen ist, indem solche Schimpfftiraden mit größtem philologischen Biedersinn wörtlich und also ernst genommen wurden. Manches an der Schelte ist intuitiv als berechtigt anzuerkennen – das ändert aber gar nichts am gänzlich subjektiven, unsachlichen Charakter der Anwürfe, die ad libitum (oder auch ad libidum) eingesetzt werden. Denn Generationen von poesiedurstigen Nonnen und Krankenschwestern wurden durch Stifters Beschreibungen befriedigt. Sie hätten nämlich die Kunstikone Stifter auf ihrem Nachtkästchen neben ihrer Zehenschere liegen (vgl. ebd.: 79).

In Bezug auf die drei von Bernhard betroffenen Großen: Goethe, Heidegger, Stifter – wer wollte sagen, dass gar nichts, überhaupt nichts Wahres an den Scheltreden sei? Selbst ihre glühenden Verehrer und Kenner kommen nicht umhin zuzugeben, dass einzelne Momente der Schmähkritik – allerdings nach Bernhards Art ad absurdum geführt – Tatsächliches sehr treffend wiedergeben und nicht etwa erfinden. Bei allen Dreien – Goethe, Heidegger und Stifter – hat Bernhard ein Meisterwerk der Invektive und der literarischen Karikatur geschaffen. Innerhalb der Romane sind diese Scheltreden ein Beispiel für die Methode der Erzähler, die großen Alten Meister zu fragmentarisieren, sie zu zertrümmern, zu verringern, zu depotenzieren durch groteske Verzerrung. Den Grund haben wir mit dem Motto angedeutet und wollen wir durch ein Zitat noch einmal vergegenwärtigen: „Die so genannten Großen lösen wir auf, zersetzen sie mit der Zeit, heben sie auf, (...), weil wir mit ihrer Größe nicht leben können“ (ebd.: 81). Das wäre auf zweierlei Weise zu verstehen:

Die Superlative (die Großen) werden bei Bernhard obligatorisch relativiert: Die Großen sind immerhin so genannte Große.

Die Depotenzierungsmethode ist bei Bernhard eine Art Existenzüberbrückung durch Schreiben und Karikieren: Wir können mit der Größe der Großen nicht leben. Das ist Bernhards Methode, sich und eventuell uns Lesern Erregung, Be-

freierung und Lust zu verschaffen. Befreiung von der zum Mythos gewordenen Größe und Lust an diesem absurden Dasein weiter teilzuhaben. Also jenseits von Mythos und Ernst.

In diesem Sinne ist der groteske Humor Bernhards nicht als Kritik, noch weniger als Gesellschaftskritik aufzufassen. Denn ihn als Gesellschaftskritik ernst zu nehmen, hieße, dem Schlitzohr, das er zweifelsohne war, auf den Leim zu gehen, und den literarischen Status dieser Passus zu verkennen.

Nicht zuletzt sind die Invektiven gegen Goethe, Stifter und Heidegger gegen die Tatsache ihrer blinden, stumpfsinnigen und servilen Aufnahme durch das Publikum, besonders durch das vom Fach, gerichtet. Der Mythos der Größe verhindere die genaue Betrachtung und die unvoreingenommene Aufnahme ihrer Werke: „Der eigentliche Verstand kennt die Bewunderung nicht, er nimmt zur Kenntnis, er respektiert, er achtet“ (ebd.: 122). Die Sache der Kunst ist es – die Rehabilitation der Kunst und Philosophie gegenüber inadäquater, stumpfsinniger Bewunderung und Beweihräucherung, gegenüber dem Gehabe in der Kunst:

Aber den Deutschen imponiert das Gehabe, sagte Reger, ein Gehabeinteresse haben die Deutschen, das ist eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften. Und was die Österreicher betrifft, so sind sie in allen diesen Punkten viel schlimmer (ebd.: 92 f.).

Zusammenfassend zum Thema des Beitrags über die Depotenzierung des Erhabenen als Methode der Existenzüberbrückung am Beispiel von drei Größen der deutschen Geistesgeschichte ist festzuhalten: Dabei wird nichts Erhabenes hinzugeichtet, auch nicht an Tatsachen manipuliert. Sondern: Der Assoziation und der Kombination und der Intuition wird freier Lauf gelassen. Die karikierende Darstellung knüpft an dem Kenner der jeweiligen Person geläufige Eigenheiten an, verknüpft sie in freier Kombination, hebt sie pejorativ hervor, so dass sich die Proportionen verschieben und ein Zerrbild der behandelten Größe entsteht. Die groteske Verzerrung führt vor Augen, dass ein und dieselbe Person, ein und dasselbe Kunstwerk, wie überhaupt jedes Objekt der Betrachtung die verschiedensten und gegensätzlichsten Eigenschaften in sich birgt und nur die Perspektive darüber entscheidet, welche davon zu einem gegebenen Zeitpunkt markant hervortreten und welche im Schatten verborgen bleiben. Die Methode des Karikierens demonstriert das Erhabene, holt es von seinem Podest herunter, indem sie seine vergängliche Seite hervorkehrt: „Es stimmt ja immer zugleich alles und nichts, so wie ja auch jede Sache gleichzeitig schön und schiach ist, tot und lebendig (...)“ (Bernhard: 69).

An dieser Stelle brechen wir ab, weil wir es nicht aushalten können, über Bernhards Größe in Humor und Groteske weiter zu schreiben. Statt dessen ein paar Worte über den Mehrwert, der sich durch die Zusammenarbeit mit den Studenten ergeben hat:

Einerseits war den Studenten diese Art von dementierendem Humor nicht geläufig. Die Schwierigkeit bestand also darin, sie dafür zu sensibilisieren, dass auch mit Größen wie Goethe und Heidegger mit Humor und Grotteske umgegangen werden kann, dass die Größe auch in Frage gestellt werden kann. Das ist nämlich für die bulgarische Art und Weise der Erziehung und der Ausbildung alles andere als selbstverständlich. Andererseits sind die Studenten äußerst unvoreingenommen an die Problematik herangegangen und haben im Laufe der Forschungsarbeit in kurzer Zeit ihren Sinn für Humor an den Bernhardschen adaptiert, ihn verständnisvoll wahrgenommen und herzlich gelacht. Die Unvoreingenommenheit bestand auch darin, dass sich die jungen Leute offen den Herausforderungen Bernhards gestellt haben und den witzig-schlagartigen Aspekt seiner Sprache entdeckt haben, was nicht immer der Fall ist, wenn sich Erwachsene, geschweige „Tiefgelehrte“, mit den Bernhardschen provokativen Texten auseinandersetzen. Die Mitarbeit der Studenten hat zugleich den Beigeschmack von Tiefe und Innovation hinterlassen.

Literatur

Primärliteratur

Alte Meister = Bernhard, Thomas (1985): Alte Meister. Komödie. Frankfurt a. M.

Auslöschung = Bernhard, Thomas (1986): Auslöschung. Ein Zerfall.
Frankfurt a. M.

Бернхард, Томас (1983): Диханието. София.

Бернхард, Томас (1983): Театралът. Пловдив.

Бернхард, Томас (2002): Едноактни пиеси. Шумен.

Бернхард, Томас (2002): Племенникът на Витгенщайн. София.

Sekundärliteratur

Eyckeler, Franz (1995): Rhetorik und Poetik in der Prosa Thomas Bernhards.
Berlin.

Petsch, Robert (1980): Das Grotteske. In: Best, Otto (Hg.): Das Grotteske in der
Dichtung. Darmstadt, 25-39.

Müller, André (1992): André Müller im Gespräch mit Thomas Bernhard. Weitra.

Zur literarischen Persönlichkeit Penčo Slavejkovs: Autokonstruktion und -inszenierung als bulgarischer Goethe

Annegret Middeke (Göttingen)

1 Penčo Slavejkov

„Penčo Slavejkov ist der Führer und die größte Figur der modernen bulgarischen Literatur“¹ (Igov: 347), lautet der das Kapitel „Penčo Slavejkov“ einleitende Satz in der renommiertesten bulgarischen Literaturgeschichte. Über diesen Dichter, dessen Name in der bulgarischen Kultur kanonisch, außerhalb jedoch nur in Fachkreisen bekannt ist, vor einem deutsch-österreichisch-bulgarischen Publikum zu sprechen, heißt, das Thema der Konferenz, das Aufeinandertreffen von scheinbar selbstverständlichem (weil – aus bulgarischer Sicht – zur eigenen Identität gehörendem) Wissen und scheinbar legitimer (weil – aus nicht-bulgarischer Sicht – eurozentristisch motivierter) Unkenntnis bezüglich eines – aus transnationaler Sicht – durchaus verdienstvollen Vertreters der europäischen Kultur, en miniature zu behandeln. Für die erschwerte Rezeption der bulgarischen Literatur außerhalb des eigenen Kulturraums macht Lauer (229 f.) drei Umstände verantwortlich:

¹ Alle Zitate aus dem Bulgarischen und Russischen sind übersetzt von mir, A. M.

- die Asynchronie der bulgarischen Literaturentwicklung („[...] dass die bulgarische Literatur [und ihre Nation] ihre Wiedergeburt in der gleichen Zeit mit bescheidensten Zeugnissen des Schrifttums beginnt, da die deutsche Literatur die Schwelle der Klassik betritt“),
- die politische Entwicklung Bulgariens und den daraus resultierenden, für einen freien Kulturtransfer denkbar ungeeigneten ideologischen Rahmen („der imperialistische beziehungsweise real-sozialistische“) sowie
- „die Tatsache, dass der wohl bedeutendste, wertvollste, eigenartigste Bereich dieser Literatur die Lyrik ist.“

Kiossev (2005: 359 f.) fügt, sich an seine Zeit als Gastdozent am Seminar für Slavische Philologie der Universität Göttingen, genauer: an seine Schwierigkeiten, die Göttinger Studenten für das Wesen und die Besonderheiten der bulgarischen Literatur zu begeistern, erinnernd, folgenden Aspekt hinzu:

Aus westlicher Sicht sind wir interessant wegen unserer Authentizität. Doch die Authentizität nimmt sogleich exotisierende Formen an. So sonderbar es mir erscheint, für jemanden von dort ist eine bulgarische Großmutter weit-
aus interessanter als Radičkov², ein Bauer interessanter als ein so genannter bulgarischer Intellektueller. Ich spreche über die Strukturen westlicher Wahrnehmung – und meine keineswegs, dass sie böswillig sind; ich spreche über die Automatismen des Westens; Größen wie gar Izmail Kadaré sind aus westlicher Sicht nicht existent. Auch wenn wir sie haben, werden sie nicht als komplizierter nationaler Kon- und Intertext, werden sie nicht innerhalb der um sie geführten bulgarischen Debatten wahrgenommen, sondern schlicht als Ausnahme. Wieder funktionieren die beschränkten Metaphern – was näher an den Wurzeln ist, ist interessanter. Deshalb ist die Mentalität der gewöhnlichen Menschen, die an den ursprünglichen bulgarischen Orten leben, interessanter, als die Bestrebungen eines zeitgenössischen bulgarischen Intellektuellen.

Penčo Slavejkov ist ein intellektueller Autor, der auch von Bulgaren wenig gelesen, aber: hoch geschätzt wird. Seine Literatur sei schwer verständlich, „verkopft“, stellenweise allzu konstruiert, aber „auf europäischem Niveau“ und höchst anspruchsvoll. Sein Leben wird in bulgarischen Literaturgeschichten, da er der Sohn des berühmten Wiedergeburtsschriftstellers Petko Slavejkov war, im Allgemeinen anhand des kontrastiven Vater-Sohn-Schemas dargestellt:

Ist die Biographie des alten Slavejkov ein Abenteuerroman mit balkanisch-orientalischem Kolorit, so ist das Leben des Sohnes schon ein moderner psychologischer Roman (...). Sogar in physischer und habitueller Hinsicht sind sie fast vollständige Antipoden – der Vater: stets rege, umringt von ei-

² Jordan Radičkov (1929-2004) ist einer der bedeutendsten bulgarischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts.

ner illustren Menge, der Sohn: elitär einsam, schwer beweglich infolge eines Unfalls (...), dessen Überwindung eine große Willensleistung, eine in der bulgarischen Geschichte unikale geistige Konzentration auf das kulturelle Schaffen darstellt (Igov: 348).

Vater und Sohn sind nicht nur Repräsentanten verschiedener Generationen, sondern auch kultureller Epochen: der ethnozentristisch-kollektivistischen Epoche der Befreiung Bulgariens von der osmanischen Fremdherrschaft (der Vater) und der anthropozentristisch-individualistischen Epoche der Befreiung des Künstlers aus den Zwängen seiner bis dato patriotischen Bestimmung (der Sohn). Penčo Slavejkov entwarf ein – das Winckelmannsche Ideal der „edlen Einfalt und stillen Größe“ mit Nietzscheanischen Ideen verbindendes – „Modernisierungsprogramm“ für die bulgarische Literatur, das durch eine kategorische Ablehnung der Wiedergeburtstraditionen und das Streben nach einer „echten bulgarischen Klassik“ gekennzeichnet ist (s. Kiossev 1998). Maßgebliches Publikationsorgan seiner Ideen und Initiativen war die 1892 gegründete Zeitschrift *Мисъл* (*Gedanke*), um die sich in den folgenden Jahren ein literarisch-philosophischer Kreis (die „großen Vier“³: Penčo Slavejkov, Peju Javorov, Petko Todorov und der Gründer der Zeitschrift, Dr. Krăstju Krăstev) formierte, der heute noch als die bedeutendste kulturell-intellektuelle Gruppierung in der Geschichte der neuen bulgarischen Literatur angesehen wird (s. Igov: 345-375).

2 Die Entdeckung der literarischen Persönlichkeit

Ėjchenbaums Schüler Mark Aronson ist der erste, der die literarische Persönlichkeit nicht positivistisch (als Nachrichten über „das Leben und Werk“ eines Schriftstellers), sondern semiotisch-funktional (als historisch veränderliche „Umgebung“, als „Atmosphäre“ der literarischen Texte) erfasst und sie dadurch von der „realen“ unterscheidet, dass die „Formierung lange vor dem realen Eintritt des Schriftstellers in die Literatur beginnt und nicht mit seinem realen Tod endet“ (Aronson: 16). Davon ausgehend, stellt 60 Jahre später der amerikanische Slavist und Erforscher des OPOJaZ, Peter Steiner (132 f.), in seinem Buch *Russian Formalism* fest:

As soon as we designate someone a literary author, we place that individual in a special context. He or she becomes a component of a literary process and the person's identity becomes circumscribed through the texts, genres, or periods with which he or she is associated. (...). For example, the names of Puškin, Dostoevskij, or Tolstoj denote only indirectly the individuals Messrs. Puškin, Tolstoj or Dostoevskij. Instead they refer to purely literary entities, particular stylistic features, sets of texts, and so on.

³ Die Bezeichnung „Великата четворка“ („die großen Vier“) geht auf Slavejkovs Lebensgefährtin Mara Belčeva (176-196) zurück.

Außer über das Fluidum der literarischen Texte konstituiert sich die literarische Persönlichkeit über die theatralischen Metaphern ihrer Auftritte in der Öffentlichkeit, welche, wenn sie nicht nur zur Emanzipation von ihrer realen Biographie, sondern auch von ihren literarischen Texten führen, den Übergang vom Wort zum Mythenschaffen des Ich ermöglichen (s. Hansen-Löve: 93). Dabei befindet sich der mythenschaffende Schriftsteller, von dem „auch diejenigen eine Vorstellung haben, die nichts von ihm gelesen und ihn nie gesehen haben“ (Nedelčev: 52), in einer komplizierten Verflechtung zwischen den würdevollen sozialen Rollen der Hochkultur und den um sie kursierenden Anekdoten, Skandalgeschichten und Gerüchten der Massenkultur. „Genau dieses Bild, ursprünglich geboren aus einer literarischen Wirklichkeit“, sei „die literarische Persönlichkeit“, meint Nedelčev (ebd.): „ein dynamischer Prozess mit vielen Richtungen und vielen Schichten.“

In der bulgarischen Literaturwissenschaft begann, angeregt durch die Arbeiten des soeben zitierten Literaturkritikers Mihail Nedelčev, die Beschäftigung mit der literarischen Persönlichkeit Ende der 70er Jahre und wurde Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre zu einem beliebten Forschungsthema zahlreicher bulgarischer Intellektueller, vor allem der Kultur- und Literaturwissenschaftler. In dem von Nedelčev und Kiossev geleiteten kulturwissenschaftlichen Seminar *Митът за писателската личност* (*Der Mythos der schriftstellerischen Persönlichkeit*) (im Oktober 1988 in Sofia) wurde der Versuch unternommen, die Problematik im Kontext nationaler Ideologien und Mythen zu verorten.⁴ Ausgehend davon, dass jede Kultur zu jeder Zeit über einen grundsätzlichen Bestand an Schriftstellertypen (im Sinne von Modellvorstellungen) verfügt, konnte festgestellt werden, dass ihre konkreten Varianten in einer (meist polemischen) Auseinandersetzung mit diesen Modellen entstehen.⁵ Insofern entspricht die Dynamik der literarischen Persönlichkeit, die ja eine Instanz des „literarischen Lebens“ (nach der Terminologie von Eichenbaum) ist, dem Muster des evolutionären Kreislaufs, den Tynjanov für die Entwicklung der gesamten Literatur beschrieben hat. So wie die Wechselbeziehung zwischen synchroner Literaturproduktion und diachroner Literaturgeschichte auf einen Vermittler, den ständig seinen Horizont erweiternden, historisch dynamischen Leser, angewiesen ist, kann auch die literarische Persönlichkeit nur dann ein kohärentes, sozial funktionierendes, öffentlich wirksames Image erlangen, wenn es entsprechend rezipiert wird. Dass dies nicht automatisch gelingt, zeigt Kiossev (1987) anhand des tragikomischen Rezeptionssujets von

⁴ Die Absicht der Seminarleiter, später eine Studie zu publizieren, ist leider nicht in die Tat umgesetzt worden. Daher danke ich den Herren Kiossev und Nedelčev, dass sie mir freundlicherweise die Materialien zur Verfügung gestellt haben.

⁵ Die einander ablösenden sozialen Rollen des bulgarischen Schriftstellers (vom Staatserbauer zum Individualisten und Kulturmissionar) hat Milena Caneva in ihrem Buch *Б търсене на героя* (*Auf der Suche nach dem Helden*) bereits besprochen.

Stojan Mihajlovski⁶, das aus einer Reihe von Missverständnissen besteht und letzten Endes zu dessen „ästhetischem Fall“ führt. D. h. die literarische Persönlichkeit kann sich auf dem kulturellen Feld nur dann behaupten, wenn die Gesten der Selbstdarstellung – die literarischen Texte und Paratexte und die durch sie angestrebte Lesenorm sowie die Entscheidung für eine der vorhandenen kulturellen Rollen und deren theatralische bzw. habituelle Konkretisation – einerseits mit dem vertrauten Erwartungshorizont der literarischen Öffentlichkeit konvergieren und andererseits dessen ästhetische Spielregeln erfolgreich variieren, transformieren oder gar neu definieren und damit einen Horizontwandel bewirken.

3 Slavejkov und die bulgarische Literatur

Slavejkovs Einschätzung der bulgarischen Literatur äußert sich als „durch ein Bündel von kulturkonstitutiven und kulturdestruktiven Motiven“ bedingte „bittere Negation des Geschaffenen“ (Kiossev 1997: 47). Das nämlich sei keine Literatur, sondern lediglich „primitives Schrifttum“ – „nicht einmal ein Baustoff für die Zukunft, sondern ein bereits verfauter Baustoff“ –, so dass „ein jeder gewissenhafter Schriftsteller die Verpflichtung habe (...), mit den ihm in die Hand gelegten Mitteln zu versuchen, den Boden von der Fäulnis zu säubern“ (Slavejkov Bd. 4: 185 f.; Hervorhebung im Original). Auf den ersten Blick scheint dieser Appell zur Selbstverpflichtung noch in der prämodernen Tradition der Generation des Vaters zu stehen, in der das künstlerische Schaffen nicht „Selbstzweck“, sondern eine patriotische Aufgabe war; Slavejkovs literarisches Programm indes war neu, anti-traditionell und damit modern, ebenso sein dichterisches Selbstverständnis. Sich selbst und den engen Kreis seiner Mitstreiter um die Zeitschrift *Gedanke* zum Traditionsstifter der echten zivilisatorischen und kulturellen Zukunft Bulgariens, deren Anfang und gleichzeitiger Höhepunkt die von Krästev viel beschworene „Slavejkovsche Epoche“ ist, erhebend, fühlte er sich berufen, dem armseligen provinziellen und provisorischen bulgarischen „Schrifttum“ all das zu geben, was ihm zur Herausbildung einer echten Literatur fehlte: nicht nur „echte“ literarische Werke, sondern auch sämtliche makro- und mikrokommunikative Instanzen des literarischen Lebens von der Literaturkritik bis hin zur Geschmacksnorm.⁷

Das ließe sich an einer Reihe von Beispielen zeigen; zwei literarische Werke, die zugleich Gesten der „Überwindung“ (im Sinne eines Konventionsbruchs und Paradigmenwechsels) sind, sollen zur Veranschaulichung genügen: Slavejkovs „Anthologie“ *Ha ostroma na blaženume* (*Auf der Insel der Seligen*) und sein Vers-

⁶ Stojan Mihajlovski (1856-1927) war Rechtsanwalt, Richter, Lehrer, Abgeordneter, politischer Publizist, religiöser Philosoph Literaturhistoriker und Dichter: „[e]ine widerspruchsvolle Natur konservativer, französisch aufgeklärter Prägung“, der mit seinen zumeist satirischen Dichtungen „einen regelrechten Krieg gegen alles Kleinliche und Schiefe im privaten und öffentlichen Leben [führte]“ (Ognjanoff: 139 f.).

⁷ Sogar die „im Geist und in der Wahl der künstlerischen Mitteln freien Talente“ und den gebildeten und aufgeklärten Leser zu „erschaffen“, gehörte zum Programm des Kreises *Gedanke* (s. Krästev: 582).

epos *Кървава песен* (*Blutiges Lied*), sein „Lebenswerk“ – Krăstev vergleicht es gar mit Goethes *Faust* –, für das er immerhin für den Literaturnobelpreis nominiert wurde.

Die *Insel der Seligen* erscheint auf dem ersten Blick als eine Gedichtanthologie, die „mit ihrem gemischten Inhalt“ formal „das Textsammlungsmodell der Wiedergeburt aktualisiert und „einen unpräzisen Leser anvisiert, einen, der unweigerlich etwas für sich entdecken wird (für jeden etwas)“ (Tihanov: 208). In Wirklichkeit aber ist sie nicht nur ein hochkomplexes Gattungsspiel, sondern auch eine literarische Mystifikation, da sämtliche Texte aus Slavejkovs eigener Feder stammen und, wenngleich fiktiven bulgarischen Autoren⁸ zugeschrieben, als seine eigenen erkennbar sind. Die vermeintliche Anthologie aus lyrischen Texten, biographischen Notizen und sogar Zeichnungen der von Slavejkov erfundenen Autoren spiegelt nicht den realen, sondern einen fiktiven Literaturbestand, die „Insel der Seligen“ selbst, d. h. der geographische Ort, erscheint als Balkanhalbinsel, kann doch anhand der anagrammatisch verschlüsselten Toponyme in den Texten, vor allem den biographischen, geradezu eine Karte Bulgariens gezeichnet werden. Spätestens an dieser Stelle zeigt sich die Ironie des Titels: Der von Slavejkov als defizitär beklagte Kulturraum Bulgariens wird zum utopisch-idealen Ort. Dort versammeln sich die idealen Varianten bulgarischer Dichter, deren fiktive biographische Skizzen so deutliche Elemente aus Slavejkovs Leben enthalten und deren Porträts, sogar die der Dichterinnen, so sehr ihm selbst ähneln, dass nach der Aufdeckung der Mystifikation Slavejkov als alleiniges Ideal der bulgarischen Literatur dasteht: als vielfältiger Autor, der den Anspruch erhebt, eine gesamte Literatur zu sein (und nicht zu schaffen, was die Leistung von Ivan Vazov⁹, dem „Literaturpatriarchen“ der alten Generation und Slavejkovs größtem Rivalen, war). Das vordergründig vertraute Allerlei an literarischen Texten und biographischer Information (samt Porträtzeichnungen) der Dichter erweist sich als kaum aufzulösendes Allusionsbündel aus „textuellen Spielen und Verweisen“, die nach einem „hoch gebildeten Leser“ verlangen, „der in der Lage ist, dies zu identifizieren und zu genießen“ (ebd.).

Auch das homerisch angelegte Versepos in neun Gesängen, das *Blutige Lied*, „öffnet sich“, zumindest was die Ereignisstruktur angeht, „bereitwillig dem ‚Massenleser‘“ (ebd.), behandelt es doch ein monumentales nationales Ereignis, den blutig unterdrückten Aprilaufstand im Jahre 1876. Es stellt sich in die Tradition der beiden prominenten bulgarischen Nationalepen, Ivan Vazovs *Епопея на забравените* (*Epopöe der Vergessenen*) und Zahari Stojanovs *Записки по българските въстания* (*Aufzeichnungen über die bulgarischen Aufstände*), doch zugleich

⁸ Die in der *Insel* versammelten fiktiven Autoren haben bulgarisch klingende Kunstnamen wie Bore Vihor, Silva Mara, Ivo Dolja u. a.

⁹ Ivan Vazov (1850-1921) hatte in unermüdlichem kulturerbauerischen Eifer ein ganzes Gattungsuniversum geschaffen, dessen Glanzstück die Romanepopöe *Под юзото* (*Unter dem Joch*) bildete.

rivalisiert es auch mit ihnen, indem es mit Blick auf fremde Vorbilder wie Adam Mickiewicz's *Pan Tadeusz* sowie den Epos-Diskurs der deutschen Klassik und Romantik dem nationalen Schicksal eine geschichtsphilosophische Fundierung gibt: Im Unterschied zu den Werken der Vorgänger wird hier die bulgarische Geschichte nicht nur erzählt, sondern reflektiert und teleologisch, geradezu messianistisch, begründet. All diese geschichtsphilosophischen, ästhetischen und gattungstheoretischen Interdiskurse waren „am Horizont der bulgarischen Kultur allein dem hochgebildeten Leser zugänglich“ (s. ebd.).

Beide Texte, die *Insel* und das *Blutige Lied*, wenden sich sowohl an den realen zeitgenössischen als auch an den idealen überzeitlichen Leser und streben, um mit Gadamer (271) zu sprechen, eine „ausgezeichnete Weise des Geschichtlichseins“ an.

4 Zur Rhetorik des Klassischen

Weitere Beispiele ließen sich anführen, die alle den Eindruck erwecken, als habe Slavejkov sich geradezu systematisch bemüht, die Voraussetzungen, die Goethe im *Literarischen Sansculottismus* für die Entstehung eines klassischen Nationalautors formuliert hat, zu schaffen und gleichzeitig zu erfüllen.¹⁰

Die Rhetorik des Klassischen stellt insofern eine organische Verbindung zwischen der Nation und ihrer Literatur her, als das Vorhandensein des Klassischen (klassischer Werke, des klassischen Stils, klassischer Autoren) der Nation eine stabile kulturelle Identität und – vor allem in der ihre ewige Größe und deren Sichtbarkeit für andere festschreibenden hohen Literatur – prestigeträchtige Embleme zur Repräsentation des Eigenen vor dem Fremden garantiert. Die Klassik ist die ultimative kulturelle Autorität einer Nation, konstituiert sich doch ihr gesamtes kulturelles Feld mit Blick auf die klassischen Meisterwerke, d. h. jene diskursive Stelle, von der aus die Hochkultur legitim von ihren Werten spricht. Entsprechend impliziert die klassische Literatur eine eigene Temporalität: die gleichsam aus der leeren Zeit der empirischen Existenz sowie aus der „sujetierten“ Zeit des nationalen Heldentums entthobene Zeit der Genies, welche die Werke und ihre Autoren in eine ideale Dauer und mustergültige Intransitivität, in eine Art von Präsenz transponiert, die im Unterschied zur sakralen Zeit der vormodernen Kulturen keiner göttlichen Sanktionierung bedarf (s. Kiossev 1999: 31 f.).

Slavejkovs Erfülltheit vom Geist der Klassik zeigt sich deutlich an seiner tiefen Goethe-Verehrung. Über Goethe schrieb er explizit zwei Texte. Der eine, *Feme (Goethe)*, bildet einen Teil seiner Anthologie *Немска ноема (Deutsche Dichter)*, in der Slavejkov selbst angefertigte Übersetzungen deutscher Dichterinnen und Dichter

¹⁰ Tihanov (185-196) lanciert im Rückgriff auf Plessners Buch *Die verspätete Nation* die These, dass die von Goethe im *Literarischen Sansculottismus* geschilderten deutschen Zustände denen in Bulgarien der Wiedergeburt durchaus ähnlich seien, sodass der Kreis *Gedanke* das Modell der Kulturnation (kompensatorisch für die verspätete Staatsnation) „rezeptiv aufgenommen und sich aktiv zu eigen gemacht“ habe.

zusammengestellt hat, die mit einer bewusst subjektiv gehaltenen Charakterisierung der jeweiligen Dichterpersönlichkeiten, so auch Goethes, eingeleitet werden. Bereits im Vorwort exponiert er Goethe als die wichtigste Dichterpersönlichkeit und als kompositionelles Zentrum seiner Auswahl: „Alles Interessante und Schöne in der deutschen Poesie ist gewachsen und wächst noch heute ausschließlich im kühlen Schatten von Goethe“ (Slavejkov Bd. 7: 105). Der andere heißt *Гетеви нечу* (*Goethelieder*) und ist eine literaturkritische „Skizze“. In beiden Texten kommen die Begriffe „klassisch“, „Klassik“, „Klassiker“ nicht vor, dennoch wird Goethe der Platz des Klassikers schlechthin zugewiesen. Als konzeptuales Instrument für die Modellierung seiner klassischen Position verwendet Slavejkov die Leitmetapher: Goethe als „erhabener Ahornbaum“ inmitten der jungen deutschen Dichter als in seinem Schatten heranwachsenden „schöne[n] kleine[n] Ahornbäumchen“ (ebd.: 107). Der alte Baum wird, ähnlich Goethes Charakterisierung des Klassischen, das „nicht klassisch [ist], weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist“ (Eckermann: 310), als stark, unbeugsam, tief verwurzelt im heimatischen Boden und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse beschrieben; er steht symbolisch für das Leben des Klassikers als stilles und – kraft der unkorruptiblen Fähigkeit, die eigenen schöpferischen Visionen zu beherrschen und nicht umgekehrt von ihnen beherrscht zu werden – erhabenes Sein im „Geist der Ewigkeit“. Die jungen deutschen Dichter zeichnet Slavejkov ambivalent: Einerseits würdige Schüler Goethes, sind sie andererseits lärmende Kinder, kaum imstande, zu einem echten Vorbild zu werden. Goethe hingegen ist totales Vorbild – eine Funktion, die Slavejkov für sich selbst innerhalb der bulgarischen Literatur beansprucht.

5 „Wir müssen Slavejkov durchschreiten, um eine Kulturnation zu werden. Er ist unser Goethe.“

Slavejkovs Anspruch, als Klassiker der bulgarischen Literatur wahrgenommen und anerkannt zu werden, stößt auf das grundsätzliche Problem, dass eine nationale Klassik post factum geprägt wird, d. h. das Produkt eines Rezeptions- und Kanonisierungsprozesses ist und nicht programmatisch projiziert werden kann. Schon Sainte-Beuve wies 1850 in seinem Essay *Qu'est-ce qu'un classique?* darauf hin, dass ein Klassiker nur unter den Voraussetzungen einer durch einen Überlieferungsmechanismus bewirkten Verewigung und Tradition entstehen kann. Die Überwindung der historischen Distanz versuchte Slavejkov durch seinen Nachruhm steuernde „Maßnahmen“, d. h. durch „ein Leben für die Biographie“ (s. Gusdorf: 146) zu erreichen. Auch die Semiotiker der Moskauer und Tartuer Schule weisen darauf hin, dass es „Texte gibt, die mit der Intention, dass die Nachkommen sie aufbewahren, geschaffen werden“ und dass „Menschen, die sich selbst als ‚Männer der Epoche‘ verstehen, danach [streben], historische Taten zu vollbringen (Taten, die in der Zukunft zum Gedächtnis werden)“ (Lotman/Uspenskij/Ivanov/Toporov/Pjatigorskij: 103).

Slavejkov muss sich für solch einen „Mann der Epoche“ gehalten und in Vorahnung seiner eigenen Klassizität – wie Goethe die Gespräche mit Eckermann – seine Korrespondenzen als „specie aeterni“ unter dem Gesichtspunkt der späteren Überlieferung und dauernden Geltung“ (Houben: 234) angesehen haben. Vor allem die Briefe an seine Lebensgefährtin Mara Belčeva sind keineswegs nur persönliche Dokumente, sondern ein lektüresteuender Kommentar zu seinen literarischen Werken (genau das, was die Philologen mühevoll suchen), der mit vorsorgendem Blick auf die Nachwelt geschaffen wurde. In den Briefen erscheint Belčeva weniger als Geliebte des Menschen Slavejkov, denn als treue Gefährtin des Kulturheros Slavejkov. Das Liebessujet befindet sich nicht im kulturellen Raum Bulgariens, sondern im Erinnerungsraum panchroner Kulturalität, in dem jede Alltäglichkeit, etwa eine Dienstreise nach Russland oder ein Arztbesuch in Paris, ästhetisiert und hochkulturell befrachtet werden kann. Slavejkovs zum Teil sehr umfangreiche, geradezu ausladende Kulturreflexionen in den Briefen an Belčeva zeigen deutlich, dass er nicht alles gutheißt, was im Gedächtnis der Weltkultur als kulturelle Leistung und Wert fixiert ist, sondern nur das, was klassische Qualitäten gemäß seinem eigenen Klassikverständnis aufweist. Anders als in der bulgarischen Wiedergeburt ist sein Verhältnis zur Weltkultur nicht konsumptiv und unkritisch annekierend, sondern kritisch und differenziert; entsprechend stellt er aus sorgfältig ausgewählten Elementen der Weltkultur einen persönlichen klassischen Kanon zusammen, in dem er sich selbst und Belčeva (bzw. sich mit Belčevas Unterstützung) einen Platz zuweist.

Damit korrespondierend verfasste er zahlreiche Porträts von (ihm persönlich wertvoll erscheinenden) literarischen Werken und Persönlichkeiten¹¹, errichtete ein Pantheon, in dessen Hallen zu empfangen nur er befugt ist. Durch seine Außenseiterperspektive (d. h. die Perspektive des zukünftigen Klassikers eines unbekanntes Staates und einer unbekanntes Literatur) ist er gleichsam unabhängig von den konventionalisierten Hierarchien, Kanones und Namenslisten und liebäugelt mit einer imaginären Weltliteratur, die – aufgrund dieser für eine Raum und Zeit transzendierende Weltklassik geradezu idealen Kommunikationsbedingungen – zwanglos über nationale Grenzen und geschichtliche Perioden hinweg Goethe, Shakespeare, Tolstoj, Mickiewicz, Nietzsche, Puškin, Lermontov, Heine, Petöfi, Fontane, Jovan Jovanović Zmaj, Robert Burns, Čechov, Prosper Mérimée, Ricarda Huch, Richard Dehmel, Detlev Liliencron und viele andere zusammenführt.¹² Belčeva, die Slavejkov um fünfundzwanzig Jahre überlebte, unterstützte sein klassisches Projekt mit der Edition zahlreicher seiner Briefe, wobei sie allerhand Kürzungen vornahm und genau jene Stellen strich, die Slavejkovs Image als Klassiker

¹¹ Invariante wiederkehrende Strukturen seiner klassischen Figuren sind „die Natürlichkeit des Genies“ jenseits der epochengebundenen Konventionen und ein künstlerisches Schaffen, „über dem der Geist der Ewigkeit weht“.

¹² Zahlreiche zeitgenössische deutsche Dichter und Dichterinnen hat Slavejkov während seiner Zeit in Leipzig (1892-1898) persönlich kennen gelernt (s. Faj).

erschüttern könnten. Ihre oft erwähnte, aber selten kritisch reflektierte Rolle (s. Iliev; Caneva 1986; Pärvanova) in der Beziehung zu Slavejkov bestand vor allem darin, dass sie ihre Individualität in den Hintergrund stellte und auf die Entfaltung ihrer unzweifelhaft vorhandenen Talente – immerhin hat sie eine philologische Ausbildung in Genf absolviert, beherrschte mehrere Sprachen und war literarisch tätig – verzichtete, um ihr Leben ganz in den Dienst von Slavejkovs klassischem Projekt zu stellen. Insofern kann sie durchaus mit Goethes „geprüfte[m] Haus- und Seelenfreund“ (Goethe: 929), dem „getreue[n] Eckhart“ [= Eckermann] (ebd.: 953), verglichen werden (s. Spasov: 117 f.), der für Goethe in Weimar blieb und seine eigenen dichterischen Pläne (und auch seine Heiratsabsichten) immer weiter in die Zukunft verschob. Eckermann, der nicht nur zu Goethes Lebzeiten „von großer Beihilfe“ (Goethe: 953) war, besorgte das Ordnen, Redigieren und die Redaktion von Goethes Manuskripten und leitete mit den Aufzeichnungen seiner Gespräche mit Goethe dessen Nachruhm ein. Auch Belčeva, Slavejkovs „Seelenschwester“ und „liebe Gefährtin“ (s. Slavejkov: Bd. 8, 19-219), verwaltete das Vermächtnis des zukünftigen Klassikers. Sie edierte nicht nur seine Briefe, sondern auch einige seiner literarischen Werke, gab Interviews über Slavejkov und schrieb ihre Memoiren *Безли спомени (Flüchtige Erinnerungen)*, *Последните години на Пенчо Славейков (Die letzten Jahre Penčo Slavejkovs)* und *Бог в поезията на Пенчо Славейков (Gott in der Dichtung Penčo Slavejkovs)*, mit denen sie zu seiner ersten Biographistin wurde. Dass Goethe darin die maßgebliche Bezugsgröße ist, zeigt sich in dem zentralen Satz „Wir müssen Slavejkov durchschreiten, um eine Kulturturnation zu werden. Er ist unser Goethe“ (Belčeva: 157).

Der kühnste Akt bei der Inszenierung der literarischen Persönlichkeit Penčo Slavejkovs als bulgarischer Goethe indes ist die an Mystifizierung grenzende Stilisierung seines Ablebens:

Seine Lippen bewegen sich:

– Licht! – murmelt er undeutlich...

Ich öffne die Vorhänge. Er zuckte einmal, zwei Mal, öffnete den Mund und verschied (ebd.: 156).

Es lässt sich nicht ermitteln, wer von beiden der Urheber bzw. die Urheberin dieser Mystifikation ist. Entweder Slavejkov selbst, sollte er das tatsächlich gesagt haben, oder Belčeva, sollte sie es erfunden haben. Sicher ist jedoch, dass Belčeva mit solcherlei Niederschriften nachhaltig an der posthumen Verwirklichung von Slavejkovs Traum, ein nationaler Klassiker zu werden, mitgewirkt hat.

Literatur

Primärliteratur

Белчева, Мара (1995): Един живот. Поезия. Превод. Дневник. Спомени. Писма. София.

- Eckermann, Johann Peter (1997): Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 7. Aufl. Baden-Baden.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1949): Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche: 28. August 1949. Bd. 21: Briefe der Jahre 1814-1832. Hg. von Ernst Beutler. Zürich 1949.
- Славейков, Пенчо (1958): На острова на блажените. В: Събрани съчинения в осем тома. Т. 2. София.
- Славейков, Пенчо (1958): Кървава песен. В: Събрани съчинения в осем тома. Т. 3. София.
- Славейков, Пенчо (1958): In corpore. В: Събрани съчинения в осем тома. Т. 4: Критика. София, 173-191.
- Славейков, Пенчо (1958): Гетевите песни. В: Събрани съчинения в осем тома. Т. 4: Критика. София, 222-233.
- Славейков, Пенчо (1958): Немски поети. В: Събрани съчинения в осем тома. Т. 7: Преводи. София, 105-126.
- Славейков, Пенчо (1958): Писма до Мара Белчева. В: Събрани съчинения в осем тома. Т. 8: Писма. София, 19-219.
- Sekundärliteratur*
- Аронсон, Марк И. (1929): Кружки и салони. В: Аронсон, Марк И./Рейзер, Соломон А. (Ред.): Литературные кружки и салони. Ленинград, 15-82.
- Ėjchenbaum, Boris (1988): Das literarische Leben. In: Striedter, Jurij (Hg.): Russischer Formalismus. 4. Aufl. München, 463-481.
- Фай, Хилде (1981): Пенчо Славейков и немската литература. София.
- Gadamer, Hans-Georg (1969): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen.
- Gusdorf, Georges (1998): Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie. In: Niggel, Günther (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. 2. Aufl. Darmstadt, 121-147.
- Hansen-Löve, Age A. (1985): „Бытология“ между фактами и функциями. In: Revue des études slaves, N. 57,1, 91-103.
- Houben, Heinrich Hubert (1975): Johann Peter Eckermann. Sein Leben für Goethe. Т. 1. Hildesheim. (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1925.)
- Игов, Светлозар (1996): Кратка история на българската литература. София.
- Илиев, Стоян (1993): Родени един за друг. (Пенчо Славейков) В: Илиев, Стоян: Родени един за друг. Страници от историята на българската любовна лирика. София, 73-98.
- Кьосев, Александър (1987): Съдбата на едно творчество или за творчеството на „Неприспособимия“ и за неговото „приспособяване“. В: Натев, Атанас (Съст.): Стоян Михайловски. Божествен размирник. Филосовска поезия и проза. София, 679-721.

- Kiossev, Alexander (1997): Homo scriptor und homo academicus. Zwei Arten von Literaturgeschichtsschreibung In: Lauer, Reinhard (in Verbindung mit Alexander Kiossev und Thomas Martin) (Hg.): Die bulgarische Literatur in alter und neuer Sicht. Wiesbaden, 37-58.
- Кьосев, Александър (1998): Списъци на отсъстващото. В: Кьосев, Александър (Съст.): Българският канон? Кризата на литературното наследство. София, 5-49.
- Кьосев, Александър (1999): Позитивизъм, романтически метафори, институционални метафизики. Учебниците по литературна история и конструирането на националната идинтичност. В: Литературна мисъл, кн. 2, 29-38.
- Кьосев, Александър (2005): Емигранти и сладкиши. В: Кьосев, Александър: Лелята от Гьотинген. София, 358-369.
- Кръстев, Кръстьо (1893): Един портрет на нашето общество. В: Мисъл, кн. 8-9, 569-582.
- Lauer, Reinhard (1997): Anmerkungen zur bulgarischen Lyrik. In: Lauer, Reinhard (in Verbindung mit Alexander Kiossev und Thomas Martin) (Hg.): Die bulgarische Literatur in alter und neuer Sicht. Wiesbaden, 229-234.
- Lotman/Uspenskij/Ivanov/Toporov/Pjatigorskij (1986): Thesen zur semiotischen Erforschung der Kultur (in Anwendung auf slavische Texte) (1973). In: Eimermacher, Karl (Hg.): Semiotica Sovietica 1. Sowjetische Arbeiten der Moskauer und Tartuer Schule zu sekundären modellbildenden Zeichensystemen (1962-1973). Aachen, 85-115.
- Неделчев, Михайл (1999): Яворовата литературна личност. В: Неделчев, Михайл: Личности на българската литература. София, 38-64.
- Ognjanoff, Christo (1999): Geschichte der bulgarischen Literatur. Erste bulgarische Literaturgeschichte in deutscher Sprache. Salzburg.
- Първанова, Анастасия (1999): „То беше само песен“. Мара Белчева. В: Първанова, Анастасия: Творчество и любов. Евгения Марс, Мара Белчева, Яна Язова. София, 556-113.
- Sainte Beuve, Charles-Augustin de (1938): Qu'est-ce qu'un classique?/Was ist ein Klassiker? (Auszug) In: Hocke Gustav R. (Hg.): Der französische Geist. Die Meister des Essays von Montaigne bis zur Gegenwart. Leipzig, 146-163.
- Спасов, Орлин (1992): Живот и любов в класическото пространство. В: Спасов, Орлин (Съст.): Ars erotica. София, 117-124.
- Steiner, Peter (1984): Russian Formalism. A Meta-poetics. London.
- Тиханов, Галин (1998): Жанровото съзнание на кръга „Мисъл“. Към културната биография на българския модернизъм. София.
- Тунжанов, Јуриј (1988): Über die literarische Evolution. In: Striedter, Јуриј (Hg.): Russischer Formalismus. 4. Aufl. München, 433-461.

Цанева, Милена (1979): В търсене на героя. Иван Вазов на прелома между две епохи. София.

Цанева, Милена (1986): Неразделната. 100 години от рождението на Мара Белчева. В: Литературен фронт (25.04.).

Selbstbild, Fremd- und Feindbilder in der Kriegsprosa von Jordan Jovkov

Radoslava Minkova (Plovdiv)

Der bulgarische Schriftsteller Jordan Jovkov (1880-1937) war Offizier und Kriegskorrespondent im Balkankrieg, im Krieg zwischen den Alliierten und im Ersten Weltkrieg. Seine real erlebten Kriegseindrücke verarbeitete er literarisch in den Zyklen *Земляци* (*Die Landsmänner*), *Крај Места* (*An der Mesta*) und *Те победиха* (*Sie haben gesiegt*), die im vorliegenden Aufsatz hinsichtlich der Selbst-, Fremd- und Feindbilder sowie der zu ihrer Konstruktion verwendeten Darstellungsmittel untersucht werden sollen.

Um den Charakter des bulgarischen Soldaten zu analysieren, betrachten wir Jovkovs (468 f.) Kommentar¹ zu einer Zeichnung des Malers Cvetan Todorov, die einen jungen Soldaten an der Front darstellt:

Er hat seine Hände auf die Mündung der Flinte gelegt, nachdenklich vor sich hinschauend. Man sieht ein brennendes Dorf und eine Reihe von Flüchtlingen. (...) Die wirkliche Würde dieser Zeichnung äußerte sich in der epischen Schönheit der Soldatenfigur, wahrheitsgetreu und mit Liebe ge-

¹ Dieser ist Teil der Erzählung *Една вечер* (*Eines Abends*).

zeichnet, in diesem konzentrierten Gesichtsausdruck, in diesem Blick, den man haben kann, wenn man viel gesehen und viel erlebt hat.²

Die ästhetische Bedeutsamkeit der betrachteten Zeichnung liegt nach Auffassung Strahil Popovs (38) „in jenem großen Schweigen des Helden und des zugleich einfachen Menschen, der vom Krieg nicht begeistert ist. Das ist der bulgarische Bauer, dessen Seele vor den Vermächtnissen des Bodens und der Arbeit bebt.“

In der Erzählung *Te nobeduxa* (*Sie haben gesiegt*) erinnert sich der Erzähler an „eine Skulpturengruppe, die er auf der letzten Ausstellung ‚Sie haben gesiegt‘ gesehen hat:

Ein Büffel mit einem breiten, massiven Körper auf kleinen Beinen, ein Körper, in dem eine große unglaubliche Stärke verborgen ist, breite Stirn mit geschwungenen Hörnern mit irgendeinem schweren und apathischen, aber hartnäckigen Gedanken. Neben ihm – ein Bauer, Landwehrsoldat, mit breiten Schultern, mit einer über die Schultern gelegten Flinte, mit einer offenen breiten Stirn, auf der derselbe schwere, aber hartnäckige Gedanke liegt. Man fühlte eine innige Liebe, eine grenzenlose Verbundenheit zwischen diesen zwei Wesen, man fühlte die unsichtbaren Verbindungen eines gemeinsamen, gleichen Schicksals (Jovkov: 381).

Diese Skulpturengruppe ist für Jovkov ein „ewiges, schönes Symbol“ Bulgariens und des Bulgaren, der sich durch äußere Schönheit und körperliche Stärke, Fleiß, Arbeitsamkeit, Tüchtigkeit, Ausdauer, Geduld, Liebe zur Heimat, zur Natur und zu den Tieren auszeichne und „im Krieg wie bei der friedlichen Arbeit dieselbe Gewissenhaftigkeit und denselben Eifer“ (ebd.: 383) an den Tag lege. Die bulgarischen Soldaten charakterisiert er als tapfere, siegreiche Helden; ihre Aufopferungsbereitschaft hält er für eine würdige Pflichterfüllung, durch welche sie Größe und Ruhm im Namen des Vaterlandes erlangen (vgl. ebd.: 417) – Tugenden, die dem bulgarischen Soldaten auch von den Interpreten der Jovkovschen Kriegserzählungen zugeschrieben werden:

Sogar der Krieg kann die ewigen Tugenden des Bulgaren nicht brechen. In den grauen Figuren – den beurlaubten Frontsoldaten – sieht Jovkov die Größe des Epischen, die Schönheit der Heldentat in den verhängnisvollen Augenblicken des Kampfes, aber auch die ungebrochene seelische Harmonie des Edelmuts, die mit besonderer Stärke auf dem Kampffeld zutage tritt (Popov: 38 f.).

Die Ausführungen zeigen, dass die Forschungsliteratur ein – patriotisch motiviertes – positives Bild des bulgarischen Soldaten zeichnet, indem sie die negativen Eigenschaften außer Acht lässt, obwohl auch diese durchaus in Jovkovs Kriegserzählungen zu finden sind. Insofern beanstandet Milena Kirova (2003: 5) zu Recht,

² Alle Zitate sind übersetzt von mir, R. M.

dass einige Generationen von Kritikern versucht haben, sie durch den Fokus ihrer bulgarischen moralischen Bedürfnisse zu lesen. Als negative Figur sei hier Anani in der Erzählung *Landsmänner* genannt, „ein eitler und ruhmstüchtiger Mensch, der Nikola heimlich beneidet und ihn nachzuahmen bestrebt ist“ (Jovkov: 44). Nikola wiederum wird als komische, ja lächerliche Figur beschrieben, die seinerseits den russischen General Skobelev zu kopieren versucht, Russisch spricht und sich russisch gibt:

Jetzt hat er einen großen russischen Backenbart. Er verbindet ihn mit seinem Schnurrbart, bedeckt seine beiden Wangen bis unter die Augen, auf seinem Gesicht steht gleichsam eine Maske, aber er gefällt sich selber so. Wie er sagt, war er Skobelev ähnlich (ebd.: 27).

Nikola fungiert als Metonymie für die Verehrung der Russen, die Bulgarien 1878 von der osmanischen Herrschaft befreit haben. Die Sympathie für die russischen Befreier verblasste im Laufe der Zeit und ist in der Gegenwart nicht mehr aktuell; an der Figur des Soldaten Nikola zeigt Jovkov, wie diese Verehrung und Idealisierung zur komisch-lächerlichen Imitation geworden ist, und karikiert den zivilisatorischen Nachholprozess der Bulgaren am Ende der fünfhundertjährigen osmanischen Fremdherrschaft als bloßes Nachahmen anderer, meist „großer“, Nationen (vgl. Natev: 7). Nikola ist aber nicht nur eine Metonymie für die im „Verschlingen halb-verdauter fremder Vorbilder“ (ebd.) sich offenbarende „verkehrt verstandene Zivilisation“³ der Bulgaren, sondern auch für die am Krieg zerbrechende menschliche Seele. Wie ein Schauspieler, der ständig die Rollen wechselt („Irgendwo wird er ernst und geheimnisvoll, wichtigtuerisch und leise [...]. Gleich danach wird er grundlos lustig, lacht laut, seine Stimme wird heiser und klingt wie ein Kontrabass. Er ist lebendig, beweglich und flink.“ [Jovkov: 29]), täuscht er fremde Identitäten vor, um die eigene unter den Gräueln des Krieges leidende Seele zu verbergen. In Augenblicken der Sehnsucht nach der Heimat jedoch zeigt Nikola sein „wahres“ Gesicht:

Statt der vorherigen eingebildeten Selbstzufriedenheit steht jetzt eine Leidensmiene, die schief aufgesetzte Schirmmütze und der kriegerische Backenbart machen ihn lächerlich. All das ist gleichsam falsch und fremd jetzt, wie die lustige Maske eines Clowns, wenn unter ihr der Mensch weint (ebd.: 43 f.).

Der unter der Last des lang andauernden Krieges tief leidende Soldat verbirgt seine verletzte Seele hinter einer (oder mehreren) Maske(n), er tritt selbstbewusst und theatralisch auf, um seine Angst und Zweifel zu überspielen und um die psychischen wie physischen Belastungen leichter zu ertragen. Eine andere komische

³ „Verkehrt verstandene Zivilisation“ ist der Titel eines Possenspiels, welches nach der nationalen Befreiung zum geflügelten Wort wurde (s. Natev: 7).

Gestalt in dieser Erzählung ist Dimităr, den Jovkov (27) als „kleinen, schüchternen und zurückhaltenden Menschen“ beschreibt:

naiv und ein wenig dumm, oder er stellt sich dumm. Infolge einer Krankheit ist sein Haar ausgefallen und sein Kopf ist völlig kahl. Er hat auch keinen Schnurrbart, nicht einmal Augenbrauen, und sein ganzes Gesicht ist dicht mit Runzeln überzogen, als ob es das Gesicht eines tätowierten Australiers wäre. Wenn er seine Schirmmütze herunternimmt, ist Dimităr so lächerlich, dass jeder, der ihn sieht, sein Lachen kaum zurückhalten kann. Das ist die unerschöpfliche und verlockende Fundgrube der Scherze von Nikola.

Trotz ständiger Lebensgefahr erzählen sich die Soldaten im Balkankrieg, um den es in der Erzählung geht, Witze und Märchen, sie denken sich Anekdoten aus, scherzen und lachen:

In den Pausen während der Feldzüge, sogar in den Schützengräben macht er unerwartet seine Scherze, die wie ungefährliche Bomben zwischen den Soldaten explodieren, ihr Erwachen und ihr Lachen herausfordern (ebd.).

Diese erwachsenen und reifen Männer benehmen sich wie richtige Kinder. Bei ihnen wechselten Feindseligkeit und Freundschaft so schnell nacheinander wie der Regen und die Sonne im März (ebd.: 45 f.).

Auch der Leser lacht über die komischen Bilder der bulgarischen Soldaten, deren Kriegsalltag mithilfe der Stilmittel Komik, Ironie, Satire und Grotteske dargestellt wird. Die Schrecken der Zerstörung, des Todes kommen dadurch freilich umso deutlicher ans Licht: „Hier und da – Schützengräben, überall – schwarze Gruben von Granaten. Die Toten wurden so schnell begraben, dass man Teile von ihnen sehen konnte“ (ebd.: 362). Halb begrabene Tote, menschliche Skelette – überall treibt sich das Gespenst des Todes herum und stellt die Glorie des Krieges in Frage. Erhabene Bilder des Heldentums und schreckliche Bilder des Todes reihen sich unverbunden aneinander und heben sich gegenseitig auf. Mit dieser für Jovkows Schreibweise charakteristischen Aneinanderreihung von gegensätzlichen Bildern, widersprüchlichen Gefühlen und Behauptungen werden einerseits der Patriotismus und die Leidenschaft des Bulgaren als positive nationale Eigenschaften dargestellt, andererseits aber der Sinn des Krieges in Zweifel gezogen:

Durch die dunkle Größe ihres Schreckens und ihrer Hässlichkeit (...) wecken sie entweder die frostige Gestalt des Todes oder das fröhliche Lächeln des Glücks. (...) Die bittersten Enttäuschungen reihen sich mit den mutigsten Hoffnungen (ebd.: 419 f.).

„Der Bulgare leidet, aber er ist unendlich glücklich“ (ebd.: 423). Die Darstellung des tiefen Leidens, die grotesken Bilder der an Cholera und Typhus erkrankten Soldaten und der Massengräber relativieren Heldentaten und Märtyrertum. Eine

tief leidende Gestalt ist auch Stoil in der Erzählung *Landsmänner*, der infolge der Trennung von seiner Familie und seinem Dorf, dem heimatlichen Boden, in eine tiefe Melancholie verfällt:

Er wurde schweigsamer, ging den anderen aus dem Weg und zog sich zurück. Auf dem Lande hatte er eine Wiese und es schien ihm, als ob er sie sähe. (...) Es schien ihm, als ob er zu Hause und selbst an der Arbeit beteiligt wäre. Er verspürte den Genuss zu arbeiten. (...) Stoil wurde mager, seine Augen fielen tief ein. (...) Kürzlich plagte er sich sehr (ebd.: 50 f.).

An der Gestalt dieses Soldaten, eines durch den Krieg tief deprimierten und frustrierten Menschen, der sich nicht nach Heldentaten, sondern nach dem friedlichen Alltag auf dem Lande und der Bauernarbeit auf dem Feld sehnt, veranschaulicht Jovkov, wie der Krieg den Menschen psychisch und physisch ruiniert. Dieser sensible einfache Bauer wird unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse unfreiwillig zum Helden, da ihm nichts anderes übrig bleibt, als zu kämpfen. Wie ihm ergeht es allen Soldaten, die auf Befehl handeln, ungeduldig, ja verärgert auf einen Waffenstillstand und das Kriegsende wartend.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass das Bild des bulgarischen Soldaten nicht einheitlich, sondern heterogen, ja widersprüchlich ist: Er ist ruhmreicher Held und seelische „Ruine“ zugleich; die Größe des Helden steht neben der Tiefe des Leidens und des Schmerzes infolge von Verletzungen und Todeserfahrungen. Jovkov schildert verschiedene Charaktere mit individuellen Zügen: offen, theatralisch, witzig, humorvoll, naiv, verschlossen, heimtückisch usw. Zugleich aber werden sie typisiert, sind es doch zumeist Bauern, die emotional stark an ihren Dörfern und Familien hängen und ihr Heimweh und ihre Sehnsucht nach der friedlichen Arbeit auf dem Feld nicht überwinden können. Diese Typisierung korrespondiert mit Bogdan Bogdanovs (179) Studie *Kultur und Mensch auf dem Balkan*, in der Heimat als „[d]urch und durch vom Geist des Landarbeiters und Bauern geprägt, (...) identisch mit dem konkreten Stück Land, mit dem Himmel und den Gebirgen“ definiert wird. „Dort ist die Luft anders, und die Sonne scheint stärker, und der Himmel ist schöner und blauer“, beschreibt auch Jovkov (389 f.) die bulgarische Heimat, weshalb er von Popov (40) als Patriot bezeichnet wird:

Hinter dem expressiven Lakonismus dieser Figuren von Jovkov verbirgt sich die grenzenlose Liebe des Autors zum Volk und zur Heimat – zwei für ihn identische Begriffe. Wie Teodor Trajanov⁴ richtet er seine Fragen durch Tränen an die höchste Macht des Weltalls: Womit hat mein Volk das schwere Schicksal der Trennung verdient? Denn auch für Jovkov ist der Patriotismus eine Religion, deren Riten von den Helden seiner künstlerischen Welt mit unerhörter Andacht erfüllt werden.

⁴ Der Dichter Teodor Trajanov (1882-1945) gilt als einer der Begründer des bulgarischen Symbolismus.

Patriotismus, Humanismus und Moral gehören zu jenen Mythen, die Jahrzehnte lang den Rezeptionsfilter für Jovkovs Erzählungen bildeten. Mit diesen Mythen setzt sich Milena Kirova (2001) in ihrem Buch *Йордан Йовков. Митове и митологија* (*Jordan Jovkov. Mythen und Mythologie*) auseinander und kritisiert die etablierten Interpretationsmodelle, welche die Semantik der Erzählungen an einen mythologischen Denkraum binden, damit sie den kollektiven Normen und Idealen entsprechen. Davon ausgehend, versucht der vorliegende Aufsatz, vorgegebene Interpretationsraster zu verlassen, um eine neuere, differenzierte Sicht auf Jovkovs Kriegserzählungen zu ermöglichen.

Jovkov stammt aus Žeravna, einem Dorf in der Dobruđa, die während des Alliiertenkriegs von den Rumänen besetzt wird und von 1920 bis 1940 unter rumänischer Herrschaft bleibt. Die Bulgaren in der Dobruđa verlieren ihre Heimat, ein Verlust, unter dem das ganze bulgarische Volk leidet, wie auch Jovkov (390) anmerkt: „Und diese Trauer ist groß und allgemein.“ Das wunderschöne Land – er vergleicht es mit dem Paradies – ist durch den Verlust der Süddobruđa zu einem Ort der Qual geworden: „Als ob der Himmel über diesem Land, in dem das Leiden und die Trauer auch jetzt so groß sind wie vor Jahrhunderten, scheinbar höher und Gott fremder und tauber wäre“ (ebd.: 392 f.). In seiner Enttäuschung über die verlorene Süddobruđa zeichnet Jovkov ein negatives Bild sowohl von den rumänischen Soldaten, die er „freche Eroberer“ nennt, als auch von Rumänien, dessen Einmischung 1913 „unserem Land unzählige Übel brachte“ (ebd.: 456). In der Erzählung *Кръстопът* (*Kreuzung*) geht es um Gefangene im Ersten Weltkrieg. Die rumänischen Gefangenen werden als „ungebildete und dunkle Masse“ beschrieben,

in welcher der blinde Egoismus über alle anderen Gefühle herrscht. (...) Sie verspüren keine Demütigung und keinen Schmerz, sondern die beherrschte Grausamkeit des Kraftlosen und Entwaffneten. In diesen primitiven Seelen gibt es anarchische Instinkte, die so grausam und blutdürstig in jenem Aufstand zutage traten, der wie ein vernichtender Sturm nach Rumänien kam (ebd.).

In der Erzählung *Седемте* (*Die Sieben*) setzt sich Jovkov mit den Massenmorden auseinander, welche die rumänischen Soldaten bei ihrem Rückzug an der bulgarischen Bevölkerung verübten: „Der einzige Mensch, der in Kuručeme am Leben blieb, war der sechzig Jahre alte Greis Hadži Apostol“ (ebd.: 102).

Die Charakteristik der in den Erzählungen skizzierten Rumänen stimmt mit der Vorstellung des „Männlichen“ in den Kulturen des Balkans als „unzivilisiert, primitiv, roh, grausam und ohne Ausnahme zerzaust“ (Todorova: 32) am Anfang des 20. Jahrhunderts überein. Jovkovs Beschreibung der bulgarischen und der türkischen Soldaten wiederum grenzt sich von dieser Vorstellung ab; auch die der Russen unterscheidet sich, obwohl beider Länder Armeen im Ersten Weltkrieg gegen die bulgarische Armee kämpften, grundsätzlich von jener der Rumänen. Die

russische Kavallerie ist, nicht zuletzt ihrer besonderen Art des Angriffs, der so genannten „Lava“, wegen, seit jeher ruhmreich:

Halsbrecherisches und blitzartiges Einfallen, wildes und rasendes Galoppieren, unmenschliche Wut, welche die Gefahren vergessen lässt, der Rausch, der die Hindernisse übersehen lässt und von ihnen nichts wissen will (Jovkov: 336).

Einzig den bulgarischen Soldaten gelingt es, der Lava Widerstand zu leisten: Sie legen sich dicht auf den Boden oder in die Schützengraben, und wenn die Reiter vorbeigerast sind, stehen sie auf und schießen ihnen in den Rücken. Solcherart „wurde der alte Ruhm der russischen Kavallerie befleckt“ (ebd.: 334) und jener der bulgarischen Soldaten ins Unermessliche gesteigert. Die Sympathie der Bulgaren für die – von ihnen besiegten – russischen Soldaten äußert sich deutlich in der Erzählung *Хермина* (*Hermína*):

„Ich kenne diese Kosaken“, setzte Vasil immer noch so verzweifelt fort. „Nicht alle, aber zwei kenne ich. Vor der Schlacht waren sie in unserem Dorf, in meinem Haus. Junge Leute, schöne Leute, Helden. Sie kamen und begannen Harmonika zu spielen. Die Mädchen der Deutschen und mein Mädchen versammelten sich und begannen zu tanzen. Unsere Mädchen können Polka tanzen, sie lernen es von den Deutschen. Die Harmonika spielt und sie tanzen, tanzen, und die Russen – din, din, din. (...) Die ganze Nacht. Am Morgen begann die Schlacht. Am nächsten Tag brachte man sie auf Tragbahnen – getötet. (...) Seit diesem Tag kommen die deutschen Mädchen und mein Mädchen Neža jeden zweiten oder dritten Tag hierher und bringen Blumen. Neža ist wieder gekommen, ich kenne die Blume aus unserem Garten. (...) Letztendlich sind wir Menschen, Christen, und sie, wie gesagt wird, haben uns befreit. Aber es ist nicht gut, wenn jemandem ein Gedanke auf dem Herzen brennt – ich sehe, dass mein Mädchen trocken und welkt, es ist einem Schatten ähnlich geworden“ (ebd.: 364).

Hier zeigt sich, wie tief das Bild der Russen als Befreier Bulgariens im kollektiven Bewusstsein der Bulgaren verankert ist. Selbst im Ersten Weltkrieg, als Russland offiziell Kriegsgegner Bulgariens ist, trauern die Bulgaren um gefallene russische Soldaten, anstatt sich ein Feindbild zu schaffen. Die einfachen Menschen aus den gegnerischen Ländern werden nicht als Feinde wahrgenommen, und auch familiäre Bindungen überwinden die Feindschaft im Krieg.

Ein unkonventionelles, da vom tradierten Länderbild durch einen Hauch von Exotisierung abweichendes Bild⁵ zeichnet Jovkov von den deutschen Familien, die „erst vor dreißig Jahren in die Dobrudža gezogen sind“ (ebd.: 450). Die Deutschen in den Dörfern der Dobrudža seien zwar, verglichen mit den Bulgaren,

⁵ Zum tradierten Deutschlandbild in der bulgarischen Literatur s. Danova.

weniger arbeitsam, jedoch mit einer sonderbaren, exotisch anmutenden Beamtenmentalität⁶ ausgestattet:

Er heißt Joan Ferdinandov, er ist reich. (...) Ein großer, kräftig gebauter Mann. (...) Diese Deutschen sind gute, friedfertige Leute. Nur (...) arbeiten sie nicht wie wir. Der Deutsche steht morgens auf, frühstückt Brot und Butter, raucht Pfeife, und wenn die Sonne höher steigt, geht er zur Arbeit. Um zwölf Uhr isst er zu Mittag, ruht sich aus und beginnt um zwei Uhr wieder zu arbeiten. So wie die Beamten. Und wir – wir kämpfen mit der Arbeit wie Bären. Wir bohren das Brett nicht dort, wo es am dünnsten ist. Wenn wir nicht todmüde sind, begreifen wir nicht, dass wir gearbeitet haben, und das Brot schmeckt uns nicht. So sind wir, die Bulgaren (ebd.: 360).

Mit dieser Spezifizierung bringt Jovkov einen neuen Aspekt in das traditionelle Bild der Deutschen, das, wenngleich „selektiv, ungenau und schematisch“ (Danova: 84), in der bulgarischen Literatur bis dato zumeist als „Träger einer höheren Kultur“ fungierte (vgl. ebd.: 76), und lässt wieder einmal die auf das Eigene projizierten Eigenschaften, den bulgarischen Fleiß und Leistungsanspruch, positiv gegenüber denen der Fremden erscheinen.

Die Türken sind im Balkankrieg 1913 Feinde und drei Jahre später im Ersten Weltkrieg Alliierte Bulgariens. In der Erzählung *Ипед Оџпуи* (*Vor Edirne*) zeichnet Jovkov das groteske Bild eines Schlachtfelds, das zur Gänze mit Leichen türkischer Soldaten bedeckt ist, angesichts dessen er sich Gedanken über den Widersacher macht: „Könnte man in diesen Toten den Feind sehen, gäbe es Platz für Hass und Rache?“ (Jovkov: 308). Selbst in den Türken, den ehemaligen Besatzern und Verursachern des größten nationalen Traumas (dem „türkischen Joch“), sieht Jovkov nicht den Feind, sondern den Menschen, den Familienvater, der ein unschuldiges Opfer des Kriegs wird, und erkennt in einem schwer verletzten türkischen Soldaten das Bild „kühner Härte, eines antiken Stoizismus“, das Bild der „altertümlichen, legendären Tapferkeit des türkischen Soldaten“ (ebd.: 309).

Insgesamt scheinen die Fremdbilder in Jovkovs Kriegserzählungen seine subjektiven Empfindungen ehrlich und unverfälscht widerzuspiegeln. Bulgarische Soldaten – Helden für das Vaterland – offenbaren in stillen Momenten ihren Kummer, ihre Angst und Sehnsucht nach einem möglichst baldigen Ende des Krieges, dessen Grauen mit Ironie und Sarkasmus beantwortet wird. So wird hinter der Fassade des kühlen, oft sogar zu Scherzen aufgelegten Kriegstaktikers und so genannten -helden ein zutiefst humaner Zug sichtbar. Auch feindliche Armeen werden, sieht man von der Beschreibung der rumänischen ab, weniger als kaltblütige Mördertruppen denn als Menschen, die das Schicksal der bulgarischen Soldaten teilen, weil sie ebenfalls den widersinnigen Gesetzen des Krieges gehorchen müssen, dargestellt. Gleichzeitig fasziniert von der ruhmreichen Vergangenheit

⁶ Im Zweiten Weltkrieg gibt es auch alliierte deutsche Soldaten in Bulgarien, was von Jovkov zwar erwähnt, aber nicht ausführlich behandelt wird.

der türkischen oder der russischen Armee, beschreibt Jovkov Angriffstechniken wie die „Lava“ oder edle Kämpfertypen, welche sich – und hierbei offenbart sich doch sein Patriotismus – im Angesicht der bulgarischen Kampfstärke in Schall und Rauch auflösen. Doch schnell stehen wieder Schrecken, Todesangst und Trauer um die Gefallenen, auch um jene der feindlichen Armeen, im Mittelpunkt. Nach so vielen Jahren Kriegsdienst hat Jovkov seine Humanität und sein feines Gespür für Humor bewahrt; die Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern, die Eigen-, Fremd- und Feindbilder erweisen sich letzten Endes als irrelevant und bilden nur noch die Folie, auf der universale menschliche Gefühle – wie Angst und Trauer, die durch die Schrecken des Kriegs hervorgerufen werden – um so deutlicher hervortreten können. Insofern sind Jovkovs aus eigenen Erfahrungen gespeiste Kriegererzählungen ein „harmonisierender“ Vermittler“ (Bleicher: 13) zwischen den zum Zweck der Mobilmachung für den Krieg (vor allem von der Politik) propagierten Feindbildern – und damit ein Appell zum Pazifismus.

Literatur

Primärliteratur

Йовков, Йордан (1982): Събрани съчинения. Том 1. София.

Sekundärliteratur

- Bleicher, Thomas (1980): Elemente einer komparatistischen Imagologie. In: Komparatistische Hefte, N. 2 (Literarische Imagologie – Formen nationaler Stereotype in der Literatur), 12-24.
- Bogdanov, Bogdan (1995): Kultur und Mensch auf dem Balkan. In: Südosteuropa-Mitteilungen, N. 7, 175-181.
- Danova, Nadja (2003): Das Bild der Deutschen in bulgarischen Texten des 15. bis 19. Jh.s. In: Schubert, Gabriella/Dahmen, Wolfgang (Hg.): Bilder vom Eigenen und Fremden aus dem Donau-Balkan-Raum. Analysen literarischer und anderer Texte. München, 63-84.
- Кирова, Милена (2001): Йордан Йовков. Митове и митология. София.
- Кирова, Милена (2003): Уводни думи. В: Кирова, Милена (съст.): Йовков. Съвременни интерпретации. Велико Търново, 5-6.
- Natev, Atanas (1997): Vorbemerkung. In: Natev, Atanas (Hg.): Aneignung und Emanzipation. Einleitende Forschungen über Deutsche Kultur in Bulgarien. Sofia, 7-79.
- Попов, Страхил (1985): Епопея на съдбовните мигове. София.
- Todorova, Maria (1999): Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt.

Kulturstandards und Kulturschock in Angelika Schrobsdorffs Roman *Die Reise nach Sofia*¹

Ursula Walther (Dresden)

1 Einleitung

Stellt man die „Bulgarienbilder in der deutschen Literatur“ den „Deutschlandbildern in der bulgarischen Literatur“ gegenüber, erkennt man sofort ein Missverhältnis: Das Deutsche spielt in der bulgarischen Kultur eine wesentlich größere und bedeutendere Rolle als das Bulgarische in der deutschen. „Zeigt sich in den nicht-literarischen, vor allem in (politischen) Fachtexten immerhin eine nach politischer Konjunkturlage und geostrategischen Interessen schwankende Präsenz des Bulgarischen“ (Middeke: 168), ist es in den deutschsprachigen literarischen Texten so gering vertreten, dass man es ohne Weiteres (auf)zählen kann. So stellt denn auch Angelika Schrobsdorff (197) während ihrer „Reise nach Sofia“ fest: „Du kannst den Leuten die verrücktesten Märchen über Bulgarien erzählen, (...) sie glauben alles. Kein Mensch kennt dieses Land.“

Bevor die Kulturstandards und Kulturschockerfahrungen in Schrobsdorffs Roman *Die Reise nach Sofia* untersucht werden können, muss der Begriff „Kultur“

¹ Der Aufsatz ist eine stark überarbeitete Fassung der schriftlichen Hausarbeit, die ich im Rahmen eines von Herrn Dr. Zeiler geleiteten literaturwissenschaftlichen Hauptseminars im Lehrbereich Deutsch als Fremdsprache an der TU Dresden angefertigt habe.

geklärt werden, was jedoch insofern schwierig ist, als er vieldeutig und seinerseits kulturabhängig ist und außerdem ein Kulturraum nicht ohne Weiteres abgesteckt bzw. eingegrenzt werden kann. „Kultur“ kann sowohl die Gesamtheit der menschlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten als auch das Ergebnis von Kultivierung in einem einzelnen Bereich bezeichnen, zugleich ist der Begriff eine Umschreibung für die Verhaltensnormen und Symbolwelten in sozialen Gruppen innerhalb größerer räumlicher Einheiten oder bestimmter Epochen. Für die Beschreibung der Kulturstandards und Kulturschockerfahrungen beziehe ich mich auf Hofstede (5), der Kultur als „collective programming of the mind which distinguishes the members of one group or category of people from another“ definiert.

Unter „Kulturstandards“ werden alle Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns einer Kultur, verstanden als spezifisches Orientierungssystem (vgl. ebd.), subsumiert. Die jeweiligen Kulturstandards – oder auch kulturellen Grundkonstituenten – werden von den meisten Mitgliedern einer Kultur als normal, selbstverständlich, typisch und verbindlich empfunden, da sie im Prozess der Sozialisation und Enkulturation unbewusst angeeignet werden. Zentrale Kulturstandards sind solche, die in sehr unterschiedlichen Situationen wirksam werden und insbesondere für die Steuerung der Wahrnehmungs-, Beurteilungs- und Handlungsprozesse zwischen Personen bedeutsam sind (s. Krewer). In der Begegnung mit einer fremden Kultur werden das eigene und das fremde Verhalten auf dieser Grundlage beurteilt. Die Probleme bei der Bewältigung der sozialen Umwelt, der Kommunikation, der Aufgabenlösungen und zwischenmenschlichen Kooperation können zum Kulturschock führen (s. Internetquelle), der nichts anderes als „das Auftreten beliebiger Anpassungsschwierigkeiten in einer fremden Kultur“ (Wirth: 174) ist, „the reaction to a new, unpredictable, and therefore uncertain environment“ (Adler: 228).

Die vorliegende Untersuchung des Bulgarienbilds der *Reise nach Sofia* fokussiert die im Roman beschriebenen Fremd- und Kulturschockerfahrungen: die Angelika Schrobsdorffs mit der bulgarischen und die ihrer Freundin Ludmila mit der westeuropäischen Kultur. Dabei wird deutlich, dass die Spezifika der eigenen Kultur erst in der Begegnung mit (einer) fremden Kultur(en) kennen und schätzen gelernt werden können. Diese doppelte Perspektive spielt bei der Untersuchung des Bulgarienbilds eine zentrale Rolle.

Die Antwort auf die Frage, was Angelika Schrobsdorff veranlasst, über Bulgarien zu schreiben, das für sie, wie man als deutscher Leser vermuten könnte, doch eine eher unsichere und neue Umgebung sein müsste, findet sich in ihrer Biographie: Am 24. Dezember 1927 in Freiburg im Breisgau geboren, musste sie während des Nationalsozialismus mit ihrer jüdischen Mutter aus Berlin nach Bulgarien emigrieren. Von 1939 bis 1947 lebten die beiden in Sofia und kehrten dann nach Deutschland zurück. Bulgarien, das Land, das ihre Kindheit und sie selbst sehr prägte, besuchte sie erst nach 25 Jahren wieder. Der Roman thematisiert die bulgarischen Kulturstandards und Kulturschockerfahrungen dieser Reise – jedoch

unter Einbeziehung des Kulturwissens, das sie sich in der Kindheit angeeignet hat. Dabei zeigt sich, „dass die (...) Bilder des Fremden und die entsprechenden Einstellungen immer in einem bestimmten Verhältnis zur Geschichte und zum Kulturwandel stehen“ (Mario Erdheim, zit. nach Wierlacher: 34), so dass das von ihr interpretierte Leben in Bulgarien ein wiederum interpretierbares Bulgarienbild ergibt, das übrigens vor allem auf der Kontrastierung mit den beschriebenen westlichen Verhältnissen, also dem Eigenen, basiert.

2 Die Reise nach Sofia

Der Roman ist in drei große Teile gegliedert. Der erste handelt von Schrobsdorffs „Reise nach Sofia“, der zweite („Der Boiler“) von ihrem Aufenthalt in dieser Stadt und der dritte vom „westlichen Schock“, den ihre bulgarische Freundin Ludmila beim Gegenbesuch in Paris erleidet. Der Perspektivwechsel ist hier jedoch kein Mittel, um das Fremd- und Eigenbild zu relativieren, sondern um es zu manifestieren, wie es bereits im retrospektiven Angleichen späterer Ereignisse an die eigenen Vorerwartungen geschieht. „Die Reise nach Sofia“ wird für Schrobsdorff nicht erst beim Einsteigen ins Flugzeug, sondern schon bei der Vorstellung, in ein Land zu fliegen, dessen Bürokratie Visapflicht, Flug- und Hotelreservierung vorschreibt (vgl. Schrobsdorff: 15), zu einem spektakulären Ereignis. Ihren Fatalismus sieht sie bestätigt in den vielen „Einzelheiten, an denen ein Bulgarien-Unkundiger, der sie nicht in Betracht zieht, Schiffbruch erleidet“ (ebd.: 17), z. B. dass sie trotz Buchung und Bezahlung eines Tickets für die Air France auf dem Flughafen feststellen muss, dass das Flugzeug von der Aufschrift „Balkan Airline“ geziert wird (vgl. ebd.: 18; 21) und dass sie es im Flugzeug mit „einer ernsten, stummen Stewardess, die müde zu sein schien oder vom Westen angeekelt“ (ebd.: 21), zu tun hat, so wie zuvor im Reisebüro mit einer „ungeschult im Lächeln, aber sonst sehr hilfsbereit[en]“ (ebd.: 18) Angestellten. Auf diese Weise voreingenommen, betrachtet sie während des Flugs die Stewardessen, die „ruhig, aber bestimmt“ sind und sich nicht mit „sinnlosem Lächeln, überflüssigen Worten oder Handgriffen, die nicht in den direkten Bereich ihres Berufes [fallen]“ (ebd.: 23 f.), verausgaben.

3 Die veränderte Fluglinie

Der „abwehrende Affekt“ gegen die Angst vor dem „unbekannte[n] Fremden“ (Wierlacher: 39) gestaltet sich bei Schrobsdorff (23) als „frohgemuter Fatalismus“, mit dem sie im Bewusstsein, dass fremde Logik nie ganz nachvollzogen werden kann (vgl. Wierlacher: 48), Verunsicherndes, Unkontrollierbares und Unvorhersehbares, etwa die unangekündigt veränderte Fluglinie, psychisch zu bewältigen versucht. „In Bulgarien (...) muss man glauben, nicht sehen!“ (Schrobsdorff: 42), meint auch ein Mitreisender, als seine Frage, was nun mit ihnen am Burgasser Flughafen geschehen würde, mit „(...) man hätte es noch nicht beschlossen (...)“ (ebd.: 36) beantwortet wird und niemand weiß, wer „man“ ist und was „es“ zu

bedeuten hat. Mit der Gelassenheit dieses „frohen Fatalismus“ versucht die Erzählerin, „einen Blick für Brüche und Paradoxien in dem zu entwickeln, was (...) allzu selbstverständlich und vertraut“ (Wierlacher: 47) erscheint.

Das Gefühl der Fremdheit äußert sich in diesem ersten Teil vor allem in der Wahrnehmung von Räumen, ihrer sozialistischen Architektur und Farbgebung: der Flughafen, eine in grau gehaltene Halle, eigenartig verschachtelt, ohne Sitzgelegenheit (vgl. Schrobsdorff: 30), das Hotel, ein Kasten groß und hässlich, nach dem Prinzip je scheußlicher desto besser und mit Farben versehen, die einen „Stich ins Modrige oder Schwindsüchtige“ (ebd.: 43) haben, und ein Hotelzimmer, das sich weder durch Farbe, Form oder warmes Wasser auszeichnet und in dem sich das Fenster, durch das laute Musik und eisige Luft eindringen, nicht schließen lässt (vgl. ebd.: 48 f.). Die Velourspolster in den Eisenbahnabteilen sind völlig abgenutzt und ihr „Himbeerrot“ hat „eine graue Patina“ (ebd.: 60). Der Ort, an dem der Schnellzug hält, besteht aus ein paar Häusern und einem Bahnsteig und ist als Bahnhof für Nichtbulgaren nur schwer zu erkennen. Gleichzeitig gibt sich die Erzählerin als „Kennerin“ des Landes und seiner Kultur aus und erklärt, dass durch diese äußerliche Tristesse und Farblosigkeit nicht auf eine generelle traurig deprimierte, düstere oder langweilig melancholische Stimmung geschlossen werden dürfe (vgl. ebd.: 75), da erstens genau das Gegenteil der Fall sei und zweitens zum Erscheinungsbild jeder bulgarischen Stadt auch die Zigeuner gehörten, die mit ihren hennaroten Haaren, goldenen Zähnen, violetten Lippen, silbernen Ohrringen und Kleidern mit verwirrendem Reichtum an grellen Blumen, Tupfen, Streifen und Flecken im Kontrast zur restlichen Bevölkerung alle fehlenden Farben in sich vereinen (vgl. ebd.: 80).

Dem negativen Bild des als sozialistisch identifizierbaren Lebensraums wird das positive Bild seiner Bewohner, der (einfachen) Menschen, kontrastiv gegenüber gestellt. Die Putzfrauen etwa werden als „einfache bulgarische Frauen“ beschrieben, „die aus Speck und Herz bestanden, die gern feierten und ungern arbeiteten, die eine Woche von weißen Bohnen lebten, um einen Gast festlich bewirten zu können“ (ebd.: 52). Gastfreundschaft wird von Schrobsdorff nicht nur als „das höchste bulgarische Gebot“ (ebd.: 111) erkannt, sondern auch in eine quasi-organische Verbindung mit der „slawischen Seele“ gesetzt (vgl. ebd.: 55).

4 West-östliche Gespräche in der Küche

Nachdem das Flugzeug wegen Schnees anstatt in Sofia in Burgas gelandet ist, die Nacht im Hotel eher zu wünschen übrig ließ und die Reise auf Schienen fortgesetzt wurde, kommt Schrobsdorff bei ihrer Freundin Ludmila in der Hauptstadt an. Der zweite Teil des Romans spielt in der Wohnung Ludmilas, in der gerade ein jugoslawischer Boiler durch ein russisches Fabrikat ersetzt werden muss. Währenddessen entwickeln sich Gespräche über den Westen und den Osten, an denen auch die ehemalige Klassenkameradin Liliana und der Englischlehrer, Herr Pritschkoff, beteiligt sind. Aufgrund der unterschiedlichen Sozialisation und Le-

benserfahrungen kristallisieren sich vier verschiedene Betrachtungsweisen heraus. Leicht ironisch behauptet Schrobsdorff gegenüber ihren bulgarischen Freunden und Bekannten, dass bei Reisen in Bulgarien immer etwas los und es ausgesprochen gemütlich und spannend ist, nichts so klappt wie es sollte, alles nicht so richtig organisiert, geschweige denn vorausgeplant ist, es an westlicher Sterilität ebenso wie an bequemer Kleidung, dem leichten Unterhaltungsroman, den der Erfrischung dienenden Süßigkeiten und dem blasierten Gesicht, das man bei Reisen im Westen macht, fehlt. Hier ist alles interessant (vgl. ebd.: 88). Dann, als sie vermutet, ihre Freundin Ludmila lerne Englisch, um in den Westen zu kommen (vgl. ebd.: 120), wird der Ton ernster und allmählich traurig, als sie, den Osten um seine Lebendigkeit beneidend, feststellt, dass im Westen alles schon dreiviertel tot sei (vgl. ebd.: 131).

Herr Pritschkoff verdient seinen Lebensunterhalt mit Privatstunden am Vormittag und mit Kursen am Nachmittag; einen Onkel in Frankfurt konnte er aufgrund des wiederholten Ausreiseverbots nicht ein einziges Mal besuchen. Sein Bild vom Westen ist geprägt von den Entbehrungen im Osten und erweist sich als naive, von den Westpaketen seines Onkels beeinflusste Traumvorstellung (vgl. ebd.: 119-132). Negative Aussagen über den „dreiviertel toten Westen“ verdrängt er, damit sein idealisiertes, idyllisches Wunschbild nicht ins Wanken gerät.

Liliana hingegen ist empört zu hören, dass es den Leuten im Westen schlecht gehe, dass diese es schwer hätten, da es ihnen zwar nicht am Materiellen mangle, wohl aber an Menschlichkeit. Umgeben nicht nur von defekten Gegenständen in einer ramponierten Küche, sondern auch von einer kaputten Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und belastet mit einem nationalen Trauma, dem „osmanischen Joch“², fordert sie all jene im Westen, denen es zu gut geht, auf, herzukommen und unter diesen katastrophalen Bedingungen zu leben.

Ludmila wiederum, eine Art „black-is-beautiful“-Strategie verfolgend, will nicht darüber sprechen, was die Menschen im Osten nicht haben, sondern über das, was sie nicht brauchen. Sie amüsiert sich nicht nur über das französische Tempotaschentuch, sondern auch über dessen Benutzerin, die Freundin aus dem Westen, und erwidert auf deren beschämte Bitte, nicht so viel Aufheben um diesen ‚albernen Fetzen‘ zu machen, trotzig und in „westlicher“ Überheblichkeit, dass jene sich „wahrscheinlich noch nie die Nase in ein Stück Zeitung geputzt“ (ebd.: 133) habe. Wie viel Verbitterung und Zynismus in dieser widerspenstigen Haltung liegt, lässt der Satz „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Schlechte liegt so nah“ (ebd.: 132) erahnen.

Schrobsdorff, als Repräsentantin des Westens, den sie selbst als dreiviertel tot (durch „Krampf [...], falsche Töne, Selbstbespiegelung, Beziehungslosigkeit“ [ebd.: 131]) beschreibt, fühlt sich in dieser Diskussion unbehaglich und schuldig. Sie

² Als „osmanisches Joch“ wird in Bulgarien die 500 Jahre lange Besetzung durch die Türken bezeichnet.

meint, dass es nirgendwo „so viele kaputte, deprimierte und unglückliche Menschen“ (ebd.) gibt wie im Westen, und sehnt sich nach einem Leben nach der Maxime: „Das einzige was bei einem Menschen zählt, ist das Herz“ (ebd.: 139), wie sie es bei ihren Freundinnen in Bulgarien erlebt. Die Erfahrung von Gastfreundschaft und menschlicher Wärme, die Schrobsdorff an der „slawischen Seele“ und eben dieser Maxime festmacht, kann durchaus als Kulturschockerfahrung bezeichnet werden. Der „östliche Schock“ lässt sie spüren, was dem Westen fehlt, anhand des gewonnenen Fremdbilds erkennt sie die Defizite des Eigenen.

5 Der westliche Schock

Der nächste Teil des Romans spielt im Westen, genauer: in Paris, wohin Ludmila gekommen ist, um ihrerseits die Freundin zu besuchen. Nun ist es die Bulgarin, die in einer ihr fremden Welt gelandet, mit dem Unbekannten konfrontiert ist. Kalevro Oberg, der Erfinder des Begriffs „cultural shock“, unterscheidet den schockartigen, plötzlichen Wechsel von Euphorie in den Gefühlszustand, völlig fehl am Platz zu sein, von dem gesamten Prozess einer Kulturkrise, deren psychische Begleiterscheinungen Stress, Verlustängste, Ablehnung, Verwirrung, Überraschung, Empörung oder ein Gefühl der Ohnmacht sind (vgl. Internetquelle). Auf beiderlei Art äußert sich auch Ludmilas Kulturschock, sei es beim Lesen des Buches „Die Frau der Zukunft – Pläne für den Herbst deines Lebens“, dessen Kapitelüberschriften mit der ihr vertrauten sozialistischen Ordnung nicht vereinbar sind, oder beim Anblick von Punks und Homosexuellen, welche in Bulgarien sofort eingesperrt würden (vgl. Schrobsdorff: 163). Das Fremde offenbart sich durchgängig als „ambivalentes Phänomen von ‚Faszination und Bedrohung‘“ (Wierlacher: 39), dessen Wahrnehmung von den gegensätzlichsten Gefühlen begleitet wird. Gleichzeitig, und das scheint in Schrobsdorffs Roman grundlegend, ermöglicht diese Begegnung mit dem Fremden eine Reflexion des Eigenen, in diesem Fall Ludmilas Heimatland, wodurch dem Leser ein Bild Bulgariens vermittelt wird. Sich in Paris fremd und abgelehnt fühlend, erzählt Ludmila von Bulgarien und den dort herrschenden Missständen, z. B. dass Ärzte, da die Gehälter zu niedrig sind, aus reiner Nächstenliebe ihre Patienten behandeln (vgl. Schrobsdorff: 274), und der Allgegenwärtigkeit des Staates (vgl. ebd.: 233). Ihre Erzählungen sind ein Versuch, dem Fremden zu entfliehen bzw. auszuweichen, sowie auch die Bekanntschaften mit einem Amerikaner tschechischer Abstammung und einem Russen, der ihr aufgrund seiner slawischen Herkunft auf Anhieb sympathisch ist (vgl. ebd.: 177), Fluchtnischen in der Fremde bzw. vor dem Fremden darstellen. Heimischer fühlt sie sich auch beim Besuch des Friedhofs von Montparnasse, denn

angesichts dieser letzten Station menschlichen Daseins verblasste der krasse Unterschied zwischen Ost und West, wurde die Einkaufsstraße zu einer lächerlichen Farce und Ludmilas Angst- und Fremdheitsgefühl schlug in die

frohe Gewissheit um, dass wir, ob mit oder ohne Himbeeren, goldenen Schuhen und teuren Parfums, eine große, zum Tode verurteilte Gemeinschaft waren (ebd.: 187).

6 Das Eigene und das Fremde

Beide Frauen durchlaufen drei Phasen der Konfrontation mit dem Eigenen und Fremden: die des Erkennens von Unterschieden, die des Annehmens von „Bewährungsmöglichkeiten“ innerhalb des Abenteuers mit dem Unbekannten und die der Selbstverwirklichung und -behauptung (vgl. Wierlacher: 39). Begegnungen mit einem Punk und einem ordinären, denunzierenden Pfortnerhepaar zwingen Ludmila, ihr Bild vom Franzosen als großem Denker, Künstler und für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfendem Revolutionär zurückzunehmen, da die Franzosen offensichtlich ganz anders sind, als sie es sich immer vorgestellt hat. Beim Anblick der Rue Daguerre, einer großen Pariser Einkaufsstraße, wird Ludmila von einem Gefühl der Übersättigung überwältigt (vgl. Schrobsdorff: 185), und immer deutlicher erkennt sie, dass die in Bulgarien existierende Vorstellung vom Westen weniger von tatsächlichen Erfahrungen als vielmehr von idealisierten Vorstellungen und Wünschen all jener geprägt wird, die ihr eigenes Land nie verlassen konnten (vgl. ebd.: 191). Ludmila glaubt schließlich, für sich erkannt zu haben, dass der Westen krank ist (vgl. ebd.: 200), ein Urteil, das sämtliche tradierten Bilder auslöscht. Sie stellt den Franzosen eine vernichtende Diagnose:

Sie haben so viele Symptome wie ein Hund Flöhe, aber die sitzen alle in Ihrem Kopf. Sie leiden an der westlichen Krankheit, in anderen Worten, Ihnen fehlt gar nichts. Gehen Sie auf ein halbes Jahr nach Bulgarien, und Sie sind geheilt (ebd.: 209).

Ausschlaggebend für Schrobsdorffs Wandlung ist Ludmilas Vergegenwärtigung ihrer beider Kindheit in Bulgarien. Dank dieser Erinnerung wird sie sich bewusst, wo sie ihre Kinder- und Jugendjahre (nicht) verbracht hat, und entdeckt ihre eigene bulgarische Vergangenheit neu, was sie in Analogie zur bulgarischen Geschichte im 19. Jahrhundert als ihre persönliche „bulgarische Wiedergeburt“ (ebd.: 201) bezeichnet. Ludmilas vormalige Vorwürfe, ein allzu unbeschwertes Leben zu führen, verlieren damit jegliche Wirkung.

7 Die Wiedergeburt

Auch bei Ludmila setzt eine „Wiedergeburt“ ein: Sie findet zu ihren Wurzeln und Prinzipien und einem geregelten Verhältnis sowohl zu sich selbst und ihrer Vergangenheit als auch zu den beiden Welten „Osten“ und „Westen“ zurück. Was ihr Volk in 500 Jahren durchlebt hat, reduziert sich bei Ludmila auf 48 Stunden. Den westlichen Schock überwunden habend, kann sie endlich sie selbst sein, indem sie die Kraft und den Mut aufbringt, zu entscheiden, was sie wirklich will. Nun ausgestattet mit einer gewissen Selbstsicherheit sowie der Zuversicht, dass auch ein

Missverständnis dazu weiterhilft, eine andere Kultur besser zu verstehen, kann sie dieser stressfrei begegnen und ein eigenes Werteregulativ über den „materiellen Westen“ und den „herzlichen Osten“ aufstellen: Die Schönheit der Städte und ein hoher Lebensstandard bewahren nicht automatisch vor innerlicher Leere, lassen sich doch Freunde, Arbeit oder die eigene Muttersprache nie und nimmer in Gold aufwiegen (vgl. ebd.: 284).

Vergleiche der beiden Länder, sei es, dass der Louvre dem Mausoleum Georgi Dimitrovs in Sofia (vgl. ebd.: 236) oder die französische Haute Couture dem bulgarischen Joghurt (vgl. ebd.: 271) gegenübergestellt werden, bringen sie nun zum Lachen. Die Angst vor dem Fremden überwunden habend, beobachtet Ludmila die Menschen, wobei ihr auffällt, dass im Gegensatz zu Bulgarien, wo man an der Krankheit, gesehen und gehört zu werden, leidet, man im Westen keine Verkleidung scheut, um wahrgenommen zu werden, um der Anonymität zu entkommen (vgl. ebd.: 286). Angesichts des hohen westlichen Lebensstandards stellt sie zwar ironisch-bitter fest, dass Bulgaren wohl keine unrealistischen Wünsche haben werden, solange die Mittel für eine renovierte Küche oder ein ordentliches Bad fehlen (vgl. ebd.: 287), sucht aber auch nach einer Erklärung für den so augenscheinlichen „Verfall des Westens“ (ebd.: 244). Sie hat begriffen, was ihre Freundin Angelika damals ausdrücken wollte, als die sagte, dass der Westen schon drei Viertel tot sei, und gibt es mit folgenden Worten wieder:

Wir haben von allem zu wenig (...) und ihr habt von allem zuviel – auch von der Freiheit. Ich sehe, der Mensch verdient die Freiheit nicht. Er weiß nicht, wo er Halt machen muss, er hat kein Maß und keinen Instinkt mehr. Er will mehr und mehr und kann gar nichts damit anfangen. Er langweilt sich, er freut sich nicht mehr, er wird krank, weil er nicht weiß, warum er nicht glücklich ist mit all dem, was er hat.

Literatur

Primärliteratur

Schrobsdorff, Angelika (2000): Die Reise nach Sofia. 15. Aufl. München.

Sekundärliteratur

Adler, Nancy J. (1991): International Dimensions of Organizational Behavior. 2nd ed. Belmont.

Hofstede, Geert (1991): Cultures and organisations. Software of the mind. London.

Krewer, Bernd (o. J.): Kulturstandards als Mittel der Selbst- und Fremdrelexion in interkulturellen Begegnungen. 15 Seiten. In:

<http://www.krewerconsult.de/docs/Kulturstandards%20als%20Mittel%20der%20Selbst-%20und%20Fremdrelexion.pdf>. (Stand: 23.12.2004)

- Middeke, Annegret (2003): Bulgarienbilder in der deutschsprachigen Literatur – Deutschlandbilder in der bulgarischen Literatur: Zur Entwicklung eines literaturdidaktischen Lehrwerks. In: Wolff, Arnim/Riedner, Renate (Hg.): Grammatikvermittlung – Literaturreflexion – Wissenschaftspropädeutik – Qualifizierung für eine transnationale Kommunikation. Regensburg, 166-179.
- Wierlacher, Alois (1993): Kulturwissenschaftliche Xenologie. Ausgangslage, Leitbegriffe und Problemfelder. In: Wierlacher, Alois (Hg.): Kulturthema Fremdheit: Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung. München, 19-112.
- Wirth, Ekkehard (1992): Mitarbeiter im Auslandeinsatz. Planung und Gestaltung. Wiesbaden.

Internetquelle =

<http://www.aupairusa.de/kulturschock/beate/texte/theorie.htm>. (Stand: 23.12.2004)

Das Bulgarienbild in Michael Buselmeiers „bulgarischem Tagebuch“ *Die Hunde von Plovdiv*¹

Zwetelina Pantscheva (Plovdiv)

Bulgarische Spuren in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur sind spärlich gesät, darüber können auch die Episode mit dem Bulgaren in Ingeborg Bachmanns Roman *Malina* und Elias Canettis Beschreibung des Lebens in der Stadt Rustschuk in seinen Kindheits- und Jugenderinnerungen *Die gerettete Zunge* nicht hinwegtäuschen. Gibt man im Internet den Suchbegriff „Bulgarien“ ein, taucht eine Unmenge deutschsprachiger Seiten auf, die das Land als touristisches Ziel in anlockendem Licht beschreiben. Die wenigen literarischen Werke über Bulgarien (Tagebücher, Reiseberichte, Reisebilder) basieren – die Gattungsnamen sprechen es bereits an – auf Reiseerfahrungen und -erlebnissen, auf Begegnungen mit der Fremdkultur, die sich in direktem und sinnlichem Kontakt, sozusagen „unterwegs“, vollziehen. Beispiele dafür sind Angelika Schrobsdorffs *Die Reise nach Sofia*, Ralf Theniors *Das bulgarische Gefühl*, Jan Koneffkes *Gulliver in Bulgarien* oder eben auch Michael Buselmeiers *Die Hunde von Plovdiv. Bulgarisches Tagebuch (1997)*, jenes

¹ Der Aufsatz ist eine stark überarbeitete Fassung der schriftlichen Hausarbeit, die ich im Rahmen eines von Frau Middeke geleiteten literaturwissenschaftlichen Seminars im Fach „Deutsche und Bulgarische/Russische Philologie“ an der Universität Plovdiv angefertigt habe.

Werk, das im Mittelpunkt meiner Untersuchung stehen soll. Es entstand im Rahmen des seit 1995 laufenden deutsch-bulgarischen Literaturprojekts „Deutsche Reise nach Plovdiv“: Jährlich wird ein Schriftsteller als Stipendiat der Stiftung Rheinland-Pfalz für sechs Wochen nach Plovdiv geschickt; anschließend werden seine schriftlich fixierten Eindrücke, Erfahrungen, Erlebnisse in und mit der fremden Kultur im Heidelberger Verlag „Das Wunderhorn“ auf Deutsch und im Plovdiver Verlag „Pygmalion“ auf Bulgarisch veröffentlicht (s. Frahm). „Das Ziel dieser Besuche“, deren „Grundkonzept“ darin bestehe, „einer historisch gewordenen Entfremdung mit literarischen Mitteln entgegenzuarbeiten“, sei „offensichtlich“, meint Birgfeld (96):

Deutsche Intellektuelle sollen mit dem ihnen weitgehend fremden Land Bulgarien sowie mit dortigen Künstlern und Schriftstellern in Kontakt gebracht werden. Zugleich sind die deutschen Autoren angehalten, ihre Reiseerfahrungen in einem kurzen literarischen Werk zu verarbeiten (...). Die deutschen Schriftsteller sollen demnach nicht nur individuell profitieren, sondern öffentlich als Multiplikatoren der Erfahrung europäischer Begegnung und Wiederannäherung agieren (ebd.: 85 f.).

Im Herbst 1997 reiste Buselmeier nach Plovdiv; sein „bulgarisches Tagebuch“ *Die Hunde von Plovdiv*, Erzeugnis jenes „organisierten Schriftstellertums“, erschien in den folgenden zwei Jahren zuerst in bulgarischer Übersetzung und dann in der deutschen Originalfassung.

Im Untertitel wird der Text als „Tagebuch“ gekennzeichnet. Hier soll kurz auf die Schwierigkeiten dieses Gattungsbegriffs hingewiesen werden: Grundsätzlich setzt die Gattung Tagebuch einen Text voraus, in dem der Schreiber in der Ich-Person seinen Gedanken freien Lauf lässt. Ungeklärt bleibt dabei freilich, inwieweit das Geschriebene als (verbindlich) wahr anzusehen ist und wie man sich einem solchen Text nähern kann. In der Tagebuchforschung begegnet man zwei konträren Leseweisen, deren erste, die biographistische, den Text als „pure Quelle, als eine Art Blankoscheck für einen etwas verquerten Positivismus versteht“ (s. Plener: 262 f.). Demgegenüber steht die Warnung, dass „solche Aufzeichnungen keine unschuldigen Erinnerungen enthalten, sondern eher Überredungsversuche sind, die aufgeschrieben wurden, um das Gedächtnis anderer zu modellieren“ (Peter Burke, zit. nach Plener: 263). Genette (377) pflichtet dem bei, charakterisiert das Tagbuch als intentional und überredend und bezeichnet die „Annahme, dass diese Zurschaustellung immer in lauterer Absicht und ohne Verstellung geschieht,“ als schlichtweg naiv. Plener (263) geht noch einen Schritt weiter und bewertet das Tagebuch als rein literarischen, im Sinne von fiktionalen, Text. Buselmeiers Tagebuch versteht sich als literarisches Reisetagebuch, in dem in der Ich-Erzählform ein über physisch-reale Begegnungen mit der fremden Kultur gewonnenes Bulgarienbild mitgeteilt wird. In einer solchen Lesart erscheint das Tagebuch, an Kafkas Appell zur „(un)entrinnbaren Verpflichtung zur Selbstbeo-

bachtung“² anknüpfend, als stumme Beobachtung und Selbstreflexion des alleine durch die Plovdiver Straßen schlendernden deutschen Schriftstellers:

Die meisten Bulgaren beachten mich nicht. Obwohl ich ihnen doch mit meinen langen Haaren, das Notizbuch gezückt, seltsam vorkommen muss, ein stummer Beobachter ihres Alltags, ein ausländischer Spitzel, tun sie so, als sei ich gar nicht vorhanden oder unter einer Tarnkappe versteckt. Auch wer über deutsche Sprachkenntnisse verfügt, gibt diese nur zögernd und ausnahmsweise zu erkennen und eilt gleich weiter, als hätte er einen Fehler gemacht (Buselmeier: 24).

Die Wahrnehmung der fremden Kultur vollzieht sich bei Buselmeier, der die bulgarische Sprache nicht beherrscht, hauptsächlich audiovisuell. Sein Bulgarienbild ist von dem, was er tagsüber auf den Straßen sieht und nachts in seinem Zimmer liegend hört, geprägt. Dies alles schlägt sich im Text nieder, in dem es gleichsam von Zigeunern, Bettlern, obdachlosen und kranken Menschen, Hunden – kurz: von gespenstischen und düsteren Wesen, deren traurige Existenz an ein Schattenreich erinnert – wimmelt.

Die dunklen Seiten Bulgariens – Armut, Traurigkeit und Entfremdung – werden besonders stark hervorgehoben, worauf bereits der Titel *Die Hunde von Plovdiv*, und nicht etwa „Die Menschen von Plovdiv“, hinweist. Man könnte meinen, der Autor ziehe eine Parallele zwischen den zahlreichen hunden Menschen und den Menschen von Plovdiv, die auf ihn gleichermaßen ärmlich, entfremdet und einsam wirken. Auch in anderen Werken von zeitgenössischen bulgarischen Autoren, etwa *Hundezeiten. Heimkehr in ein fremdes Land* von Ilija Trojanow oder *Одраното куче (Der gehäutete Hund)* von Christo Zaprianov, findet sich das Motiv des streunenden Hundes als Symbol für ein absurdes und unerträgliches Leben sowie für das Triebhafte, Dunkle und Primitive im Menschen. Gleich wie im Deutschen wird im Bulgarischen ein elendes und menschenunwürdiges Dasein mit dem Ausdruck „Hundeleben“ charakterisiert.

Die dem Text als Motto vorangestellten Worte des bereits in den 70er Jahren durch seine gesellschaftskritischen Satiren berühmt gewordenen bulgarischen Schriftstellers Stanislav Stratiev (1941-2000)³ tragen ihr Übriges zu einem negativen Bulgarienbild bei:

Was macht ein Staat in Europa, dessen Wärme und Licht von der Reparatur einer Pumpe abhängt? Und dessen Bevölkerung Vorhänge aus Eisenbahnwaggons stiehlt, um sich daraus Hemden zu nähen? Wer in Europa trägt am Abend die Autobatterien ins Haus, damit sie nicht gestohlen werden! (Stanislav Stratiev, zit. nach Buselmeier: 6)

² „(...) werde ich von niemandem (...) beobachtet, muss ich mich umso genauer beobachten“ (Kafka: 195).

³ S. z. B. *Римска баня (Römisches Bad)*, *Сако от велур (Velourssack)* oder *Рейс (Busfahrt)*.

Das Zitat stammt aus Stratievs Erzählung *Стягайте еднодръвките* (*Schlagt die Ruder*), in der er sein eigenes Land kritisiert und dessen Platz im gegenwärtigen Europa in Frage stellt. Gleichzeitig appelliert er für eine Änderung der Situation (vgl. Stratiev: 564). In Buselmeiers „Tagebuch“ erfüllt es die Funktion einer Bürgerschaft für die eigenen kritischen Töne und einer affektiven Vorbereitung des Lesers auf die Stimmung im Text.

Zu berücksichtigen gilt jedoch, dass Buselmeiers eher negativ geprägtes Bild gewiss auch mit dem Zeitpunkt seines Bulgarienbesuchs zusammenhängt, nämlich kurz nach dem „Hungerwinter“ 1996/97, in dem das bulgarische Volk die Regierung aufgrund der großen Wirtschaftskrise zum Rücktritt zwang. Immerhin hat Buselmeier den Zeitpunkt der Reise im Untertitel *Bulgarisches Tagebuch* (1997) fixiert und damit sein Bulgarien- bzw. Plovdivbild als subjektiven Eindruck eines (mehr oder weniger) klar umrissenen historischen Ausschnitts gekennzeichnet. In diesem Zusammenhang muss auch der Vergleich Bulgariens mit Deutschland nach 1945 („Es ist der Charme meines eigenen Wohnviertels in der Nachkriegszeit“ [Buselmeier: 12]) gesehen werden. Beide Länder, das Bulgarien der Gegenwart und das Deutschland nach 1945, erweisen sich in ihrer Zertrümmerung und Zerrüttung, in ihrer Armut und Not als zwei sehr ähnliche Bilder.

In den Tagebucheintragungen tauchen, wie bereits erwähnt, immer wieder, ob alleine oder in Gruppen, jedenfalls herrenlos und hungrig, die Hunde auf. Sind sie dem Schreiber einerseits völlig neue, fremdartige Erscheinungen, so findet andererseits eine Art Identifikation mit ihnen statt, ist doch auch er ein Einzelgänger, der sich verlassen und entfremdet fühlt: „Auch ich bin ein streunender Hund“ (ebd.: 55). Durch das Bild der Hunde wird das Fremde gewissermaßen „überwunden“ und Bulgarien auf eine seltsame und traurige Weise als nahe und bekannt erfahren. Ähnliches empfindet der Schreiber in seinen wortlosen Begegnungen mit den Menschen auf den Straßen: mit Bettlern und Zigeunern, mit den Zwölfstundenarbeitern. Das Leiden wird zum gemeinsamen kulturübergreifenden Parameter, in dem sich alle Menschen, in welcher Form auch immer, wieder finden.

Dennoch bleibt Buselmeiers Wahrnehmung fragmentarisch und einseitig. Durch seinen fremden Blick von außen, gefangen in der eigenen Kultur und im eigenen Lebensraum, beurteilt er die andere „Gruppe, der er nicht angehört, ausschließlich aufgrund des sozialen und kulturellen Wertsystems, das seiner ‚Eigengruppe‘ selbstverständlich ist“ (Wierlacher/Albrecht: 155). Diese ethnozentrische Haltung ist verantwortlich für die unsachlichen, subjektiven Schilderungen und die ständigen Vergleiche zwischen Buselmeiers Heimatland und Bulgarien, Vergleiche, die dazu führen, dass er die fremde Kultur durch die eigene entdeckt. Vielleicht will er mit den einseitigen Bildern aber auch bewusst die „schwachen und problematischen“ Momente in seiner Begegnung mit Bulgarien akzentuieren, um die Leser auf die Not und das Elend aufmerksam zu machen. Bei bulgarischen Kritikern stößt Buselmeiers Buch auf Unverständnis und Missfallen, weshalb Frahm von einem kleinen Literaturskandal spricht:

Buselmeier, der durch seine intellektuellen Schutzbastionen zugleich die größten Schwierigkeiten hatte, sich dem ‚Balkan-Flair‘ hinzugeben, ist mit seinen Hunden von Plovdiv sogar ein kleiner Skandal gelungen. Die ausgesprochen schamhaften Bulgaren wurden nicht damit fertig, dass einer aus dem reichen Deutschland kam (...) und beschrieb, was die Bulgaren lieber heute als morgen ändern würden: Dreck, Armut, streunende Hunde. Sie wissen, dass solche Nachrichten in Westeuropa das Bild vom ‚Balkanschlendrian‘ nähren.

Buselmeier hat solche Reaktionen, ausgelöst durch eine Lesung vor Schülern und Studenten in Schumen und Plovdiv, selbst erlebt:

Nun erst merke ich, wie gut die Schüler Deutsch können, wie genau sie zuhören, wie sie irritiert lachen und aufstöhnen, sobald vom Elend der Alten, der Tiere und der Zigeuner die Rede ist. Am Ende überreichen sie mir eine spontan verfasste Botschaft: Ich sei – lese ich – der erste Dichter, der sich unter sie auf die Bank gesetzt und als Freund zu ihnen gesprochen hätte über Greisinnen, die in Mülltonnen wühlen. Als ich aufstehen will, erscheint ein stolzes dunkelhaariges Mädchen vor mir und ermahnt mich, doch auch das ‚Schöne‘ in Bulgarien wahrzunehmen, die Burg von Schumen, den Reiter von Madara... (Buselmeier: 44).

Er meint weiter:

Ich lese in der Universität (...) aus meinen bulgarischen Gedichten. Die Studenten, in ihrem plötzlich erwachten Nationalstolz verletzt, protestieren: Warum ich so viel ‚Negatives‘ festhalte, warum ich nichts ‚Schönes‘ über die Altstadt und die Rhodopen schreibe, warum ich nicht ‚objektiv‘ sei... Meine Argumente – ich sei als Autor nicht zum Lobgesang verpflichtet, sondern zur Wahrnehmung des irritierend Fremden – beeindruckt sie nicht. Was wohl die Deutschen denken würden, wenn sie mein Buch läsen! (ebd.: 53).

In der bulgarischen Übersetzung scheint interessanterweise – der patriotischen Rezeptionshaltung entsprechend – Stanislav Stratievs Zitat nicht auf. Wollten die bulgarischen Verleger die kritischen Worte des Bulgaren über Bulgarien nicht drucken oder aber hat es Buselmeier erst später der Heidelberger Ausgabe hinzugefügt? Für die erste Annahme spricht, dass statt dem allographen Motto des bulgarischen Autors dem Tagebuch in der bulgarischen Fassung ein autographes – Buselmeiers eigene Gedichte über Bulgarien – vorangestellt werden. Wenn auch in diesen Zigeuner und Hunde nicht fehlen, so malt er mit seinen Bildern von schönen, in der Sonne glühenden Glasscherben, ruhigen Septembermorgen, dem Fluss Maritsa oder einer rothaarigen fast unrealen Frau doch ein versöhnlich stimmendes Bild des Landes.

Eine besondere Rolle spielt auch das Vorwort der bulgarischen Ausgabe: Wie für die Gattung des Vorworts üblich, stellt sein Verfasser, hier der bulgarische Kulturwissenschaftler Mladen Vlaški, das Buch vor und versucht „eine gute Lektüre des Textes zu gewährleisten“ (Genette: 191; Hervorhebung im Original). Gleichzeitig warnt er aber vor der einseitigen Darstellung der bulgarischen Kultur und kritisiert Buselmeiers – ein Autor, dem „die belebende menschliche Beziehung zu Bulgarien fehle“⁴ (Vlaški: 5) – Arbeits- und Schreibstil: „Es ist keine besondere Schöpfung des Autors, seine Wahrnehmung über das verwirrende Ausland widerzuspiegeln“⁵ (ebd.). Im Unterschied zur üblichen Funktion des Vorworts, den Leser anzulocken und durch einen „typisch rhetorischen Überredungsapparat festzuhalten“ (Genette: 192), wird dieser hier, wenn schon nicht abgeschreckt, so doch zumindest auf Distanz zum Buch gehalten. Die Rezeption des Tagebuchs durch die bulgarischen Leser – den warnenden Herausgeber sowie die Schüler und Studenten – offenbaren einen ebenso, wenn nicht noch stärkeren, ethnozentrischen Umgang mit dem Bulgarienbild, das den bulgarischen Nationalstolz so empfindlich zu treffen scheint, dass eine Reihe von Aspekten völlig übersehen wird:

- dass sich die Begegnung mit Bulgarien oft gerade auf einer menschlichen Ebene vollzieht, die Vlaški im Buch angeblich nicht zu finden vermag, es also keineswegs nur um die Hunde und den Müll von Plovdiv geht;
- dass es sich um einen literarischen, d. h. das Gebot der Wahrheit und der Bestätigung von Aussagen unterlaufenden, Text (s. Emmerich: 26) handelt, und nicht um ein „Zeugnis“⁶ (Vlaški: 5), wie es im Vorwort zur bulgarischen Ausgabe heißt;
- dass dieser obendrein explizit als „Tagebuch“ ausgewiesen wird, also gerade keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erhebt;
- dass „die Hunde von Plovdiv“ eine Projektion sind, die sich weniger auf das Bild der Stadt als auf Buselmeiers eigene Befindlichkeit bezieht.

In gewisser Hinsicht erinnert dieses literarische Missverständnis an die Skandale um Thomas Bernhards „Österreichbeschimpfung“, über die Boitcheva (138) schreibt:

Unverkennbar ist hier der Un-Sinn der (...) lesenden Masse (...) für den fiktionalen Charakter literarischer Texte, die nicht unbedingt auf Identifikation, schon gar nicht auf Selbstidentifikation der Leser hinaus will. Vielmehr ist hier der katastrophale Zustand, den Bernhard den österreichischen Verhältnissen zuschreibt, ein katastrophaler Zustand in seinem Inneren, die Krise in dem Dichter selbst.

⁴ Übersetzung von mir, Z. P.

⁵ Übersetzung von mir, Z. P.

⁶ Übersetzung von mir, Z. P.

Die Inkongruenz zwischen der Intention des Textes (und wohl auch des Autors) und der Intention des bulgarischen Lesers lassen Fragen offen wie: Was bedeutet „Begegnung mit der fremden Kultur“? Kann diese ohne die jeweilige Sprachbeherrschung und ohne gewisse Kenntnisse über Geschichte und Literatur des Landes überhaupt stattfinden oder bleibt sie auf der Ebene vorbestimmter Wahrnehmungen stecken? Inwieweit ist man fähig, die nicht unbedingt positive Meinung eines Fremden anzunehmen, ohne sie vorschnell als bedrohlich, ja lebensgefährlich zu empfinden? – Fragen also, die eine Antwort danach suchen, wo sich die gegenseitigen Kulturgrenzen überschneiden und wo sie fest und unverrückbar bleiben.

Literatur

Primärliteratur

- Bachmann, Ingeborg (1971): *Malina*. Frankfurt a. M.
- Бузелмайер, Михаел (1998): *Кучетата на Пловдив*. Пловдив.
- Buselmeier, Michael (1999): *Die Hunde von Plovdiv*. Bulgarisches Tagebuch (1997). Heidelberg.
- Canetti, Elias (1977): *Die gerettete Zunge*. Geschichte einer Jugend. 2. Aufl. München.
- Kafka, Franz (1994): *Gesammelte Werke*. Bd. 11: *Tagebücher*. Teil 3: 1914-1923. Frankfurt a. M.
- Koneffke, Jan (1999): *Gulliver in Bulgarien*. Heidelberg.
- Schrobsdorff, Angelika (2000): *Die Reise nach Sofia*. 15. Aufl. München.
- Стратиев, Станислав (2002): *Избрано*. Том 1: *Белетристика*. София.
- Thenior, Ralf (1998): *Das bulgarische Gefühl*. Heidelberg.
- Trojanow, Ilija (1999): *Hundezeiten*. Heimkehr in ein fremdes Land. München/Wien.
- Запрянов, Христо (1997): *Одраното куче*. 2-ро изд. Плевен.

Sekundärliteratur

- Birgfeld, Johannes (2004): *Reiseliteratur als Beitrag zur Osterweiterung des deutschen Europabewusstseins? Möglichkeiten und Grenzen der Instrumentalisierung von Literatur am Beispiel der „Deutschen Reise nach Plovdiv“*. In: Segebrecht, Wulf/Conter, Claude D./Jahraus, Oliver/Simon, Ulrich (Hg.): *Europa in den europäischen Literaturen der Gegenwart*. Frankfurt a. M., 83-97.
- Boitcheva, Snejana: *Elemente des Trivialen in der Literatur der Avantgarde am Beispiel Thomas Bernhards und seiner Österreichbeschimpfung*. In: Middeke, Annegret/Hoffmann, Tina/Springer, Matthias (Hg.): *Texte aus dem Supermarkt*. Beiträge zur Trivialliteratur. Schumen 2004, 136-142.

- Emmerich, Wolfgang (1994): Schreiben unter Zensur. Die Literatur der DDR. In: Grimmlinger, Rolf/Stückrath, Jörn/Murašov, Jurij (Hg.): Funkkolleg Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Studienbrief 8. Studieneinheit 24. Tübingen, 4-49.
- Frahm, Thomas (2004): Orpheus im Blick. Zwischenbilanz nach 10 Jahren: die „Deutsche Reise nach Plovdiv“ als spannendes deutsch-bulgarisches Literaturprojekt. In: http://www.literaturblatt.de/sixcms/detail.php?id=154643&template=literaturblatt_heftarchiv_artikel_detail. (Stand 03.06.2005)
- Genette, Gérard (2001): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a. M.
- Plener, Peter (2003): Schnitzlers Tagebuch lesen. Ein Versuch in drei TAGen. In: Fliedl, Konstanze (Hg.): Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert. Wien, 262-287.
- Wierlacher, Alois/Albrecht, Corinna (1995): Glossar. In: Wierlacher, Alois/Albrecht, Corinna (Hg.): Fremdgänge. Eine anthropologische Fremdheitslehre für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Bonn, 153-163.

Verbrechen in Euphemismen verkleidet. Zum Bulgarienbild in Ilija Trojanows Roman *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall*

Snejana Boitcheva (Schumen)

Der Beitrag ist ein Teil einer umfangreichen Untersuchung über die Rezeption bulgarischer Bilder in Literaturtexten von gegenwärtigen deutschsprachigen Autoren oder von deutsch schreibenden Autoren bulgarischer Herkunft. Einer der Aspekte bei der Aufnahme bulgarischer Wirklichkeit, den diese Autoren ausdrücklich thematisieren, ist der Aspekt der einlullenden Verhüllung durch „gute Worte“ (so die ursprüngliche Bedeutung von „Euphemismus“), die verbale Verschleierung von gesetzwidrigen, ethisch und ästhetisch widerwärtigen „Aktivitäten“ in verschiedenen sozialen Bereichen.

Betroffen ist die totalitäre, aber ebenfalls die posttotalitäre Zeit in der Entwicklung Bulgariens. In diesem Sinne wird im Beitrag der Begriff „Tabu“ nicht als Handlung (Inhalt) behandelt, sondern als Verbot, über bestimmte soziale Prozesse adäquat zu sprechen und als Gebot, sie zu ideologisieren und zu verharmlosen, sie als die pure und die selbstverständlichste Normalität erscheinen zu lassen. Als Verbrechen sollte man hier nicht nur Verbrechen gegen das Menschenleben und das Menschenschicksal auffassen, sondern ebenfalls Verletzungen im ethischen, im ästhetischen und im allgemein geistigen Bereich. Die hier behandelten Euphe-

mismen gehören zum Soziolekt, zum Diskurs der Macht habenden ideologischen Oberschicht. Dieser Diskurs bildet die so genannte soziolinguistische Situation, die der sozioideologischen Situation in einem historischen Zeitabschnitt entspricht¹ (nach Jurij Lotman [151] „Kulturtext“ genannt). D. h. die sozioideologische Situation entscheidet darüber, worüber und auf welche Art und Weise man über Bestimmtes reden darf oder eben überhaupt nicht reden darf. Bestimmte sozioideologische Situationen erschaffen sich einen Diskurs, der allerdings keine Widerrede duldet und der einzig wahre sei (vgl. Zima: 256). Kennzeichnend für solche Diskurse ist die Dichotomie der Konnotationen in den verschiedenen sozioideologischen Systemen. Zwei Beispiele in dieser Hinsicht:

- Das Wort „Kosmopolitismus“ ist in den demokratischen Systemen positiv konnotiert: Es ist die unbegrenzte Möglichkeit der Migration von Menschen oder aber auch das Gefühl für die portative Heimat. Ganz anders im totalitären System des so genannten Sozialismus – da wird das Wort mit der Ideologie des „feindlichen Imperialismus“, mit dem Verrat an dem Vaterland, assoziiert und gegen den sozialistischen und proletarischen Internationalismus ausgespielt.
- Für die Ästhetik des so genannten sozialistischen Realismus, methodisch das Ein und Alles der Kunst von damals, war das Wort „Surrealismus“ ein Schmutzwort, da diese künstlerische Methode die Wirklichkeit und das wahre Leben nicht abgebildet habe.

In seiner experimentellen Prosa *Umgebungen* parodiert Jürgen Becker (9) soziolinguistisch eine Situation, indem er auf bloß einer Seite verschiedene solcher Diskurse aufeinanderprallen lässt:

Mein stalinistischer Freund ist ein guter Vater und Turner. Schauen wir uns diesen Satz mal an: indem ich einen Freund als Stalinisten deklariere, impliziere ich die sowohl moralische wie politische Unmöglichkeit, im bürgerlichen Besitze eines stalinistischen Freundes zu sein.

Die ausgewählten Belege, die mein Thema veranschaulichen, stammen aus dem Roman von Ilija Trojanow *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall*. Ein deutschsprachiger Autor bulgarischer Herkunft, der sein Heimatland mit zwölf Jahren verlassen hat. Nach der Wende reist er als deutscher Autor in das ihm unbekanntes Land zurück, um am Beispiel Bulgariens die Welt zwischen Berlin und Wladiwostok, „den Machtbereich eines einst gewaltigen Imperiums“, in bestimmten Aspekten und aus der Sicht eines Fremden darzubieten.

Die Verbrechen, die es damals durch Worte zu beschönigen galt, reichen von dem Verstoß gegen die Menschenrechte (das Volksgericht, das Gericht der Parteigenossen oder der Kameraden, der Wiedergeburtprozess 1985) über die politi-

¹ „Das Wort ist immer mit einem ideologischen oder mit einem aus dem Leben genommenen Inhalt erfüllt“ (vgl. Vološinov: 126).

schen Verbrechen (die totale Besatzung durch den Großen Bruder, der einzige mögliche Zusammenschluss mit den Brüdervölkern, „der Westen als das Reich der Finsternis und des Todes“, der Kult zu einer zur Schau gestellten Leiche, der Vaterlandsverrat) hinüber zu Verbrechen im geistigen Bereich (die allgemeinbildende Schule, die allseitig entwickelte Persönlichkeiten herausspucken sollte). Es geht nun darum, die verbale Verkleidung dieser Verbrechen aufzubrechen.

Im Folgenden werde ich auf einige von den bereits erwähnten Euphemismen als Verbrechen verschleiernde Formulierungen eingehen. Sie alle enthalten nicht nur das Ideologische und das Paradoxe in sich, sondern demonstrieren einen äußerst zynischen Zug der Menschenverachtung. Wichtig erscheint mir dabei nicht unser, sondern der Gesichtspunkt des Ferngebliebenen Ilija Trojanow, seine Auswahl bestimmter verbaler Zynismen, die er literarisch trifft, was seine Einstellung zu der angesprochenen Problematik zum Vorschein trägt.

1 Verbrechen, mit denen sich Gerichte nicht beschäftigen

Chronologisch fängt der Autor mit dem, um sich milde auszudrücken, merkwürdigen Begriff der Volksgerichte unmittelbar nach dem Kriegsende an. Volksgerichte, die aus unwissenden, dafür aber revolutionsbesessenen Bauern und Arbeitern mit dem Segen der Partei (fragen Sie nicht welcher!) zusammen geschmissen wurden, um den Feinden des Volkes kurzen Prozess zu machen, was ihnen problemlos gelang. Manche sind geneigt, diese Massaker durch die wirren Zeiten und die vielen Opfer seitens der Widerstandsbewegung zu rechtfertigen. Der Prozess geht allerdings weiter, nicht gerade in dieser Form, immerhin aber in dieser Richtung.

Zwei einfache Typen, die sich am Wochenende eine eigene Werkstatt aufgebaut haben. Kaum stand die Werkstatt, wurden sie erwischt. Dann erging ihnen schlecht: Schläge, Tritte und Volkskomitee. Weißt du, was das ist? (Trojanow: 148).

Der Eingriff des Volkskomitees in das Privateigentum als Tabu geht noch tiefer in die Intimsphäre des Menschen – Kameraden, sprich Parteigenossen, entscheiden über das eigene Wertesystem:

Du hast zum Beispiel die Frau des Nachbarn flachgelegt, und der Nachbar hat bei der Partei Gewicht. Jetzt wird dir ins Gewissen geredet: So geht das nicht, ist dir bewusst, was du da machst, du untergräbst die Gemeinschaft. Wir können ein solches Verhalten nicht dulden. Das kann stundenlang gehen. Du wirst weich gekocht wie in einem Eintopf. Nicht auszuhalten (ebd.).

Das von Trojanow angeführte Beispiel ist in dem Sinne extrem, dass es nicht einmal oder nicht nur die eigene Entscheidung über das eigene Wertesystem in Frage

stellt. Es setzt voraus, dass das Triebleben eines Menschen bewusst zu regeln sei. (Augenzeugen, die Bewohner eines gewissen Plattenbauklotzes von damals, die extra für solche Veranstaltungen zusammengeschart wurden, haben mir beteuert, Quälereien dieser Art seien keine fiktionalen Geschichten.) Das angeblich positiv konnotierte Wort „Volk“ in diesen Zusammensetzungen und in diesem Zusammenhang kann schlecht das Märtyrertum der Opfer retten. Auch das Wort „Komitee“, historisch mit den Befreiungskämpfen eng verknüpft, desemantisiert in ein Organ der Willkür und der Inquisition.

2 Landesflucht als Vaterlandsverrat

Die Folge von der Tätigkeit dieser Machtstrukturen ist in glücklichen Fällen die Landesflucht, genannt Vaterlandsverrat. Als Verräter werden Leute abgestempelt, die nicht durch irgendwelche Volkskomitees schikaniert werden wollten und darauf bestanden, ein menschenwürdiges Leben führen zu dürfen. Die Rettung vor der Schikane wird in diesem ideologischen System „Vaterlandsverrat“ getauft. Es erfolgt also nicht nur ein Perspektivwechsel, sondern es erfolgt ein Perspektivwechsel, der in das Gegenteil umschlägt. „Euphemismen sind die andere Seite der Tabu-Medaille“ (Balle: 177). Das ist unter anderem kennzeichnend für die meisten der hier behandelten Euphemismen.

Die Flucht wird aber nicht nur von politisch Verfolgten unternommen. Trojanow eröffnet einen anderen, allzu menschlichen Blickwinkel als Grund für das Verlassen der Heimat, indem er Bogdan, der die bulgarischen Flüchtlinge im italienischen Flüchtlingslager empfängt, Folgendes behaupten lässt:

Die Leute fliehen, weil sies satt haben. Und kommen hier als Märtyrer an. Ich versteh sie, mich können sie verschonen, ich versteh die Brüder, die nur etwas Geld verdienen wollten, um nett zu leben, läppischer, kleiner Traum (...), das braucht mir keiner verkaufen, mir müssen sie nichts auftischen, die können einfach sagen, ich will mehr vom Leben, ich hab ein Recht drauf, deshalb bin ich da, ich würd nicken und Politischer Flüchtling ins Formular schreiben (Trojanow: 148, Hervorhebung im Original).

Damit wird der Begriff „Politischer Flüchtling“ ebenfalls umgewertet, er beinhaltet nicht nur das Recht auf Leben und politische Freiheit, sondern das Recht, mehr vom Leben verlangen zu dürfen.

3 Der Westen als das Reich der Finsternis und des Todes

Die Landesflucht hatte noch einen absurden Begriff als Folge, „nevāzvrastenci“, diejenigen, die nicht mehr heimkehren durften. Dieses Recht wurde ihnen ebenfalls und für immer abgesprochen. Es geschehe ihnen recht, wenn sie „in den Gossen, unter den Brücken“ (ebd.: 145), wie Millionen Westler, leben und sterben würden. Zwei der abgenutzten Klischees der sozialistischen Propaganda, die zwar im Falle der Marginalexistenzen im Westen stimmen mögen, in ihrer Übertrie-

benheit aber lächerlich wirken. Die Reaktion Trojanows geht auch den Weg der ironischen Relativierung, zumal er darüber einen langjährigen bulgarischen Emigranten Folgendes bemerken lässt: „(Ja, das mag sein, sagt Iwo Schikagoto, aber ihr solltet euch mal diese Brücken anschauen!)“ (ebd.).

4 Die Freundschaft auf ewig

Der einzige Kontakt, der genehmigt, aber immerhin für die meisten Bulgaren nicht zu vollziehen war, war die Reise in das Land des Großen Bruders und in die Länder der Brüdervölker Osteuropas. Unter „Bruderschaft“ und „Brüder“ sollte man hiermit nicht mehr und nicht weniger verstehen als die militärische Besetzung (im Falle der DDR), die Bspitzelung der Geheimdienste (im Falle aller Brüdervölker) und eine bis zum „es geht nicht mehr“ infame Unterwürfigkeit (im Falle Bulgariens).

5 Der Vater der Nation

Die Freundschaft auf ewig haben die Väter der Nation gewollt. Um einen bestimmten „Vater der Nation“ geht es bei Trojanow. Er ist tot. Das Trauerereignis wird vom Autor in einen dem pseudofatalen Charakter des Ereignisses entsprechenden Kontext eingebettet. Allgemein bekannt ist die Volkstrauer um den Tod von Georgi Dimitrov (dokumentiert vorwiegend in bestimmten Filmen, Geschichts- und Memorienbüchern). Eine unerhörte Reaktion liegt bei Trojanow vor. Im engen Familienkreis tanzt der Großvater um den Tisch und brüllt wie ein Indianer los: „Der Vater der Nation ist tot, der Vater der Nation ist tot“ (ebd.: 61). Er nimmt zwei Gabeln, drückt dem nicht ahnenden Enkel Alex zwei Löffel in die Hand und beginnt zu klimpern, während sein Körper von einer zur anderen Seite schwankt und Alex ihm trippelnd folgt, bis beide sich erschöpft in die Arme fielen: „Lustig ist es, dachte Alex, wenn der Vater der Nation stirbt. Das könnte öfters passieren“ (ebd.).

Man könnte denken, ein klassisches Beispiel für die Todestrauer der Primitiven, nicht zufällig der Vergleich mit dem Indianertanz. Eher ist es aber die ursprüngliche Befreiungsfreude von einer zutiefst verhassten Realität, die mit dem Vater der Nation ideologisch verankert ist. Damit wird der Begriff „Autorität des Vaters der Nation“ im Sinne von Respekt verkehrt in der Form der Antiphrasis und bedeutet von nun an nur noch „autoritär“. Das ironisierende Bild Trojanows stellt weiterhin die Monumentalität dieses Autoritären dar. Es ist das Bild vom Aufbau des Mausoleums:

Zwei Tage später, nachdem sich das Volk vom aufgebahrten Vater der Nation verabschiedet hatte, wurde das feierliche Begräbnis begangen, in einem Mausoleum auf dem Hügel – den Sie schon kennen, Stichwort Jupiter-Tangra-Christus –, erbaut in einem rasanten Tempo, die Mauern in einer Nachtaktion hochgezogen. Als sich ein ausgeschlafener Nebel von der Stirn

des Hügels erhob, war zu sehen, dass dieser Vater sich von der Zukunft nicht lumpen lassen würde (ebd.).

Die Schilderung der Prozession ist allerdings der sarkastische, wenn nicht groteske Höhepunkt dieses Bildes. Trojanow lässt sie ins Surreale abgleiten, um dem Zynismus des Momentes gerecht zu sein:

Die Tränen wurden nicht umsonst vergossen. Sie sammelten sich, bis die Straße ein reißender Strom war, gegen den die Sargträger mühsam ankämpften. (...) Bis zum Hügel gelangten sie, umrahmt von obligatorischem Schwarz und optimistischem Rot. Plötzlich entglitt ihnen der Sarg – die internationalen Beileidsspender hatten sich schon ins Mausoleum geflüchtet –, kippte nach hinten, begrub die weniger beweglichen Sargträger unter sich und plumpste ins Wasser, ein getauftes Schiff auf Jungfernfahrt, rasant die Straße hinunter, steuerlos. Die Sargluke sprang auf, der Kopf der Leiche klopfte auf die Eichenholzplanken, als wäre noch ein letzter Nagel einzu-hämmern, die Schminke verteilte sich auf den schweren Augenwimpern, auf dem Schnurrbart, auf Lippen, Wangen und über den Hals. Der Sarg wurde zur Allee gespült, umkurvte die winzige, mittelalterliche Kirche und rammte vor der Parteizentrale einen Telefonmast, wölbte sich und verlor den Leichmann, der noch ein Stück weitergetrieben wurde, in Richtung der Residenz des Vaters der Nation, ehe er unterging, eines Staatsmannes würdig, steif und unbewegt, vom Volk und vom Himmel betrauert (ebd.: 62).

Die Atmosphäre des Zitats zeigt auf die Absurdität des Momentes und die Künstlichkeit eines sonst so menschlich nachvollziehbaren Trauerereignisses. Die Umkehrung der Trauerstimmung in das Schadenfroh-Groteske zielt auf die Destruktion von falscher Pompösität, die der Natürlichkeit eines solchen Trauerereignisses widerspricht. Das Bild parodiert den Weltuntergang durch die Obszönität der Lexik: Der Sarg plumpst ins Wasser, wird in die Allee gespült, rammt gerade vor der Parteizentrale einen Mast, der Kopf klopft auf die Planken, die verwässerte Schminke. Der letzte Satz allerdings meint es ernst mit dem Untergang, für einen jeden Staatsmann würdig, der Untergang im buchstäblichen und übertragenen Sinne. Unwürdig war dagegen der Jahrzehnte lang zur Schau gestellte Verwesungsprozess im Mausoleum.

Das Groteske des Bildes von Trojanow ist bloß ein Bruchteil der Jahre langen Groteske, der die Bulgaren erlagen, nämlich der organisierten Beschauung der Mumie, was sowohl für die Zuschauer als auch für den Aufgebahrten unzumutbar gewesen sein muss. Auf dieses Nekrophilkarnevaleske hätte auch Bachtin nicht kommen können.

6 Zusammenfassung

Wenn man von der ursprünglichen Bedeutung des Tabu-Begriffs ausgeht – „heilig“, „geschützt“, „unrein“ – und wenn man diese Konnotationen auf die sprachliche Verkleidung von Verbrechen übertragen darf, so war das Versprechen der Euphemismen hoch und heilig, und hatte die Aufgabe, ideologische „Unreinheiten“ vor ihrer Entblößung zu beschützen. Denn: „Nicht erst das Tun, auch schon das Sprechen ist gefährlich und wird bestraft“ (Wagner: 18). Von der Art und Weise, wie Trojanow auf die angesprochenen Euphemismen eingeht, ist zu schließen, dass er sie als einen Kulturschock, wenn nicht als ein verbales Verbrechen geltend gemacht hat.

Literatur

Primärliteratur

Becker, Jürgen (1970): *Umgebungen*. Frankfurt a. M.

Trojanow, Ilija (1996): *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall*. München/Wien.

Sekundärliteratur

Balle, Christel (1990): *Tabus in der Sprache*. Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Oxford/Wien.

Lotman, Jurij (1977): Text und Funktion. In: Zima, Peter V. (Hg.): *Textsemiotik als Ideologiekritik*. Frankfurt. a. M.

Vološinov, Valentin N. (1975): *Marxismus und Sprachphilosophie*. Frankfurt a. M./Berlin/Wien.

Wagner, Hans (1991): *Medien-Tabus und Kommunikationsverbote. Die manipulierbare Wirklichkeit*. München.

Zima, Peter V. (1989): *Ideologie und Theorie: Eine Diskurskritik*. Tübingen.

Eine Welt vor dem Geld. Andere Gründe für den Transformationsschmerz der osteuropäischen Staaten am Beispiel Bulgariens

Thomas Frahm (Sofia)

Der vergleichsweise friedliche Übergang des einst so moskautreuen Vasallen Bulgariens von der Zentralverwaltungswirtschaft zur Marktwirtschaft täuscht gehörig darüber hinweg, wie tief die Verwerfung ist, die sich im Grundgebirge der bulgarischen Mentalität derzeit vollzieht. Während in den Nachbarstaaten Bulgariens die ethnisch-nationalen Bürgerkriege das alte und gefährliche Attribut vom Balkan als „Pulverfass“¹ wiederbelebten, hörten wir aus dem kleinen Land am Knotenpunkt

1 Aufschluss über Entstehung des Negativbildes vom „Pulverfass Balkan“ gibt Todorova. In Kurzform lässt sich sagen, dass dieses Bild sich infolge der nationalen Befreiungsbewegungen auf dem Balkan zwischen 1870 und den beiden Balkankriegen von 1912 und 1913 im Westen etabliert hat. Damals kämpften die Balkanstaaten um die Befreiung von der als drückend empfundenen Herrschaft der Osmanen (vor allem in steuerlicher, sprachlicher und bildungspolitischer Hinsicht) und zugleich gegen das den Griechen zugestandene kirchliche Monopol. Die Hohe Pforte gestattete den orthodoxen Christen in ihrem Imperium zwar freie Religionsausübung, hielt es jedoch zwecks besserer Kontrolle für angezeigt, die Christen in einem, dem griechischen, Patriarchat, zusammenzufassen (was natürlich auch Kirchensteuern einbrachte). Die europäischen Großmächte taten nichts, um die ebenso zahl- wie opferreichen Aufstände auf dem Balkan zu befrieden, da sie unterschiedliche Interessen hatten: Russland suchte einen Zugang zum Bosphorus und hatte ein Interesse am Sturz des Sultans; England stützte ihn aus entgegen gesetztem

orientalischer und okzidentaler Kultur nichts als das gelegentliche Aufseufzen der in Not geratenen Menschen. Aber auch diese Seufzer klangen zu erschöpft, als dass sie im Westen in nennenswertem Umfang wahrgenommen worden wären. Na sicher, das kleine Feuerchen, das die Bulgaren in den ersten Januartagen 1997 im Parlament entfachten, weil es ihnen durch die galoppierende Inflation und die Schachergeschäfte der Regierung mit dem Bürgerkrieg führenden Jugoslawien ans Heiligste, ans Brot, gegangen war, für das plötzlich keine Getreidereserven mehr da waren..., da hatten unsere Medien auch einmal etwas aus Bulgarien zu berichten. Aber sonst?

Die makroökonomische Stabilisierung, welche die demokratische Regierung Kostov 1997 einleitete, tat ihr Übriges, um das ganze Ausmaß der Not zu verschleiern. Die langfristig kluge Strategie Kostovs, Bulgarien als Insel der Stabilität auf dem Balkan zu bewerben und so die Rückkehr des Landes in den Kreis der europäischen Demokratien vorzubereiten, hat zwar überraschend schnell Früchte getragen, wie der im April 2004 erfolgte NATO-Beitritt und der inzwischen für 2007 gesicherte EU-Beitritt Bulgariens beweisen; aber dies hat den Verarmungsprozess der Bevölkerung nicht aufhalten können, die inzwischen all ihre Ersparnisse entweder durch Inflation oder durch den Raubbau der alten Nomenklatura an den staatlichen Betrieben und Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften verloren hatte. Und wenn es das nicht war, dann war es der Traum vom eigenen Auto, einem West-Auto, der die bulgarischen Kleinverdiener wirtschaftlich ruinierte, und dies im Umfeld eines Arbeitsmarktes, der vollkommen dereguliert war. Schwer zu sagen, wer mehr zu bedauern war: die, die arbeitslos waren und auch keine Arbeitslosenunterstützung bekamen, oder die, die Arbeit hatten und ein halbes Jahr oder länger vergeblich auf die Auszahlung ihrer Löhne und Gehälter warteten, weil die Direktoren der Staatsbetriebe die überwiesenen Gelder dank guter Beziehungen auf ein Schweizer Nummernkonto verlagert hatten.

All dies ist auch heute, vierzehn Jahre nach dem Beschluss einer neuen, demokratischen Verfassung, noch genauso tragisch wie vor fünf, sieben oder zehn Jahren. Aber es verdeckt die mentale Seite des Übergangs zur Marktwirtschaft, von der hier zu reden sein wird. Diese besteht darin, dass ein Volk sich auf einmal genötigt sieht, von Geld zu sprechen. Geld aber hatte in Bulgarien in seiner mehr als 1300-jährigen Geschichte noch nie eine besondere Bedeutung für den Großteil der Bevölkerung gehabt, wenn man von den Čorbadžij, den Großkaufleuten und Grundbesitzern, einmal absieht, unter denen sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts dank einer Änderung in der Wirtschaftspolitik der Hohen Pforte auch immer mehr Bulgaren befanden.

Grund. Die Doppelmonarchie strebte einen Zugang zu den Häfen der Ägäis (Saloniki) an. Bismarck-Deutschland benutzte diese widerstreitenden Großmacht-Interessen, um sich als Schlichter politisches Gewicht in Europa zu verschaffen (Berliner Kongress vom 13. Juni bis 13. Juli 1878).

Während der 45 Jahre kommunistischer Diktatur spielte es deshalb keine Rolle, weil das Recht auf und die Pflicht zur Arbeit deckungsgleich waren und jeder – ob er wollte oder nicht – so ausgebildet wurde, dass er an einen planmäßig festgestellten Arbeitsplatz befördert wurde. Und vorher spielte es keine Rolle, weil die Entwicklung eines am Geld- und Warenverkehr orientierten bürgerlichen Nationalstaates nur sehr schwach war, so dass weite Bereiche des Lebens ohne Geld bewältigt werden konnten und mussten. Das Fehlen eines rechtsstaatlichen Anspruchsdenkens bewirkte, dass die gegenseitige Hilfe in der Großfamilie bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts die einzige Versicherung für den Bulgaren war, und so spielte die unentgeltliche Hilfeleistung in Familie, Wohnviertel oder Dorfgemeinschaft eine alles überragende Rolle.

Bis heute trifft man in Bulgarien ein stark entwickeltes Bewusstsein dafür an, dass die wichtigsten Vereinbarungen zwischen Menschen an Wert verlieren, sobald Geld ins Spiel kommt. Wer einem Bulgaren mit dieser normativen Grundhaltung Geld anbietet für etwas, das dieser freiwillig getan hat, sei es aus Mitgefühl oder aus einem Gefühl des Stolzes heraus, helfen zu können, beleidigt ihn zutiefst. Man kann ihm dafür ein Geschenk geben, wie es alter Brauch ist, oder ihn einladen, aber Geld – nein, so tief darf man nicht sinken. Ich habe es selbst erlebt, wie ein Arbeiter, der sich nebenbei mit Reparaturen etwas dazu verdiente, für den Telefonanschluss, den ich ihn zu legen gebeten hatte, kein Geld nehmen wollte. Während ich scherzte, was für eine Niete ich in allem Technischen sei, merkte ich, dass der Mann die im Grunde einfache Arbeit auf alle erdenkliche Weise in die Länge zu ziehen versuchte. Erst dachte ich – westlich gedacht –, der Mann wolle Komplikationen vortäuschen, um in der Art eines typischen Balkanesen mehr Kasse machen zu können. Doch ich wurde eines Menschlicheren belehrt. Als er nach über einer Stunde fertig war, sagte er – natürlich duzt man sich: „Weißt du was, Thomas. Nicht du solltest mir – ich müsste dir Geld geben!“ Warum? „Mir ist das Gespräch mit dir so angenehm, wir sind jetzt Freunde, ich kann von dir nichts mehr annehmen, ohne mich wie ein Betrüger zu fühlen!“ Ich war perplex. Schließlich gelang es mir, ihn zur Annahme des Geldes dadurch zu bewegen, dass ich ihm vorschlug, es dazu zu verwenden, mit seiner Frau einmal auszugehen. Das ging. Das beruhigte sein schlechtes Gewissen.

„Doppelmoral“ auf Bulgarisch muss also anders definiert werden: Hier heißt Doppelmoral nicht, öffentlich eines zu vertreten und versteckt etwas ganz anderes zu tun; in Bulgarien heißt „Doppelmoral“ vielmehr: Du kannst jemanden übers Ohr hauen, wenn du in Not bist – aber nur solange er nicht dein Freund oder dein Verwandter geworden ist. Deswegen ist es sinnlos, in Bulgarien – gut rechtsstaatlich erzogen – auf das Gesetz zu pochen. Wer etwas erreichen will, der muss versuchen, sich mit denen, die ihm dabei helfen können, anzufreunden. Im großen Maßstab der mafiaähnlichen Verbindungen, für die das Wort „Freundeskreise“ hier voll und ganz mit Leben und Sinn erfüllt wird, nennt man das Korruption. Aber im kleinen Maßstab sind die Übergänge zu einer – wie ich es nenne – „net-

ten“ Korruption fließend, und am anderen Ende der Korruption im Sinne einer rücksichtslosen und von egoistischen Interessen geleiteten illegitimen Vorteilsnahme steht das schöne Gebot der christlichen Nächstenliebe, dass keiner allein gelassen werden darf. Es gibt rührende Beispiele gegenseitiger Hilfe sogar von Seiten vollkommen Fremder, und wenn man sich verwundert für die Hilfe bedankt, bekommt man in der Regel zur Antwort: „Nali, vsički sme hora!“ („Nicht wahr, wir sind doch alle Menschen!“) Auch dafür gibt es – selbst in der rasant sich modernisierenden Hauptstadt Sofia – bis heute zahllose Beispiele. Als ich einmal mit meiner damaligen Frau ein Sammeltaxi bestieg, stellten wir fest, dass wir kein Geld eingesteckt hatten. Ohne jeden Kommentar und ohne Aufhebens zückte ein junger Mann seine Geldbörse, reichte uns zwei Lewa, und als wir fragten: „Wie und wann können wir es Ihnen zurückgeben?“, antwortete er: „Irgendwann werden wir uns schon wieder sehen, und dann habe vielleicht ich mein Portemonnaie vergessen!“

In dieser Einstellung drückt sich eine unaufhebbare Disparität zwischen Güte und Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Moral aus. Und was besser ist, die postulierte Verpflichtung eines kategorischen Imperativs, der allgemeine Gültigkeit einfordert, oder die letztlich freiwillige Bestimmung von Umfang und Bereitschaft zur Hilfe, ist, wenn man in Bulgarien lebt und diese Menschlichkeit erlebt hat, keineswegs a priori ausgemacht. Moral, moralische Kategorien als etwas, was der Mensch tun soll, damit er gut ist, ist vertikal gedacht: oben die Normen, unten die Menschheit, die diesen Normen bedingungslos und gleich (vor dem Gesetz) unterliegt. Die Moral eines Bulgaren aber ist horizontal. Man könnte sie in Anlehnung an das böse „Auge-um-Auge“-Prinzip der Rache das „Auge-in-Auge“-Prinzip der christlichen Nächstenliebe nennen. Da wir Menschen aber keineswegs immer gut sind, haben die Bulgaren im Sinne dieses „Auge-in-Auge“-Denkens einen Tag eingerichtet, den 9. März, Zagoovesni, an dem sie einander um Verzeihung bitten, zuerst die Jungen die Alten, dann reihum. Auch hier also ist die moralische Verantwortung nicht vertikal gedacht, Gott oder einem moralischen Prinzip gegenüber, sondern horizontal, dem Nächsten gegenüber.

Das Sollen aus Pflicht, das eine rechtsstaatlich institutionalisierte Moral einfordert, ist für Bulgaren ein großes Problem. Sie tun sich schwer damit, um Hilfe zu bitten, weil dies den anderen in Zugzwang versetzt. Der bulgarische Autor Christo Saprijanov zum Beispiel, der in Deutschland sehr erfolgreich seinen literarischen Erstling, den als Literaturereignis von europäischem Rang gefeierten Roman *Der gebäutete Hund*, veröffentlicht hatte und dann aus persönlichen Gründen für über fünf Jahre von der Bildfläche verschwunden war, versuchte, mit einem zweiten Roman dort anzuknüpfen, wo er mit dem ersten aufgehört hatte. Aber das war nicht mehr so leicht, nicht nur deshalb, weil er sich in seiner absoluten künstlerischen Moral geweigert hatte, ein vergleichbares Buch noch einmal zu schreiben und stattdessen in Sprache, Form und Inhalt etwas ganz anderes gewagt hatte... Die guten DDR-Übersetzer gingen allmählich in Rente, weil sie keine Verlage

mehr fanden, die bulgarische Literatur veröffentlichten, und auch sonst hatte der Mann alle seine früheren Kontakte eingebüßt. Als er nun auf Umwegen davon erfahren hatte, dass ich in Bulgarien lebte, schrieb er mir eine Mail, die man für pathetisch halten könnte, weil sie Sätze enthielt wie: „Ein guter Gott führt Sie her!“ Aber das war es ganz und gar nicht. Der Mann war einfach erleichtert, möglicherweise ein unerhofftes Türchen gefunden zu haben, durch das er wieder in den Garten der Literatur gelangen konnte. Seine Hoffnung war, dass ich ihm helfen würde, eine neue Brücke zum deutschen Literaturmarkt zu bauen; aber es wäre ihm unmöglich gewesen, mich einfach so, direkt und unverblümt darum zu bitten. Also suchte er zunächst meine Freundschaft. Er hatte insofern Glück, als ich seinen Roman kannte und bewunderte und ihn von mir aus einlud. Das gab ihm Gelegenheit, mir von seiner Stadt am Fuße der Rhodopen vorzuschwärmen, die ich unbedingt besuchen müsse. Ich schaffte es, einen Reportage-Auftrag an Land zu ziehen, mit dem ich die Fahrt finanzieren konnte, und er kurvte mit mir einen ganzen Tag durch Asenovgrad, Bačkovo-Kloster, Kirchen, Quellen und Assen-Festung aus dem 14. Jahrhundert. Erst danach, als wir zwei Mal zusammen gegessen, getrunken und geredet hatten, brachte er es fertig, mich um eine Gefälligkeit zu bitten: Die Übersetzung eines Auszugs aus seinem neuen Roman habe der deutschen Literaturagentur nicht gefallen – zu altbacken. Ob ich, der ich jünger war, das nicht besser könnte... Das wusste ich zwar keineswegs; aber da wir jetzt Freunde waren und ich inzwischen begriffen hatte, was das heißt, machte ich das für ihn – natürlich unentgeltlich.

Der Transformationsschmerz, den die Bulgaren derzeit erleben, lässt sich also keineswegs auf den einfachen Nenner bringen, dass sie zu faul, zu innovations-scheu oder zu wenig flexibel seien, um die Härten des wirtschaftlichen Reformprozesses ertragen zu können; was sie bedrückt, ist vielmehr der Verlust jenes personalen – ich möchte fast sagen: körperlichen – Werteempfindens, für welches das abstrakte Denken in überpersonalen Rechtsbegriffen keinen gleichwertigen Ersatz bietet. Der Wandel in ihrem ethischen Denken, der ihnen zurzeit abverlangt wird, ist genauso groß wie der Wandel von der Subsistenz- und Tauschwirtschaft zur Handels- und Geldwirtschaft. Und beide hängen ja untrennbar zusammen, wie historische Analysen zur parallelen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und der nationalen Rechtsstaatlichkeit seit der französischen Revolution aufgezeigt haben. Nur dass unter dem Deckmäntelchen der Emanzipation aller Menschen von Ungleichheit, Unfreiheit und Ungeschütztheit vor Übergriffen sich eine neue Klassengesellschaft herausbildete, in der nicht gleiches Recht für alle, sondern nur gleiches Recht für alle Besitzenden herrschte. Die Folgen sind bekannt und mündeten in *[d]as kommunistische Manifest* von Marx und Engels.

Gleichheit unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass einer etwas hat, ist aber nach bulgarischen Maßstäben keine Gleichheit, sondern eben – westliche Doppelmoral. Und so empfinden die Bulgaren den ethisch-ökonomischen Transformationsprozess deshalb so schmerzhaft, weil die Schere zwischen Armen und

Reichen im Lande seit 1990 die Grenzen des Erträglichen allzu deutlich überschritten hat.

Wer sich nun – was unabdingbar ist, um zu erfahren, wie die Bulgaren wirklich denken – zu Fuß durch die Straßen bewegt und in jedem Gespräch von Passanten immer wieder die Worte „Geld“ und „kaufen“ hört, kann sich angesichts des geschilderten Kontexts, in dem diese Worte fallen, vorstellen, was sie bedeuten. Sie bedeuten, dass die Bulgaren in chronischer Weise das Fehlen eben dieses Geldes in der eigenen Tasche verspüren. Dies ist nicht nur an sich erniedrigend. Es bedeutet auch, dass sie ein funktionierendes ethisch-ökonomisches System aufgegeben haben wegen eines anderen Systems, das ihnen als besser verkauft worden ist. Nun aber haben sie das Gefühl, dass sie belogen und betrogen worden sind.

Ein bulgarischer Künstler, ein Mann also, der das Fehlen einer Mittelschicht, die Geschmack entwickeln und sich diesen Geschmack dann auch leisten kann, besonders unmittelbar verspürt, brachte das auf die Formel: „Natrupihme njamane-to!“ („Wir haben das Nichthaben angehäuft!“) Dieses paradoxe Bild eines angehäuften Berges, der umso schwerer wiegt, als er de facto gar nicht da ist, ist zweifellos sein Meisterwerk, gemessen an der Lage der Dinge im Lande, vergleichbar den Sensibilitätsschecks, die der Franzose Yves Klein 1960 in vollkommen leeren, blau gestrichenen Ausstellungsräumen verkaufte. Die im entwickelten Kapitalismus lebenden Vernissage-Gäste sollten – so die Intention des an östlicher Philosophie geschulten Künstlers – endlich einmal zahlen für etwas, was allein Wert besaß: das Freisein von Haben und Habenwollen.

Die Gewöhnung daran, sich der Macht des Geldes und – in engem Konnex dazu – einer abstrakten rechtsstaatlichen Ordnung zu unterwerfen, trifft deshalb in Bulgarien auf erbitterten seelischen Widerstand der Menschen. Sie kämpfen im Prinzip um die Wahrung jenes humanen (nicht humanistischen!) Gesellschaftsvertrages, für die Lessing die treffendste Formel gefunden hat: „Kein Mensch muss müssen!“ Rousseau, der Autor des „Gesellschaftsvertrages“, band die moralische Kategorie, dass kein Mensch von einem anderen zum Müssen gezwungen werden darf, ganz realistisch an ökonomische Voraussetzungen, wenn er sagte: „(...) und was den Reichtum angeht, dass kein Bürger derart vermögend sei, sich einen Anderen kaufen zu können, und keiner so arm, dass er gezwungen wäre, sich zu verkaufen“ (Rousseau: 57).

Da aber Moral Tunmüssen und Kapitalismus Arbeitenmüssen bedeutet, gehen die erfinderischen Bulgaren erfolgreich auf die Suche nach den letzten Reservaten menschlicher Freiheit im – um weiter in den Begriffen des Rousseauschen Bezugssystems zu bleiben – noch nicht vergesellschafteten, vormoralischen Naturzustand menschlicher Güte. Eines dieser Reservate ist so nahe liegend, für unser preisgebundenes westliches Denken jedoch so ungewöhnlich, dass es schon wieder genial ist. Es besteht darin, dem Geld seine absolute Geltung zu verweigern und den Wert einer Ware oder Dienstleistung nicht überpersonal – für alle Kunden gleich – festzuschreiben, sondern ihn von Fall zu Fall zu variieren. Notabene:

Es geht hierbei nicht darum, unter ebenfalls festgesetzten Bedingungen Preisnachlässe zu gewähren oder den Preis des Angebotes der Nachfrage anzupassen, wie es in der Marktwirtschaft üblich ist – nein, es geht darum, nicht ein Prinzip, sondern das eigene Gut-Dünken an die Spitze der Werteskala zu setzen.

Ein Taxifahrer zum Beispiel erholte sich in der Mitte seines langen Arbeitstages – seine resolute Frau hatte ihm gerade einen modernen Elektroherd mit Cerankochfeld abgerungen – bei einem Bier in einem der zahllosen winzigen Cafés in Sofia. Ein Bekannter kam vorbei und fragte ihn: „Fährst du mich mal eben nach Ljulin?“ „Klar, fahre ich dich!“ antwortete der Taxifahrer. Er machte zwar Pause, aber der Mann wohnte in seinem Viertel, er war ein „kumšija“, ein Nachbar, also sagte er nicht nein. „Was wirst du mir denn für die Fahrt abknöpfen?“, fragte der Bekannte unsicher, denn natürlich hatte er Ebbe in der Kasse. Und der Taxifahrer erwiderte: „So viel du mir gibst!“

Literatur

Todorova, Maria (1999): Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt.

Rousseau, Jean-Jacques (1983): Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts. Stuttgart.

Gulliver in Bulgarien? Problemfelder der interkulturellen Kommunikation in westlich geleiteten Unternehmen Bulgariens

Joachim Hanke (Aachen)

1 Gulliver

In seinem Buch *Gulliver in Bulgarien* beschreibt Jan Koneffke¹ sich selbst als Gulliver, der – wie der Reisende Swifts – Erfahrungen in einer ihm fremden Gesellschaft macht, in der plötzlich andere Maßstäbe gelten. Der Reisende, der Ausländer, wird hier gleichsam zum Zwerg oder zum Riesen, der entweder nicht groß genug ist, um sich normal zu bewegen und mitzuhalten zu können, oder der als riesenhafter Trampel aneckt und durch seine Größe Schrecken verbreitet. Doch schildert Koneffke auch, wie die Bulgaren in einer Zeit des Umbruchs vielfach selbst noch nach den richtigen Maßstäben suchen.

Diesen Erfahrungen der Fremdheit und des Umgangs zwischen Westeuropäern und Bulgaren bin ich in meiner Magisterarbeit im Rahmen des Europastudiums an der RWTH Aachen nachgegangen, auch im Hinblick auf Westeuropäer in

¹ Jan Koneffke ist einer der Schriftsteller, die im Rahmen des deutsch-bulgarischen Literaturprojekts „Deutsche Reise nach Plovdiv“ ihre Bulgarien-Erfahrungen und -Eindrücke literarisch beschrieben haben. S. den Beitrag von Zwetelina Pantscheva in diesem Band.

bulgarischen Unternehmen. Unterschiedliche Zielorientierungen, Hierarchien und Vorstellungen von Kommunikationsabläufen spielen in langfristiger Zusammenarbeit eine ganz andere Rolle als in Reisebegegnungen. Während viele Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation wesentlich auf dem Vergleich unterschiedlicher kultureller Verhaltensweisen in bestimmten „Standardsituationen“ beruhen und eventuelle Empfehlungen sich an einem Ideal des Miteinander orientieren, sind bei einer Untersuchung des tatsächlichen Zusammenwirkens von Menschen aus verschiedenen Kulturen immer auch Machtverhältnisse, Integrations- und Ausschlusskriterien unterschiedlicher Gruppen und unterschiedliche Wahrnehmungen offizieller und tatsächlicher Entscheidungsstrukturen in den Blick zu nehmen.

2 Interkulturelle Managementforschung

Interkulturelle Kommunikation umfasst immer unterschiedliche Komplexitätsgrade:

- Mimik, Gestik,
- Sprache: Expressivität, Deutlichkeit, Tabu,
- Umgang mit Zeit, Raum, Nähe und Distanz,
- Umgang mit Familie, Freunden, staatlichen Institutionen, der Arbeitswelt,
- Werte und Lebensziele,
- Leben in einer fremden Umwelt zwischen Adaption und Kulturschock.

Auch die Managementforschung war gezwungen, Erkenntnisse über die Bedeutung kultureller Unterschiede auf verschiedenen Ebenen aufzunehmen, um die fehlende kulturelle Übertragbarkeit von Führungsmethoden und Organisationsstrukturen zu erklären. Bei der Zusammenarbeit von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen ist es Aufgabe des Managements, zur Herstellung von Gemeinsamkeit beizutragen, was nicht mit erzwungener Vereinheitlichung gleichgesetzt werden darf. Die Anleitung der Mitarbeiter kann durchaus auch nur darauf abzielen, zwischen unterschiedlichen Abteilungen oder Praktiken Verträglichkeit zu gewährleisten. Management muss aufgefasst werden als Bemühen um die beste Organisationsform zwischen:

- Selbstständigkeit und Kontrolle,
- Wechsel und Beständigkeit,
- starken und flachen Hierarchien,
- Eindämmung und Austragung von Konflikten.

3 Vorüberlegungen für beobachtende Untersuchungen

Bulgarien als Transformationsland hat den Übergang von einer staatlich gelenkten Wirtschaft zu einem freien Unternehmertum zu bewältigen. Das lange Zeit propagierte Ideal der Stabilität wird zunehmend abgelöst von einem Ideal schneller Anpassung und „kreativer Zerstörung“, wie es der Wirtschaftsforscher Schumpeter beschrieben hat (vgl. Sennett: 36 f.). Vom (oft nur schwer zu erwerbenden)

Vertrauen in die Vorteile einer solchen flexiblen Ordnung hängt insbesondere die Bereitschaft der Menschen ab, neue Risiken einzugehen und dabei vorübergehende Rückschläge in Kauf zu nehmen.

Ein erster Punkt für eine Untersuchung westlich geleiteter Unternehmen in Bulgarien ist die Erfassung offizieller Entscheidungsstrukturen, wobei festzustellen ist, auf welchen Positionen jeweils Westeuropäer und Bulgaren arbeiten, welche Konflikte und Reibungen innerhalb solcher Strukturen auftreten. Vor allem aber wäre zu untersuchen, ob es eine Praxis interkulturellen Managements gibt, auf welche Kenntnisse diese sich stützt, wo sie gelingt und wo sie scheitert. Management als Strukturierung von Kommunikationssituationen zwischen Gruppen kann Unterschiede verdeutlichen oder überspielen; es kann sich auf das Abstecken gemeinsamer Ziele beschränken oder umfassendes Lernen ermöglichen, sich aber auch im unterschiedlichen Umgang mit unterschiedlichen Beteiligten erschöpfen. Das Ziel interkulturellen Managements, die möglichst weitgehende Beherrschung von Kommunikationssituationen, ist damit tendenziell offen gegenüber einer Beherrschung der anderen durch Kommunikation, was jedoch durch eine persönliche Ethik, eventuell durch eine Unternehmensethik und durch ein Ideal des Miteinander eingehegt wird.

Zunächst sollen in holzschnittartiger Form drei hypothetische Ergebnisse einer Untersuchung westlicher Unternehmen in Bulgarien dargestellt werden:

- I. Aufgrund des oft fehlenden Einfühlungsvermögens der Westeuropäer, unterschiedlicher Vorstellungen über Hierarchien und Abläufe sowie mangelnder Dialog- und Lernfähigkeit auf bulgarischer Seite verzeichnen westliche Unternehmen in Bulgarien keine oder nur geringe Erfolge.
- II. Bulgarien wird zur Verfügungsmasse westlicher Unternehmen, denen es u. a. durch interkulturelles Management gelingt, Arbeitsprozesse zu ihren Gunsten zu strukturieren. Die Bulgaren richten sich, jeder nach seinen Möglichkeiten, in der Arbeitswelt des „neuen Kapitalismus“ ein.
- III. Interkulturelles Management führt zwischen westlichen MitarbeiterInnen (den Führungskräften?) und BulgarInnen (den ArbeiterInnen?) zu einem Klima der Vertrautheit – und damit sowohl zur gezielten Steuerung von Produktionsabläufen als auch zum langsamen Wachsen eines Gemeinschaftsgefühls.

Es war von Anfang an klar, dass das tatsächliche Ergebnis ein gemischteres Bild ergeben wird, nämlich: dass Branchen und einzelne Unternehmen sich sehr stark unterscheiden. Ich selbst hatte bei schriftlichen Anfragen (in Form von Fragebögen) im Zuge der Recherchen für meine Magisterarbeit erhebliche Schwierigkeiten, bei Unternehmen in Bulgarien auf ausreichende Resonanz zu stoßen. Eine Erklärung fand ich später in folgender prägnanter Bemerkung: „Letters are answered late, if at all“ (Richmond: 24). Formen eines „kettenförmigen“ bzw. „transitiven Vertrauens“ (Chavdarova: 296) und das Wirken eines „familiar face syndrome“ (Richmond: 7) lassen es in Bulgarien angeraten erscheinen, in solchen Fällen

persönlichen Kontakt zu suchen und dabei am besten auf Vermittlung beidseitig Vertrauter zurückzugreifen.

4 Konsequenzen wirtschaftlicher Transformation

Schon aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stammt die Charakterisierung der Bulgaren als pragmatisch, selbstbewusst und effizient – als „Preußen des Balkans“. Auch Richmond (161-163) erwähnt eine Reihe positiver Eigenschaften der Bulgaren wie Ordnungsliebe, Ruhe, Beständigkeit, Nüchternheit, Entschlossenheit. Unterschiede zu westlichen Denk-, Umgangs- und Organisationsformen sollten jedoch keinesfalls übersehen werden. Der mit dem Ende der Planwirtschaft erfolgte schnelle, chaotische und umfassende Wandel des wirtschaftlichen Umfelds führte in vielen bulgarischen Unternehmen zu einer „Schizophrenie zweier Richtungen“ (two way schizophrenia).

Ob der Versuch schneller Anpassung an dieses neue Umfeld oder gerade das Festhalten an bisherigen Organisationsformen besser wäre, schien oft unsicher. Notwendige Umstellungen wurden aus mangelndem Verständnis des Wandels oft über längere Zeit blockiert (vgl. Michailova: 59; 68). Die starke Ausrichtung auf Direktoren sowie staatliche Exportvermittler haben auch nach Einführung der Marktwirtschaft vor allem in weiterhin staatlichen Unternehmen zu einem „wait-and-see-Verhalten“ geführt und die Eigeninitiative von Beschäftigten gelähmt (vgl. Todeva: 54-56). Hierzu fehlte es wegen der früher bestehenden Arbeitsplatzgarantien auch an einer klaren und effizienten Zuordnung von Verantwortungsbereichen in Unternehmen (vgl. Kelemen/Hristov: 218 f.). Die Identifikation vieler Unternehmer und Firmenmanager mit der Aufgabe, für ihre Belegschaft zu sorgen, kann man positiv werten; jedoch verhindert sie Umstrukturierungen oft auch dort, wo eine starke Notwendigkeit besteht.

5 Verhandlungen

Westeuropäern oder Amerikanern fällt es manchmal schwer zu akzeptieren, dass für Verhandlungen in Bulgarien die Kommunikation über Briefe, Telefon oder Fax kaum ausreichen wird, um das nötige Vertrauen zu schaffen (vgl. Richmond: 170). Die Notwendigkeit, Kooperation neben vertraglicher Absicherung auf persönliches Vertrauen zu gründen, hat ihre Ursache in gewissen Mängeln des bulgarischen Justizsystems. Die Praxis vorsichtigen „Abtastens“ westlicher Partner führt häufig dazu, dass die bulgarische Seite bei Verhandlungen sehr umständlich wirkt (vgl. Richmond: 168; Fink/Meierewert: 73). Die Nähe zwischen geschäftlicher und persönlicher Beziehung kann, wenn schwierige Entscheidungen anstehen, auch leicht zu Enttäuschungen führen. Weil sie nicht negativ als „Spielverderber“ auftreten wollen, scheuen sich Bulgaren häufig, Vorschläge frühzeitig abzulehnen (vgl. Richmond: 164). Nachträgliche Veränderungen lange diskutierter Entscheidungen rufen dann freilich auf westlicher Seite Verärgerung hervor. Dass gerade die Angst vor Vertrauensverlust die Ursache der mangelnden Entschei-

dungsfreude ihrer bulgarischen Partner ist, wird von westeuropäischen Managern jedoch häufig verkannt (s. Fink/Meierewert: 74).

Auch fällt manchen Beobachtern auf, dass Bulgaren es wenig gewohnt sind, sich in Verhandlungen „gut zu verkaufen“ und professionell darzustellen (vgl. Richmond: 164). Versuche von Bulgaren, mit westlichen Unternehmen und Organisationen zu kooperieren, scheitern häufig an der Nichterfüllung formaler Ansprüche, was als Anzeichen mangelnder Professionalität und Ernsthaftigkeit angesehen wird.

6 Planung/Organisation

Durch die Arbeitsplatzgarantien im Kommunismus wurde nicht nur das Effizienzgebot außer Kraft gesetzt – vor allem kam es innerhalb von Betrieben zu einer Unterbewertung planerisch-organisatorischer Arbeit. Aufgestellten Regeln musste man keine große Beachtung schenken, während man im Westen die Schaffung von Regelungen anstrebte, mit deren Hilfe sich Formen der Arbeitsorganisation evaluieren und damit effektiv rationalisieren ließen. In kommunistischen Staatsbetrieben traten zudem Formen direkter Kontrolle neben diese Regelungen und machten sie teilweise unwirksam. Deshalb wird noch heute der Gedanke der Innovation auf allen Betriebsebenen zu wenig vermittelt, und die Risikofreude der Bulgaren beim Erproben neuer Strategien ist durch fehlendes gegenseitiges Vertrauen und eine geringe Fehlertoleranz seitens der oberen Managementebene geschwächt (vgl. Aaby/Marinov/Marinova: 28-34). Statt Selbstständigkeit und eigenes Denken der Mitarbeiter zu fördern, tendieren Topmanager dazu, den gesamten Entscheidungsspielraum für sich selbst in Anspruch nehmen zu wollen (vgl. Michailova: 16). Die Auswertung des Fragebogens, mit dem ich gearbeitet habe, und verschiedene von mir durchgeführte Interviews bestätigen die Aussage, dass in Bulgarien eine Praxis nüchtern-kritischen Austausches zur Verbesserung von Abläufen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen wenig etabliert ist und dass Vorgesetzte daher mehr auf eine Praxis der Manipulation von Mitarbeitern angewiesen sind als die meisten westlichen Manager (vgl. Aaby/Marinov/Marinova: 31). In der Managementliteratur besteht Uneinigkeit darüber, wie mit dieser Situation umzugehen ist. Während manche Ratgeber die Einbeziehung der Mitarbeiter und die Förderung von Eigeninitiative empfehlen („talk with them“ instead of „to them“), vertreten andere klar die Gegenposition: „present a plan for them to follow“ (vgl. Richmond: 24).

7 Umgang mit Information

Insgesamt mangelhaftes Wissensmanagement (mit fehlender Dokumentation und geringem Austausch von Wissen sowie geringer Bereitschaft zur Integration fremden Wissens [vgl. Michailova/Husted: 11 f.]) behindert nicht nur die innerbetriebliche Zusammenarbeit, sondern trägt in vielen Unternehmen zu einer „Die-und-Wir-Haltung“ der unterschiedlichen Gruppen bei (vgl. Michailova: 56). Teilweise

werden Mitarbeiter durch Erzeugung von betriebsinternen Ungewissheiten bewusst abhängig gehalten, um in der Kommunikation mit der „unternehmensrelevanten Umwelt“ auf ihre Kontakte nach außen zurückgreifen zu können. Da Arbeitsfelder nicht ausreichend abgegrenzt sind, verhindert auch Konkurrenzdenken einen freien internen Wissensaustausch. „Ineffektivität und Entmündigung mit flexibel agierenden ‚adhocracies‘ einzelner Abteilungen und Gruppen“ stellen typische betriebliche Handlungssituationen dar (vgl. Stojanov/Dittrich/Haferkemper/Schmidt: 213-217).

8 Motivation und Zusammenarbeit

Eine insgesamt „zu geringe Berücksichtigung der Einstellungen und Denkweisen der Arbeiter und Angestellten“ hat negative Auswirkungen auf deren Motivation (vgl. Ilieva: 280; 289). Wie es gelingen kann, in Anknüpfung an vorhandene Sichtweisen durch Erzeugung eines starken Firmenpatriotismus Motivation zu fördern und Unternehmen langsam umzugestalten, hat Stojanov am Beispiel eines großen Pharmaunternehmens unter westlicher Leitung dargestellt. Im mittleren Management wurde der Unternehmenserfolg als Instrument angesehen, die sozialen Verpflichtungen des Betriebs gegenüber den Beschäftigten zu erfüllen. Als (extremes) Gegenbeispiel stellt er ein Textilunternehmen mit einem separaten „belgischen Produktionsbereich“ dar, der anderen Abteilungen als Vorbild dienen sollte. Strenge Arbeitsorganisation und ein kompromissloser Umgang mit den Beschäftigten führten dort zu starken Konfrontationen zwischen Belegschaft und Management. Die Folge war Motivationsverlust und die Idealisierung der früheren Organisationskultur. Mangelndes Vertrauen in die Belegschaft von Beginn an und Erzeugung von „Angst zur Gewährleistung von Gehorsam“ sieht Stojanov in diesem Fall als Hauptgrund des Scheiterns an (vgl. Stojanov: 34-40).

9 Umgang mit Zeit

In Bezug auf den Umgang mit Zeit haben Fink und Meierewert (66; 75) für eine größere Auswahl europäischer Länder eine Unterteilung in drei unterschiedliche Kulturen vorgenommen:

- „England“, Belgien, Deutschland, (deutschsprachige) Schweiz, Österreich,
- Frankreich und Italien,
- Ost- und Mitteleuropa.

Für Mittel- und Osteuropa stellen sie auf mehreren Ebenen das Fehlen angemessener Regulierungen für den Umgang mit Zeit fest – mit der Konsequenz, dass Entscheidungsfindung nur unter Zeitdruck geschieht, mit häufiger Improvisation und Verschwendung der „Zeit der anderen“. Österreichische Manager bemängeln in Bulgarien einen hohen Zeitbedarf bei Problemlösungen, Risikoaversion sowie ein fehlendes Gefühl für die Zeit des Gegenübers (vgl. ebd.: 61 f.). Für Franzosen und Italiener als Vertreter so genannter polychroner Kulturen, in denen der Arbeitsprozess durch schrittweise Entwicklung und ständigen begleitenden kommu-

nikativen Austausch gekennzeichnet ist (vgl. ebd.: 69 f.), wäre Kritik weniger an der Zeitplanung und Fristerfüllung, sondern eher an mangelnder Entscheidungsfreude und Diskussionsbereitschaft der Bulgaren zu vermuten.

10 Getrübte Blicke

Wenn auch durch eine gewisse „Osterweiterung der medialen Berichterstattung“ Osteuropa in der westlichen Wahrnehmung insgesamt „verwestlicht“ (Sapper: 395), beeinflusst ein altes West-Ost-Ideologem mit Dichotomien wie rational – emotional, sachlich – mythologisierend, zukunftsorientiert – vergangenheitsorientiert, individuell – kollektiv (im Extremfall zivilisiert – barbarisch) weiter den westlichen Blick auf Osteuropa (vgl. J. Roth: 141). Mittel- und Westeuropa erscheinen als gebender, Ost- bzw. Südosteuropa als nehmender Teil (vgl. K. Roth 1988: 220). Das Tabu expliziter Bezugnahme auf dieses Problem ist noch immer ein Grund für viele Kommunikationsblockaden (vgl. J. Roth: 142 f.).

In Bulgarien selbst dagegen haben die großen Schwierigkeiten der Umbruchphase, in der sich die Bulgaren kaum als Akteure erleben konnten, zu einer ausgeprägten sozialmoralischen Orientierungskrise geführt (vgl. Gabanyi: 24). Der pessimistische Blick auf die eigene Schwäche, für die oft noch das „osmanische Joch“ verantwortlich gemacht wird (vgl. Geier: 99), prägt das Alltagsbewusstsein vieler Menschen und führt zu Resignation. Westeuropa und die Stärken der Westeuropäer werden dann zum Gegenbild der eigenen Situation verklärt. Umgekehrt verkennen die Westeuropäer die Schwierigkeiten des bulgarischen Alltags und unterstellen den Bulgaren implizit eine Art falschen Denkens. Wenn das bulgarische Vorgehen sich vom westlichen unterscheidet, wird schnell der Vorwurf mangelnder Orientierung am richtigen Weg laut. Bulgarischen Anstrengungen, sich westliche Ziele und Vorgehensweisen zu eigen zu machen, begegnen Westeuropäer dagegen oft mit dem Vorwurf oberflächlicher Nachahmung.

Ein „Defizit an Überschaubarkeit“ ist nach Klaus Roth (1998: 38) eine wesentliche Eigenschaft der westlichen Moderne, welche „durch offene Gesellschaften, dynamischen Wandel, starken Individualismus und Partikularismus sowie durch einen Pluralismus gesellschaftlicher Werte und Normen gekennzeichnet ist.“ Daher herrscht im Blick auf westliche Errungenschaften in Bulgarien ein „instrumentelles, utilitaristisches Bild“ vor; ein „politisches oder staatsbürgerliches Bild existiert dagegen noch kaum“ (Kabakchieva). Die Forderung nach offenen Debatten, Pluralismus und Respekt für Opponenten erscheint nach langen Zeiten der Not und der gesellschaftlichen Zersplitterung als abstraktes Gebot, dessen versprochene Vorteile sich kaum mit Alltagspraktiken in Verbindung setzen lassen: „Europa“ bzw. die EU werden „zum Standard und zur Norm, zur begehrten Zukunft und wohlverdienten Vergangenheit“ Bulgariens (ebd.), bleiben jedoch letztlich unerreichbar. Diese hoch angelegte Norm des Europäertums bringt für die Bulgaren – wie auch für andere „sich selbst kolonisierende Kulturen“ (vgl. Kjossev) zukünftiger oder potentieller EU-Mitglieder – eine fragile und für Ungleichheiten

empfindliche europäische Identität mit sich. Fehlendes Selbstvertrauen und die Angst vor negativer Kritik seitens der etablierten „Europäer“ (Westeuropäer) können sich mit Depressionen und einem „Gefühl der Hilflosigkeit“ verbinden (vgl. Richmond: 164).

11 Übereinander lernen

Für einen gelingenden Dialog zwischen Westeuropäern und Bulgaren wird es beiderseits nötig sein, das Verständnis für gesellschaftliche Entwicklungen im jeweils anderen Land zu stärken. Für die Westeuropäer in Bulgarien heißt dies nicht zuletzt, auch ein besseres Verständnis für die Voraussetzungen der positiven Seiten ihrer Herkunftskulturen zu entwickeln, die in Bulgarien noch nicht gegeben sind. Die Bulgaren zu ermutigen, ihre Sichtweisen offen in die Diskussion einzubringen und auch Risiken einzugehen, um neue Wege zu finden, und die Westeuropäer aufzufordern, sich mit ihrem Wissen nicht über die Bulgaren zu stellen, sondern vermehrt nach Möglichkeiten des gemeinsamen Lernens zu suchen, sind aus meiner Sicht wichtige Voraussetzungen für eine Begegnung auf Augenhöhe, in der es beiden Seiten gelingt, sich weder als Zwerge noch als Riesen zu empfinden.

Literatur

- Aaby, Nils-Erik/Marinov, Marin/Marinova, Svetlana (1997): Managers' Characteristics. Results from an Explanatory Comparison of Young Managers in Bulgaria and USA and its Implications for Management Education in Bulgaria. In: Journal for East European management studies, H. 1, 22-34.
- Chavdarova, Tanja (1999): Formen marktwirtschaftlicher (Des-)Integration. Erneuerung und Restauration. In: Krämer, Hans Leo/Stojanov, Christo (Hg.): Bulgarien im Übergang – Sozialwissenschaftliche Studien zur Transformation. Bergisch Gladbach, 289-320.
- Fink, Gerhard/Meierewert, Sylvia (2004): Issues of time in international intercultural management: East and Central Europe from the perspective of Austrian managers. In: Journal for East European management studies, H. 1, 61-79.
- Gabanyi, Anneli Ute (1997): Revolutionen in Ostmitteleuropa. Ursachen, Gemeinsamkeiten, Perspektiven. In: Osteuropa, H. 1, 3-25.
- Geier, Wolfgang (2001): Bulgarien zwischen West und Ost vom 7. bis 20. Jahrhundert. Sozial- und kulturhistorisch bedeutsame Epochen, Ereignisse und Gestalten. Wiesbaden.
- Ilieva, Snejana (1999): Work Attitudes in Transition. Some Implications for Management of Organizational Change in Bulgaria. In: Journal for East European management studies, H. 4, 279-291.
- Kabakchieva, Petya (2003): Eurolokale Perspektiven über die EU (aus: Transit). In: <http://www.eurozine.com/article/2003-08-11-kabakchieva-de.html>. (Stand: 01.12.2004)

- Kelemen, Mihaela/Hristov, Latchezar (1998): From Centrally Planned Culture to Entrepreneurial Culture. The Example of Bulgarian and Romanian Organisations. In: *Journal for East European management studies*, H. 3, 216-226.
- Kjossev, Alexander (1998): Bemerkungen zu den sich selbst kolonisierenden Kulturen. In: Oroschakoff, Haralampi (Hg.): *Bulgariaavantgarde. (Zur Ausstellung Kräfteressen II.)* Köln, 35-45.
- Koneffke, Jan (1999): *Gulliver in Bulgarien*. Heidelberg.
- Michailova, Snejina (1996): Approaching the Macro-Micro Interface in Transitional Societies. Evidence from Bulgaria. In: *Journal for East European management studies*, H. 1, 43-70.
- Michailova, Snejina/Husted, Kenneth (2004): Decision making in organisations hostile to knowledge sharing. In: *Journal for East European management studies*, H. 1, 7-19.
- Richmond, Yale (1995): *From Da to Yes. Understanding the East Europeans*. Yarmouth.
- Roth, Juliana (1999): Ost und West in Europa. Barrieren für die Interkulturelle Kommunikation im Integrationsprozess. In: Sundhaussen, Holm (Hg.): *Osteuropa zwischen Integration und Differenz. Probleme europäischer Integration und kultureller Differenzierung*. Frankfurt a. M./Berlin, 127-146.
- Roth, Klaus (1988): Wie „europäisch“ ist Südosteuropa? Zum Problem des kulturellen Wandels auf der Balkanhalbinsel. In: Bringéus, Nils-Arvid/Meiners, Uwe/Mohrmann, Ruth/Sauermann, Dietmar/Siuts, Hinrich (Hg.): *Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günther Wiegmann*. Bd. 1. Münster, 219-233.
- Roth, Klaus (1998): „Bilder in den Köpfen“. Stereotypen, Mythen, und Identitäten aus ethnologischer Sicht. In: Heuberger, Valeria/Suppan, Arnold/Vyslonzil, Elisabeth (Hg.): *Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen*. Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, 21-44.
- Sapper, Manfred (2002): Kontinuität im Wandel. Zur Zukunft von OSTEUROPA in Europa. In: *Osteuropa*, H. 4, 395-404.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Stojanov, Christo/Dittrich, Eckhard/Haferkemper, Michael/Schmidt, Gert (1997): Betriebliche Transformation und gesellschaftlicher Wandel. Die machtsociologische Perspektive. In: Dittrich, Eckhard/Fürstenberg, Friedrich/Schmidt, Gert (Hg.): *Kontinuität im Wandel. Betriebe und Gesellschaften Zentraleuropas in der Transformation*. München/Mering, 205-220.

- Stojanov, Christo (1997): Die postsozialistische „Revolution der Manager“. Betriebliche Transformationsmuster beim Übergang zur Marktwirtschaft. In: Dittrich, Eckhard/Fürstenberg, Friedrich/Schmidt, Gert (Hg.): Kontinuität im Wandel. Betriebe und Gesellschaften Zentraleuropas in der Transformation. München/Mering, 21-46.
- Todeva, Emanuela (1996): Dynamics of management practices in Eastern Europe. In: Journal for East European management studies, H. 4, 47-68.

Fremde Sprachbilder in Phraseologismen mit unikalenen Elementen

Darina Genadieva (Varna)

1 Einführung

Bilder, die durch Wörter vermittelt werden, bleiben während der gesellschaftlichen und sprachlichen Entwicklung nicht konstant. Sowohl in der eigenen als auch in fremden Sprachen können die Sprachbilder verfremdet werden und zum Entstehen neuer Semantik führen. Somit bilden sich bei der Kommunikation zwischen den Bulgaren, Deutschen und Österreichern nicht nur sprachliche Barrieren heraus, die durch das Erlernen der jeweiligen Sprache behoben werden können, sondern auch kulturbedingte Raster, die nicht ohne weiteres zu sprengen sind. Gleiche oder ähnliche Erscheinungen und Werte werden mit verschiedenen Bildern im mentalen Lexikon assoziiert und mit jeweils unterschiedlichen Sprachmitteln wiedergegeben. Umgekehrt sind in einer Kultur usualisierte Sprachmittel im Gebrauch, welche die Sprecher anderer Sprachen miss- oder nicht verstehen. Bei nicht-benachbarten Kulturen, wie es bei Bulgarien und Deutschland bzw. Österreich der Fall ist, kann dieser Prozess der Sprachentwicklung deutlich dargestellt werden. Parallel dazu verläuft dieselbe Entwicklung innerhalb einer Sprache. Den Sprechern der Gegenwart bleibt der veraltete Wortschatz fremd oder er wird im Laufe der Zeit auf eine überraschende Art und Weise neu interpretiert.

Am Beispiel der Phraseologismen mit unikalen Elementen wird hier die Verständlichkeit und Nicht-Verständlichkeit im Prozess der Entwicklung der bulgarischen und der deutschen Sprache behandelt. Es werden feste Redewendungen untersucht, in denen eine Komponente in der Gegenwartssprache nicht mehr als selbstständiges Wort existiert und somit als „unikal“ bezeichnet werden muss. Die unikale Komponente kann nur im Rahmen der Wortgruppe vorkommen und unterscheidet sich dadurch deutlich von den anderen Lexemen.

Der Terminus „Unikalität“ stammt aus der Morphologie: Als unikales Morphem, auch „Himbeermorphem“ genannt, bezeichnet man ein in der Sprache nur einmal vorkommendes Kompositionsglied, dessen Bedeutung synchron nicht mehr analysierbar ist. In den Phraseologismen sind die unikalen Komponenten nicht immer leicht festzustellen, denn es gibt selten identische Strukturen, die sich nur durch das unikale Element unterscheiden. Außerdem tragen sie zur Steigerung der Idiomatizität bei und lassen die Gesamtbedeutung der Wortverbindung aus den einzelnen Elementen nicht mehr erschließen. Die Sprecher suchen meistens nach einer sinnvollen Interpretation, wobei die unikale Komponente aus ihrer phraseologischen Gebundenheit herausgelöst und in einer remotivierten Bedeutung verwendet wird. Im Prozess der Unikalien-Bildung können folgende Etappen differenziert werden:

- Polysemie: Aus der freien Bedeutung entwickelt sich eine übertragene Bedeutung;
- Demotivierung: Eine (oder mehrere) typische kontextgebundene Gebrauchsweise(n) wird (werden) bevorzugt;
- Phraseologisierung: Zum Schluss bleibt nur noch der phraseologische Gebrauch.

Dieser Prozess wird vom Veralten der Wörter in einer Sprache beeinflusst und läuft mit unterschiedlicher Geschwindigkeit ab. In einzelnen Fällen kommt es zur Remotivierung, wobei die ursprüngliche Bedeutung verfremdet wird und eine neue, sinnvolle Bedeutungserläuterung entsteht.

Die meisten der in der deutschen Gegenwartssprache „als unikal gehandelten Elemente sind in den Wörterbüchern des 18. Jahrhunderts verzeichnet“ (Häcki-Buhofer: 135). Die diachrone Analyse lässt also den Prozess der Phraseologisierung im Deutschen erfassen und als abgeschlossen bezeichnen. In der bulgarischen Sprache dagegen kann man die einzelnen Etappen am Beispiel der Entlehnungen aus dem Türkischen noch deutlich nachvollziehen.

2 Zur Definition

Phraseologisch isolierte (gebundene) Wörter und Wendungen, auch „Unikalia“ genannt, sind diejenigen, die außerhalb des Konstituentenbestands der Phraseologismen nicht vorkommen (s. Fleischer: 42 f.). Laut Definition gibt es also im synchronischen Aspekt keine gleichlautenden bzw. keine gleichbedeutenden freien Lexeme in der Sprache. Čermak spricht in diesem Fall vom „zero sign“, weil der

unikalen Komponente keine eigene Bedeutung zugeschrieben werden kann. Sie wird auch nicht selbstständig verwendet. Als „unikal“ werden mit Bezug auf das Bulgarische auch die Wörter bezeichnet, die in der gegenwärtigen Hochsprache und besonders nach der Wende nicht mehr produktiv und nicht allgemein verständlich sind und nur in einzelnen Wendungen vorkommen. Die phraseologische Gesamtbedeutung kann nicht aus der Summe der lexikalischen Einzelbedeutungen erschlossen werden, so dass das Merkmal Idiomatizität entsteht. In den Wendungen „frank und frei“, „gang und gäbe“ werden die Elemente „frank“ und „gang“ als Wortformen wahrgenommen, weil sie von den Sprechern als veraltet angesehen werden (s. Burger: 31).

In einigen Phraseologismen gibt es auch gleichlautende Elemente (Homonyme), die als morphologische oder lexikalische Formen aufgefasst werden. Diese Erscheinung in der deutschen Gegenwartssprache muss berücksichtigt werden, um mögliche Fehldeutungen zu vermeiden, z. B. „die Hut“ in der Wendung „auf der Hut sein“ und „der Hut“ im Sinne von „Kopfbedeckung“. Beim phraseologischen Gebrauch handelt es sich um die Gesamtbedeutung „aufpassen“. Das heute allgemein bekannte Substantiv hat weder dasselbe Genus noch dieselbe Bedeutung wie das unikale Element. Für Laien wäre das Erschließen der Bedeutung von „Hut“ innerhalb der Wendung „auf der Hut sein“ nicht möglich und semantisch von „der Hut“ nicht zu unterscheiden.

Das Konzept der Unikalität setzt eine überindividuelle, sozial wirksame Konzeption der Sprache voraus. Aus dieser Perspektive kann die Bildung der Unikalien in der Sprache als ein semantischer Strukturverlust gewertet werden – und gleichzeitig als Endpunkt der Lexikalisierung. Aus grammatischer Sicht bedeutet Unikalisation Verlust von Strukturmerkmalen mit Bezug auf die Flexions-, Kompositions- und Kombinationsmöglichkeiten.

Das veraltete und selten gebrauchte Wortgut kommt nicht mehr frei vor, sondern nur in phraseologischen Wortgruppen, welche die Merkmale Stabilität und Idiomatizität aufweisen. In lexikographischer Hinsicht gibt es eine Tendenz, unikale Elemente als Lemmata mit der Anmerkung „nur in der Wendung ...“ einzusetzen.

3 Kriterien bei der Abgrenzung von Unikalien

Als Abgrenzungskriterien werden bei Fleischer, Dobrovolski und Dobrovolski/Piirainen (zit. nach Häcki-Buhofer: 128) folgende Merkmale genannt:

3.1 Veraltete Wörter

Eine Komponente kann unikal werden, weil sie im freien Gebrauch veraltet ist: „Präsentierteller“ in der Bedeutung von „Teller, auf dem vor allem Visitenkarten überreicht werden“. Nach Fleischer ist eine Zwischenstufe im Prozess der Unikalienbildung erreicht, wenn die lexikalische Einheit als veraltet, aber auch als gehoben bezeichnet wird.

3.2 *Fachsprachliche Wörter*

Eine Komponente kann unikalisiert werden, weil sie als freies Lexem (z. B. „Drehwurm“) an einen eng fachsprachlichen Gebrauch gebunden ist: „einen Drehwurm haben/kriegen“. In der Redewendung steckt die volkstümliche Bezeichnung für die Blasenfinne eines Bandwurms im Gehirn von Haustieren. Diese leiden dadurch an Gleichgewichtsstörungen und drehen sich im Kreise (Duden 11: 159). In der Gegenwartssprache ist diese Bedeutung verloren gegangen. Obwohl die im Duden angeführte Erklärung eher als volkstümlich und weniger als fachsprachlich zu bewerten ist, wie die Autoren angeben, bleibt die Assoziation mit dem technischen Bereich unumstritten.¹

Auch im Bulgarischen kann ein Prozess der Desemantisierung nachgewiesen werden. Der bautechnische Begriff „*клин*“ („Keil“) ist aus der Redewendung „*клин клин избива*“² als Wortform, aber weniger als Begriff bekannt.

3.3 *Homonyme*

Aus der Perspektive der Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache ist diese Gruppe besonders interessant und kann zu Bild- und Wortspielen motivieren. Eine Komponente, die außerhalb des Phraseologismus nur Homonyme oder „Quasihomonyme“ hat, wird als unikal aufgefasst, z. B. „mit Kind und Kegel“. „Kegel“ wird im gegenwärtigen Deutschen im Sinne von Spielfigur für das Kegelspiel oder in der Mathematik als Bezeichnung für eine geometrische Figur gebraucht. Die Redewendung bedeutet jedoch „mit der ganzen Familie“ und geht laut Duden auf das veraltete Wort für „uneheliches Kind“ zurück.

3.4 *Nicht-produktive Morphologie*

Der feste oder fehlende Dativ kann z. B. auch zur Grundlage für die Phraseologisierung einer Komponente werden, wenn die entsprechende grammatische Form in der Sprache nicht mehr produktiv ist, z. B.: „zu Buche schlagen“, „zu Hause“ (fester Dativ); „für die Katz“ (fehlender Dativ).

3.5 *Fremdwörter und Lehnwörter*

Diese Gruppe wird von den oben zitierten Autoren als Abgrenzungskriterium nicht ausdrücklich definiert. Das Eindringen der Fremdwörter, die sich morphologisch oder semantisch nicht in die Sprachstruktur einordnen lassen, wird jedoch zur Grundlage für die Bildung der Unikalia in der jeweiligen Sprache. Die Phraseologismen „Friedenspfeife“/„*(изпушвам) лулата на мира*“ oder „das Kriegsbeil begraben“/„*заравям томахащата*“ gibt es sowohl in der deutschen als auch in der bulgarischen Sprache. Die Bezeichnungen haben aber kein freies Korrelat in die-

¹ Vgl. auch: „Drehscheibe“, „Drehstrom“, „Drehzahl“ usw.

² S. Punkt 4.2.

sen Kulturen und können folglich nur aus der Literatur bekannt sein – wenn nicht als Realien, dann als Vorstellungen oder als Spielzeug, die in die europäische Kultur übernommen wurden.

Das Bulgarische weist dagegen eine Mehrzahl von Entlehnungen aus dem Türkischen auf, die im Prozess der Sprachentwicklung als dialektal, veraltet oder umgangssprachlich angesehen werden und wegen der beschränkten Produktivität zum Bestand der Phraseologie übergehen. Aus diesem Grund wird dieses Kriterium als besonders wichtig für die bulgarische Gegenwartssprache erachtet.

4 Etappen der Unikalien-Bildung

4.1 *Polysemie*

Aus der freien Verwendung entwickelt sich eine übertragene Bedeutung.

4.2 *Demotivierung*

Eine (oder mehrere) typische kontextgebundene Gebrauchsweise(n) wird (werden) bevorzugt, z. B.: „klipp und klar“ (dt.): „unmissverständlich, klar und deutlich“, „klipp“ (ndt.): „passend“ zu „klippen“ (lautm.): „passen“; „клин клин избива“ (bg.): „ein Keil stößt den anderen aus“, was „durch eine entschlossene Handlung kann man einen Schaden ausbessern“ bedeutet.

4.3 *Phraseologisierung*

Schließlich bleibt nur der phraseologische Gebrauch, z. B.: „ins Fettnäpfchen treten“ (dt.): „Fettnäpfchen“ oder „Fauxpas“ für „soziales Fehlverhalten“. Das Verb „treten“ ist kein obligatorisches Element mehr, Varianten des Phraseologismus sind möglich. Zahlreiche Belege dazu sind in den Textkorpora aufgenommen worden. Weitere Beispiele: „ни в клин, ни в ръкав“ (bg.)³: „ohne jeden Zusammenhang“; „ставам на/като чироз“ (bg.): „mager (wie eine Dörrmakrele) werden“. „Чироз“ in der Bedeutung „Dörrmakrele“⁴ ist nur unter Fischern und Biologen bekannt.

4.4 *Remotivierung*

Es entsteht eine neue, sinnvolle Bedeutungserläuterung, die in der Sprach- oder Kulturgemeinschaft als Semantik etabliert wird, z. B.: „mit Kind und Kegel“ (dt.): „mit ehelichen und unehelichen Kindern“. Aufgrund der Homonymie von „Kegel“ wird eine glaubwürdige Motivation erfunden: „mit Kindern und Spielzeug“,

³ S. auch Punkt 3.2

⁴ Das Wort „чироз“ wird bei Nikolova-Gălăbova/Gălăbov als „Stockfisch“, bei Endler als „Makrele“ übersetzt. Der Unterschied in den beiden Wörterbüchern bestätigt die These über den begrenzten Gebrauch des Begriffs innerhalb der Fachkreise.

also „mit allen unwichtigen Haushaltsstücken“. Im Bulgarischen konnte kein passendes Beispiel zur Remotivierung gefunden werden.

Als Ergänzung zu Punkt 3.3 kann eine Reihe von bulgarischen Phraseologismen aufgelistet werden, die Turzismen als unikales Element enthalten. Als unikal werden in diesem Fall jene Wörter bezeichnet, die in der gegenwärtigen Hochsprache und besonders nach der „Wende“ nicht mehr produktiv, in der Gesellschaft nicht allgemein verständlich sind und nur in einer Redewendung vorkommen. In der Vergangenheit, während des türkischen Jochs und in der Zeit nach der Befreiung, waren diese Wörter jedoch durchaus verständlich und gebräuchlich und wurden in den *Речник на българският език (Wörterbuch der bulgarischen Sprache, 1985-1904)* von Najden Gerov aufgenommen. Es handelt sich also in diesem Fall nicht um einen abgeschlossenen Prozess in der bulgarischen Sprache, sondern um eine Entwicklungstendenz, die vom jeweiligen politischen und sozialen Kontext der Sprecher stark beeinflusst wird.

In einigen Phraseologismen sind die Elemente eindeutig als Archaismen zu definieren, z. B.: „пукал“ („Tontopf“) in „мълча като пукал“ („lange schweigen“); „гологан“ („kleine Kupfermünze“) in „черен гологан не се губи“ („kleine, unauffällige Leute kommen immer durch“); „диван-чапраз“ in „стоя диван-чапраз“ („in Anwesenheit von älteren Personen sich respektvoll verhalten“, „jemandem die Ehre erweisen“).

Andere Elemente gelten zwar als veraltet oder dialektal, werden aber von einer Vielzahl von Sprechern mehr oder weniger richtig mit der ursprünglichen Bedeutung assoziiert. Bei dieser Gruppe ist der Prozess noch in der ersten Etappe der Polysemie, z. B.: „галош“ („Gummischuh“) in „тъп като галош“ („sehr dumm“, „dumm und dämlich“); „катран“ („Pech“) in „черен като катран“ („schwarz wie Pech“); „бисер“ („Perle“) in „зъби (бели) като бисер“ („Zähne, weiß wie Perlen“).

In der Syntax weisen diese Phraseologismen die gleiche Struktur auf: Allen liegt der Vergleich zugrunde, die verbindende Komponente „wie“ ist obligatorisch. Diese Besonderheit erleichtert die Feststellung einer unikalenen Komponente innerhalb der Wortgruppe.

Die Gruppe der Phraseologismen mit unikalenen Elementen kann im Bulgarischen durch die Ethnonyme erweitert werden, z. B.: „хитър като ингилизин“ („schlau wie ein Engländer“). Der Phraseologismus wird zuerst in Petko Slavejkovs Sammlung „bulgarischer Gleichnisse und Sprichwörter“ (*Български притчи и пословици или характерни думи, 1889-1897*) erwähnt, die Wortform „ингилизин“ gilt heute als veraltet. Es stellt sich dabei die Frage, inwieweit die Phraseologismen mit Turzismen in der bulgarischen Gegenwartssprache präsent sind, d. h. inwieweit sie von den Sprechern der bulgarischen Gemeinschaft verstanden und gebraucht werden.⁵

⁵ Untersuchungen dazu mit Bezug auf die Altersgruppe der Sprecher hat Stojanov (197) unternommen.

5 Zusammenfassung

Man kann behaupten, dass das Element der Unikalität in den Phraseologismen eine überindividuelle, als sozial aufgefasste Konzeption der sprachlichen Inhalte voraussetzt. Die Entstehung neuer Bilder im mentalen Lexikon und ihre Versprachlichung ist ein Prozess, der mit der gesellschaftlichen Entwicklung eng zusammenhängt und die Begegnung mit fremden Kulturen umso interessanter macht.

Sowohl in der deutschen als auch in der bulgarischen Sprache weist die Veränderung der Wortsemantik mehrere Etappen bis zur Unikalien-Bildung auf. Obwohl die Bedeutung der Unikalia nur diachron korrekt zu erschließen ist, neigen die Sprecher innerhalb ihrer Sprach- oder Kulturgemeinschaft zu einer Erklärung, die auf synchroner Ebene auf neuen Assoziationen und auf Remotivation beruht.

Eine Quelle für die Entstehung unikaliger Komponenten bildet nicht nur das dialektale, veraltete oder umgangssprachliche Wortgut, sondern auch Fach- und Fremdwörter, die über die Medien in die Alltagssprache eindringen. Im Allgemeinen sind kultur- und sachgeschichtliche Erläuterungen, welche die ursprüngliche Motivation verständlich machen, bei der Vermittlung der jeweiligen Fremdsprache durchaus sinnvoll. Auf synchroner Ebene ist die Erfassung der unikaligen Sprachelemente in zweisprachigen phraseologischen Wörterbüchern eine wichtige Aufgabe für die Germanisten und Bulgaristen, um unproblematische Sprachverständigung sowie inhaltlich und formal korrekte Sprachproduktion zu ermöglichen.

Literatur

- Häcki-Buhofer, Annelies (2002): „Unikalia“ im Sprachwandel. In: Piirainen, Elisabeth/Piirainen, Ilpo Tapani (Hg.): *Phraseologie in Raum und Zeit*. Baltmannsweiler, 125-160.
- Burger, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- Čermak, František (1988): On the Substance of Idioms. In: *Folia linguistica*, H. 22, 413-438.
- Duden (1996): Bd. 11: Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. *Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Mannheim.
- Endler, Dieter (1987): *Wörterbuch Bulgarisch-Deutsch*. Leipzig.
- Fleischer, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- Николова-Гълъбова, Жана/Гълъбов, Константин (1977): *Българско-немски фразеологичен речник*. София.
- Стоянов, Красимир (2000): *Цветните думи – цветът на думите или думите за цветя*. В: *За думите и речниците. Лексиколожки и лексикографски четения* 98. София.

Kritische Anmerkungen zum Aspekt „Geschichte“ in den DaF-Lehrwerken *Tangram*, *em* und *Deutsch ist in*

Ivanka Taneva (Plovdiv)

1 Geschichtsvermittlung im DaF-Unterricht

Die Behandlung des im Titel bezeichneten Problems erweist sich schon deshalb als kompliziert, weil das Thema des interkulturellen Lernens, zu dem auch der Schwerpunkt „Geschichte“ gehört, im Zeitalter der Globalisierung unter allen möglichen Aspekten in einer geradezu unüberschaubaren Vielzahl von Veröffentlichungen betrachtet worden ist. Unter „interkulturellem Lernen“ wird hier, ohne näher auf die zahlreichen Debatten über den Begriff selbst einzugehen, in Anlehnung an Gnutzmann (69) Folgendes verstanden:

Schaffung eines Bewusstseins für eine kulturspezifisch geprägte Abhängigkeit des Denkens und Handelns, Kenntnis allgemeiner Parameter (z. B. Religion, Rolle der Geschlechter), nach denen Kulturen sich unterscheiden, Überwindung von Ethnozentrismus, Grundlegung von Toleranz, Akzeptanz von Ethnizität, rationaler Umgang mit Kulturkonflikten und Kulturrelativismus, Offenheit gegenüber neuen Ideen und Wertvorstellungen, Fähigkeit und Bereitschaft, seine Verhaltensmuster zu verändern.

Zwar ist der hohe Stellenwert der Geschichts- als Partner- und Bezugswissenschaft des Deutschen als Fremdsprache unbestreitbar, die Form der Umsetzung sowie der Umfang des historischen Wissens, das einem Fremdsprachenlernenden zugemutet werden kann, ohne damit den eigentlichen Spracherwerbsprozess zu beeinträchtigen, bleiben jedoch problematisch. Die Frage, warum überhaupt auf „Geschichtliches“ zugegriffen wird, wo man im Unterricht doch viel „interessantere“ Stoffe aus der Gegenwart einsetzen könnte, beantwortet Koreik (1997: 332) mit dem „Erklärungswert für die Gegenwart“ und fragt weiters danach, „welche Ereignisse, welche Erfahrungen (...) die Gegenwart in besonderem Maße [prägen] und (...) als Phänomen des Aktuellen herangezogen werden können“ (ebd.). Der Objektivität wegen vermissem ich jedoch exakte Kriterien bezüglich des richtigen Zeitpunkts für die Geschichtsvermittlung im Unterricht. Weimann/Hosch (137) empfehlen, die historische Perspektive dann „als Ergänzung zum besseren Verständnis von Lehrbuchtexten“ einzubeziehen, „wenn deren ‚Sinn‘ nicht ohne zusätzliche historische Information erschlossen werden kann“, eine Trivialität, welche sie mit der Nichtkenntnis der jeweiligen konkreten Unterrichtssituation rechtfertigen. Koreik (vgl. 2001: 1273) wiederum führt diesbezüglich folgende wichtige Parameter an: das Sprachniveau der Deutschlernenden, den Standort (Deutschland, Ausland) und die Zusammensetzung der Lernergruppe, die ebenfalls variieren kann. Dabei darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass sowohl ein unangemessener Inhalt als auch eine unangemessene Form der Geschichtsvermittlung sich kontraproduktiv auf den Lernerfolg auswirken. Als sehr geeignet für die Behandlung im DaF-Unterricht betrachtet Koreik (ebd.: 1274) „die Geschichte der deutschsprachigen Länder nach 1945 (...), wobei je nach Thematik die Vorgeschichte nicht unberücksichtigt bleiben kann.“ Anderen Autoren zufolge soll die neuere Zeitgeschichte – und hierbei im Besonderen die relativ kurze Zeitspanne vom Mauerbau bis zum Mauerfall – thematisiert werden, die vor allem für Deutschlernende aus Osteuropa einen wichtigen Ansatzpunkt für Reflexionen darstellt (s. Bittorf: 30).

Was die Vermittlung des Nationalsozialismus im DaF-Unterricht anbelangt, so erschien erst 1993 ein dieser brisanten Problematik gewidmeter Sammelband (s. Warmhold/Koeppel/Simon-Pelanda); prinzipiell gilt es als fragwürdig, ob sie überhaupt in den DaF-Unterricht „gehört“. Lorenz (102) z. B. berichtet über deren Aussparung im DaF-Unterricht mit Lernenden aus den USA. Brandts (68) erachtet sie als „völlig unangemessen“ für den Sekundarbereich, räumt jedoch ein, dass etwa bei dem Versuch, französischen Schülern das heutige Deutschland verständlich zu machen, man nicht darum herum kommt, sich mit dem Thema Nationalsozialismus zu befassen, das (...) in der zeitgenössischen deutschen Kultur und Literatur allgegenwärtig ist (ebd.: 69). Es sei aber Vorsicht geboten, da es die „mehr oder minder unterschwellige Tendenz unterstützt, ‚deutsch‘ mit ‚Nazi‘ gleichzustellen“ (ebd.: 71). In einem DaF-Forum – im Internet abrufbar unter <http://www.fasena.de/> – werden Anregungen und aktuelle Diskussionen zum

„Thema NS und Holocaust im DaF-Unterricht“ veröffentlicht. Alle beteiligten DaF-Spezialisten erachten es für unerlässlich, den möglichen Einfluss des Faktors „Geschichte“ auf individuelle Lebengeschichten sichtbar zu machen. Insgesamt scheint das Bemühen um eine multiperspektivische Geschichtsvermittlung – neben Geschichten der Opfer auch Geschichten und Motive von Tätern, Mitläufern und Zuschauern aufzuzeigen – sehr groß zu sein, ist (sind) doch eine (mehrere) Fremdperspektive(n) auf die Geschichte schlichtweg unentbehrlich und die Konfrontation der Außen- mit der Innenperspektive für beide Seiten von Vorteil (s. Koreik 1995; 1997; 2001). Dabei geht es nicht um das Einpacken präziser „faktischer“ Geschichtskennntnisse, sondern – ohne allerdings zu große Erwartungen an die Geschichte zu stellen (vgl. Koreik 1997: 340) – um das Begreifbarmachen des Gegenwärtigen durch das Vergangene.

Die Wahl des angemessenen historischen Ansatzes sollte folglich durch den „Erkenntniswert für aktuelle Sachverhalte sowie [die] Bedeutung für das tägliche Leben“ (Koreik 1995: 126) und besonders durch die „verstärkte Berücksichtigung alltags-, begriffs-, mentalitäts- und sozialgeschichtlicher Forschungsergebnisse“ (ebd.: 141) bestimmt werden. Auch wird empfohlen, Geschichte „von unten, aus der Sicht der Betroffenen, Beteiligten, Erleidenden darzustellen“ (Ackermann: 78).

2 Geschichtsvermittlung durch DaF-Lehrwerke

Mithilfe einer Klassifizierung von DaF-Lehrwerken nach ihrem Grad der Thematisierung und Quantität ihres geschichtlichen Inhalts lassen sich folgende „Typen“ unterscheiden (vgl. Roche: 23): DaF-Lehrwerke,

- in denen Geschichte gar nicht thematisiert wird,
- die Geschichte ohne erkennbare Systematik eher durch Anekdoten erwähnen,
- die an literarischen Zeitdokumenten interessiert sind, in denen die Chronologie historischer Ereignisse in den Vordergrund gestellt wird, und
- die sich ansatzweise mit der Relevanz der Geschichte für die heutige Zeit auseinandersetzen.

Die Lehrwerke *Tangram*, *em* und *Deutsch ist in* lassen sich dem letzten Typ zuordnen. Im Folgenden sollen sie hinsichtlich der behandelten historischen Themen (historische Entwicklungsetappen, fremde Sehweisen auf die Geschichte) und der dazu gewählten Darstellungsform (literarische Texte, Lehrbuchtexte, Biographien, dokumentarisches Material, Bilder) kritisch untersucht und bewertet werden. Vorausgeschickt sei, dass die Annahme, dass Lehrbücher für fortgeschrittene Deutschlernende aufgrund des höheren Sprachniveaus eine größere Fülle an historischen Themen anböten, sich nach einer Bestandsaufnahme dieses Aspekts in Lehrbüchern für die Grundstufe als irrig erwies.

2.1 *Tangram*

Tangram ist ein Lehrwerk für jugendliche und erwachsene ausländische Deutschlernende, das wahlweise in zwei oder vier Bänden durch die Grundstufe und anschließend mit *Tangram Z* zum Zertifikat Deutsch führt.

Im Themenkomplex „Erinnerungen – Stationen des Lebens“, der sich meines Erachtens sehr gut für die Thematisierung von Geschichte und individueller Lebensgeschichte eignet, wird der Lebensweg eines 1950 in München geborenen Zeitgenossen vorgestellt, der durch die ganze Welt gereist ist (vgl. *Tangram*, Bd. 2A, KB: 14). Dieser Lebensweg ließe sich mit dem eines ebenfalls in den 50er Jahren, allerdings in der DDR geborenen Bürgers vergleichen. Schnell würde sich herausstellen, dass dessen Möglichkeiten, die Welt zu erforschen, schon aufgrund seiner Herkunft begrenzt waren. Auch die Lebensstationen eines Vertreters einer anderen Generation, des 1921 in Wien geborenen jüdischen Schriftstellers Erich Fried, werden stichwortartig angeführt (vgl. *Tangram*, Bd. 2A, AB: 30). Seine Emigration nach London 1938 findet Erwähnung, der Grund wird jedoch verschwiegen, so dass gerade für jüngere Lernende der Schritt ins Exil unter Umständen kaum nachvollziehbar und damit erklärungsbedürftig ist.

Ein weiteres Thema, die deutsche Wiedervereinigung, wird mit Bildern und einem Text, in dem Walter Momper, der damalige Bürgermeister von Berlin, über den Mauerfall sowie über die Zeit nach 1961 (Mauerbau) berichtet, eingeleitet (vgl. *Tangram*, Bd. 2A, KB: 22). Realienbezeichnungen wie „Trabbi“ oder „Rotkäppchen-Sekt“, inzwischen Symbole der Erinnerung und Ostalgie, werden erwähnt. Die Textarbeit beginnt mit dem Lesen des Titels (*Diese Nacht war nicht zum Schlafen da* [*Tangram*, Bd. 2A, KB: 22]) und der damit verbundenen Frage nach der Leserwartung, sie endet mit einer Aufforderung an die Lernenden, zu berichten, was sie im Fernsehen und/oder Radio über den Mauerfall gesehen bzw. gehört haben. Fragwürdig erscheint hier die Beschränkung auf zwei elektronische Medien, könnten doch auch Printmedien, Literatur, Filme oder persönliche Kontakte zu deutschen Bürgern einbezogen werden. Das Thema wird im Arbeitsbuch mit einem Lückentext unter dem Titel *Die „sanfte Revolution“* (*Tangram*, Bd. 2A, AB: 25) fortgesetzt, der über die Ereignisse von 1989 und die Hintergründe bzw. Ursachen dieser „sanften Revolution“ (Botschaftsflüchtlinge, Anträge auf Ausreise, Montagsdemos) berichtet. Die Verbindung zum oben genannten Text wird durch die Worte des zur Zeit des Mauerbaus wirkenden Bürgermeisters von Westberlin, Willy Brandt, hergestellt. Störend sind zweierlei Vereinfachungen: zum einen die verallgemeinernde Formulierung „(...) seit Mitte der 80er Jahre hatte die Unzufriedenheit der Menschen in der DDR dramatisch zugenommen“, zum anderen die dürftige Darstellung der Ziele der Montagsdemonstrationen in Leipzig, deren wahrer Kern und Entwicklung vom Slogan „Wir wollen raus!“ hin zu „Wir sind das Volk! Wir bleiben hier!“ unerwähnt bleiben. Denn gerade der Wille und die Bereitschaft zu Veränderungen waren doch der wesentliche und entscheidende Punkt. Im Anschluss an den Text folgt die Aufforderung an die Lernenden, über

andere ihnen bekannte Revolutionen zu berichten. Mit dem Themenkomplex „Reisen und Hotels“ werden unter dem Titel „Entdecken Sie Leipzig“ Stationen von Leipzig in Bild und Text (darunter die Nikolaikirche, auf deren Montagsfriedensgebete hingewiesen wird) vorgestellt. Das mit Bild, Ton und Lückentext angeführte *Lied für Generationen* (Tangram, Bd. 2A, KB: 21), gesungen von den Puhdys, einer der erfolgreichsten Bands aus der ehemaligen DDR, knüpft an die Thematik der neuesten deutschen Geschichte an. Die abgebildete Briefmarkensammlung mit der nachfolgenden Übung in Form eines Assoziogramms, bei dem anhand von Jubiläumsbriefmarken an bedeutsame geschichtliche Ereignisse erinnert wird (z. B. 50 Jahre Parlamentarischer Rat, 150 Jahre Paulskirchenverfassung, EU-Beitritt Deutschlands, 1100 Jahre Weimar – Kulturstadt Europas), stellt die große Bandbreite des Themenkomplexes dar und könnte in einem weiteren Arbeitsschritt Grundlage bzw. Anlass zum Recherchieren der dargestellten geschichtlichen Ereignisse sein.

Auch in *Tangram Z* geht es um entscheidende Umbruchsituationen in Deutschland (das Kaiserreich, die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus, die Nachkriegszeit, den Mauerfall), welche die wesentlichen Voraussetzungen für die Entstehung der heutigen gesellschaftlichen, staatlichen und politischen Ordnung geschaffen haben. Eine Reihe von Aufgaben dazu, z. B. Text-Bild-Kombinationen in die richtige chronologische Reihenfolge zu bringen, Daten den historischen Ereignissen zuzuordnen oder wichtige historische Ereignisse und die aktuelle politische und wirtschaftliche Situation Deutschlands und des eigenen Landes zu vergleichen, helfen den Lernenden von einer ereignis- zu einer problemorientierten Geschichtsbetrachtung zu gelangen.

Im Themenkomplex „Medienwelten“ wird in einem Text zum Leseverstehen (*TV in Deutschland*) die Vielfalt der Senderlandschaft in Deutschland anhand der ziemlich vagen Formulierung: „Durch eine politische Entscheidung konnte auch der privat-kommerzielle Rundfunk auf Sendung gehen“ (Tangram, Bd. 2B, AB: 140) dargestellt. Herauszufinden, wer auf welcher Grundlage warum die politische Entscheidung in den 80er Jahren getroffen hat, bleibt dem Lernenden überlassen.

Die Problematisierung des Heimatbegriffs unter Berücksichtigung der Faktoren „Staatsangehörigkeit“ und „ethnischer Zugehörigkeit“ anhand von Aussagen in Deutschland lebender Ausländer zum Thema „(Zweite) Heimat Deutschland?“ (Tangram, Bd. 2B, KB: 75) ermöglicht zwar einen Einblick in die heutige multi-kulturelle Gesellschaft des Landes, lässt aber wegen der geringen Zahl an Befragungsorten (zwei Mal München und zwei Mal Berlin) die Frage offen, ob sich diesbezüglich innerhalb dieser 45 Jahre nicht auch an anderen Orten in Deutschland etwas verändert hat. Das in den 60er Jahren ebenfalls vom Gastarbeiterzu- strom stark betroffene Ruhrgebiet hätte meines Erachtens unbedingt berücksichtigt werden müssen. Wissen über die Hintergründe des Problems der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts wird übrigens bei den Lernenden vorausgesetzt. Ich bezweifle, dass die jüngeren darüber verfügen.

Ähnliche Schwierigkeiten sind bei der Behandlung des großen Themenkomplexes „Lebensstile“ in *Tangram Z* zu erwarten. Das Thema „Religion und Mensch“ (vgl. *Tangram Z*, KB: 2 f.; AB: 1 f.) wird den Lernenden in einer Weise nahe gebracht, die sie kognitiv überfordern dürfte, vor allem was die Vorkenntnisse über die Zeit der Reformation in Deutschland sowie über die Rolle der Religion in Osteuropa in der Zeit des Sozialismus anbelangt. Es wäre hier sicherlich besser, die relevante Hintergrundinformation bei den Deutschlernenden sicherzustellen, sei es durch zusätzliches Materialangebot oder durch gezielte Rechercheaufgaben.

2.2 em

Der zweite Gegenstand meiner Lehrwerkanalyse sind die drei Bände *em Brückenkurs*, *em Hauptkurs*, *em Abschlusskurs* (jeweils KB und AB), die auf die Zentrale Mittelstufenprüfung des Goethe-Instituts vorbereiten.

Der Geschichtsbezug ist in den meisten der behandelten Themenkomplexe vorhanden, jedoch überwiegend „indirekt“, d. h. „versteckt“ in der Kombination mit Literatur und/oder Kunst. Als Beispiele seien die Biographie von Kurt Tucholsky (vgl. *em Hauptkurs*, KB: 19; AB: 15), der stichwortartige Lebenslauf Einsteins (vgl. *em Hauptkurs*, AB: 18), der Lückentext *Ödön von Horváth: Autobiographische Notiz* (vgl. *em Hauptkurs*, AB: 16), die Biographien von Bertolt Brecht (vgl. *em Abschlusskurs*, KB: 45), Peter Weiss (vgl. *em Brückenkurs*, LB: 54 f.), Marlene Dietrich (vgl. *em Brückenkurs*, LB: 69), Carl Zuckmayer (vgl. *em Abschlusskurs*, AB: 84) und von Elias Canetti (vgl. *em Hauptkurs*, KB: 61) genannt. Das Gemeinsame in den Biographien dieser Persönlichkeiten liegt in der Verbindung aus künstlerischem Schaffen und der Erfahrung des Nationalsozialismus. Mit Fragen wie: „Kennen Sie diese Person?“, „Aus welcher Zeit könnte das Foto stammen? Warum?“, „Sammeln Sie, was Sie über die Person wissen oder gehört haben!“ werden die Lernenden zur Hypothesenbildung angeregt. Der globale historische Wandel in den 90er Jahren wird anhand eines Berichts über eine Weltreise von zwei Deutschen auf dem Fahrrad thematisiert:

Sie nahmen ein bisschen DDR-Geld, das drei Tage später aus der Welt verschwinden sollte, und stiegen auf ihre Räder, (...) haben 52 bis 59 Länder durchquert. (...) Wie viele Länder es genau sind, (...) hängt von der Zählweise ab. Einige Länder sind inzwischen mehr geworden, wie Jugoslawien oder die Sowjetunion, andere Länder sind weniger geworden, wie Deutschland (*em Brückenkurs*, KB: 82).

Indem veranschaulicht wird, wie instabil, brüchig und veränderlich selbst staatliche Gebilde sind, werden die Lernenden für die Bedingtheit und den Konstruktionscharakter von Länderbildern sensibilisiert. Das Lehrwerk *em* unterscheidet sich von *Tangram* in seiner spezifischen Perspektive, das Vergangene auf das Heutige zu projizieren und nicht umgekehrt, womit es dem von Koreik und anderen

DaF-Spezialisten formulierten Anspruch, das Gegenwärtige durch das Vergangene greifbar zu machen, eher gerecht wird als *Tangram*.

2.3 *Deutsch ist in*

Das dritte von mir analysierte Lehrwerk, *Deutsch ist in*, besteht aus drei Bänden¹ und wird im Unterricht für Deutsch als zweite Fremdsprache bei Jugendlichen ab 15 Jahren ohne Vorkenntnisse eingesetzt. Im Unterschied zu *Tangram* und *em* wird es im Unterricht einer homogenen Lernergruppe, nämlich bulgarischer Deutschlernender, eingesetzt und bereitet auf die Alltagskommunikation im Zielland bzw. in den Zielländern vor.

Im Themenkomplex „Andere Länder, andere Menschen“ werden mit einer Deutschlandkarte (vgl. *Deutsch ist in*, Bd. 1, LB: 15) und Bildern von repräsentativen Sehenswürdigkeiten wie dem Brandenburger Tor, dem Kölner Dom, dem Dresdner Zwinger, die gleichfalls in dem Spiel „Was ist das? Wo ist das?“ (*Deutsch ist in*, Bd. 1, LB: 30) auftauchen, deutschsprachige Länder präsentiert.

Der Themenkomplex „Das war das 20. Jahrhundert“ (vgl. *Deutsch ist in*, Bd. 1, LB: 72) wird mit Bildern aus dem vergangenen Jahrhundert – u. a. von der Mauer, Hitler, Einstein, Armstrong auf dem Mond, der Atombombe – und weiterführenden stichwortartigen Informationen, welche die Lernenden den Bildern zuordnen sollen, eingeleitet. Die Darstellung Hitlers anhand von einem Bild und zwei Texten (*Im Januar 1933 wird Hitler Reichskanzler* und *Am 1. September 1939 überfällt Hitler Polen: der Zweite Weltkrieg beginnt*) ist meiner Meinung nach für die anvisierte Generation der Lernenden zu ungenau, wenig informativ, alles in allem keine besonders geglückte Lösung. Auch die Wahl anderer Bilder erscheint mir fragwürdig, lassen etwa die zwei Darstellungen von bewaffneten deutschen Soldaten in Militäruniform sowie eines von Hitler eingedenk der Kapitelüberschrift „Das war das 20. Jahrhundert“ (*Deutsch ist in*, Bd. 1, LB: 72) die Frage aufkommen, ob auf jene geschichtlichen Ereignisse nicht auf eine andere, sensiblere Weise eingegangen werden könnte. Des Weiteren wird mit den Sätzen: „Am 7. November bricht in Russland die Revolution aus. Die russischen Kommunisten ergreifen die Macht“ (*Deutsch ist in*, Bd. 1, LB: 73) auf die russische Oktoberrevolution 1917 hingewiesen. Müsste es der historischen Korrektheit wegen nicht „Die Bolschewiken ergreifen die Macht“ heißen? Vielleicht sogar ergänzt durch die Anmerkung, dass von Kommunisten, der Chronologie der Parteitage folgend, erst später die Rede ist? Ebenfalls scheint die zu diesen Text-Bild-Seiten formulierte Aufgabe „Gruppieren Sie positive und negative Ereignisse“ (*Deutsch ist in*, Bd. 1, LB: 72) für Grundschüler angemessen zu sein, nicht aber für Gymnasiasten. Eine zusätzliche Reflexion und der Rückbezug auf das eigene Land wären darüber hinaus empfehlenswert.

¹ Zurzeit sind die Bände 1 und 2 auf dem Markt, der dritte Band ist im Druck.

Auf der nächsten Seite wird das Thema mit der Aufforderung „Ergänzen Sie: Was ist in den letzten 10 Jahren passiert“ (Deutsch ist in, Bd. 1, LB: 74) fortgesetzt, wobei als Erinnerungshilfen der Jugoslawienkrieg (Bosnien, Kosovo), der seit 1992 geltende Binnenmarkt in der EU sowie die EXPO 2000 in Hannover angeführt werden. Eine dem Themenkomplex vorangestellte Zeitleiste in Text und Bild wäre meines Erachtens besser geeignet, den Lernenden einen Überblick über die Ereignisse im 20. Jahrhundert zu geben, als dieses (allzu) bunte Nebeneinander von Texten und Bildern. Dafür kann die Idee der Lehrbuchautoren, die politischen und gesellschaftlichen Charakteristika (Idole, Essen, Wohnen, Musik, Kleidung) der neuen Zeitgeschichte vermittels des Liedtexts *Jens Schimmelpfennig: Deutschland-Rap* zu problematisieren, im Hinblick auf das Alter der anvisierten Zielgruppe der Deutschlernenden als gelungen bezeichnet werden.

Im Themenkomplex „Idole und Vorbilder“ werden die Vorbilder deutscher Jugendlicher, „angefangen in den 60ern bis in die 90er Jahre“, in Text und Bild vorgestellt (vgl. Deutsch ist in, Bd. 2, LB: 61). Mit dieser zweideutigen, meiner Meinung nach sogar irreführenden Formulierung können die Lernenden nicht viel anfangen, da nicht klar ist, ob es um den Wandel der Vorbilder in den Jahrzehnten geht – wenn ja, dann sollten diese chronologisch geordnet werden – oder um die bloße Aufzählung berühmter Personen.

Der Themenkomplex „Was alles in der Schule passiert“ (Deutsch ist in, Bd. 2, LB: 48) wird durch Gerardo Schweigers in Form eines Briefes aus Buenos Aires dargebotenen Erinnerungen an seine Schulzeit in den 40er Jahren in Kaifu eingeleitet. Aufgabe der Lernenden ist es hier, Fragen zum Text sowie zu anderen Themen wie den Kriegs- und Nachkriegsjahren und dem Verhältnis zu Lehrern und Mitschülern zu beantworten. Im nachfolgenden Hörtext erinnert sich eine Abiturientin von heute an ihre Schulzeit in Kaifu. Der Vergleich ihrer Aussagen mit den Erinnerungen von Schweiger ist Anlass, die Frage der Auswirkungen des Zeitgeschehens auf die jeweilige Generation zu diskutieren. In einem Leseverständnistext wird über ein Projekt amerikanischer Schüler zum Thema Holocaust berichtet (vgl. Deutsch ist in, Bd. 2, AB: 91); eine Diskussion über das Verhalten der bulgarischen Bevölkerung von damals, welche ja die Auslieferung jüdischer Mitbürger verweigert hatte, könnte an dieser Stelle zusätzlich spannenden Input bringen (s. Mavrodieva: 174). Auch sollte der historischen Korrektheit wegen präzisiert werden, dass in den Konzentrationslagern neben Juden auch andere den Nazis missliebige Minderheiten und politische Gegner vernichtet worden sind.

3 Fazit

Bei den drei untersuchten Lehrwerken – *Tangram, em* und *Deutsch ist in* – fällt auf, dass das Thema Geschichte nicht in separaten Themenkomplexen abgehandelt wird, wie dies z. B. im Lehrwerk *Wege* der Fall ist (die deutsche Geschichte in Geschichtslektionen „Bundesrepublik Deutschland“ und „Bundesrepublik Deutschland – Politik und Geschichte“ [vgl. Bittorf: 34 f.]), sondern in andere,

nicht spezifisch (zeit-)historische Komplexe eingebettet ist. Diese Einbettung kann als eine Art Vorbeugung wider die Gefahr einer (zu) strikt an Fakten, Daten und Ereignissen gebundenen geschichtlichen Wissensvermittlung betrachtet werden.

Den Schwerpunkt des Lehrwerks *Tangram* bildet die Auseinandersetzung mit verschiedenen Kulturen (Heimat und Fremde, Wohnen und Arbeit, Alltag, Sinn- und Seins-Fragen), weshalb der historische Aspekt (Jahreszahlen, Fragen an die deutsche Geschichte) relativ schwach ausgeprägt ist und sich in lebensgeschichtlichen Texten wie dem über den Fall der Berliner Mauer – als Symbol für eine historische Umbruchsituation – erschöpft. Zu beanstanden ist die ausschließlich euphorische Sicht auf dieses Ereignis, die angesichts aktueller Probleme nicht mehr zeitgemäß und schwer verständlich ist. Stark kulturhistorisch ausgerichtet ist dagegen das Lehrwerk *em*. Das Lehrbuch für bulgarische Lerner, *Deutsch ist in*, ist für Jugendliche konzipiert, weshalb ausführlich Fragen der Jugendkultur (Idole und Vorbilder, Kleidung, Musik, Schulalltag, Liebe und Freundschaft) behandelt werden und der historische Aspekt relativ schwach vertreten ist. Zu beanstanden ist, dass Geschichtliches auf rein „faktologische“, d. h. in der bulgarischen Schule gelernte und meist triviale Information (nach dem Schema: Wann war was?) zusammenschumpft. Dadurch entsteht die Gefahr, dass vermeintlich sicheres Wissen nicht reflektiert, sondern unkritisch abgespeichert wird, Stereotype sich verfestigen und zu einem falschen Geschichtsverständnis führen. Geschichte als Lebensgeschichte (history als „His Story“), bei der neben historischen Fakten auch Einstellungen und Emotionen zum Ausdruck kommen, wäre meiner Ansicht nach gerade bei Schülern eine wirkungsvollere Perspektive.

Deutlich wird in allen Lehrwerken eine Präferenz für die Geschichte Deutschlands, auf die vergleichsweise viel häufiger Bezug genommen wird als auf die Österreichs oder gar der Schweiz. Der Bezug zu Österreich wird hauptsächlich in historisch-kultureller Hinsicht hergestellt, wie es die Texte über die Tradition der Wiener Kaffeehaus-Kultur (vgl. em Hauptkurs, KB: 36; AB: 29) oder über das Hundertwasserhaus (vgl. em Hauptkurs, KB: 42 f.) zeigen (s. Springer). Die Schweiz wird in lediglich einem Lehrwerk (s. *Tangram*, Bd. 2A, AB: 41) durch einen „Berner Stadtrundgang“ in Form eines Lückentextes präsentiert. In Anbetracht der zunehmenden Globalisierung und Hybridisierung von Kulturen einerseits und der Rückbesinnung auf regionale Varietäten andererseits wäre jedoch eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Geschichte der zwei „anderen“ deutschsprachigen Länder wünschenswert.

Bezüglich der verschiedenen Formen von Wissensvermittlung zeigen die untersuchten Lehrbücher eine Vielfalt an Ideen und Methoden. Von puren Jahreszahlen über Bilder, Lückentexte, Texte, dokumentarische Aufnahmen, Biographien bis hin zu Motiven auf Briefmarken findet man viele Möglichkeiten zur Vermittlung historischen Wissens. Ein Manko ist freilich die zuweilen in den Lehrbuchtexten unternommene Pauschalisierung der Aussagen, was die Lernen-

den zu voreiligen Schlüssen verleiten könnte. In solchen Fällen liegt es am Lehrkörper, die Lernenden zum kritischen Hinterfragen, Differenzieren und Reflektieren anzuregen.

Literatur

DaF-Lehrwerke

- Deutsch ist in. Lehrbuch (= LB). Lehrwerk für Deutsch als 2. Fremdsprache in 3 Bänden von Dikova, Ventzislava/Mavrodieva, Lyubov/Kurdinska-Stankulowa, Krystina. Bd. 1. Plovdiv 2002.
- Deutsch ist in. Arbeitsbuch (= AB). Lehrwerk für Deutsch als 2. Fremdsprache in 3 Bänden von Dikova, Ventzislava/Mavrodieva, Lyubov/Kurdinska-Stankulowa, Krystina. Bd. 1. Plovdiv 2002.
- Deutsch ist in. Lehrbuch (= LB). Lehrwerk für Deutsch als 2. Fremdsprache in 3 Bänden von Dikova, Ventzislava/Mavrodieva, Lyubov/Kurdinska-Stankulowa, Krystina. Bd. 2. Plovdiv 2002.
- Deutsch ist in. Arbeitsbuch (= AB). Lehrwerk für Deutsch als 2. Fremdsprache in 3 Bänden von Dikova, Ventzislava/Mavrodieva, Lyubov/Kurdinska-Stankulowa, Krystina. Bd. 2. Plovdiv 2002.
- em Brückenkurs. Kursbuch (= KB) von Perlmann-Balme, Michaela/Schwalb, Susanne/Weers, Dörte. Ismaning 2002.
- em Brückenkurs. Arbeitsbuch (= AB) von Orth-Chambach, Jutta/Schwalb, Susanne/unter Mitarbeit von Perlmann-Balme, Michaela. Ismaning 2001.
- em Hauptkurs. Kursbuch (= KB) von Perlmann-Balme, Michaela/Schwalb, Susanne. Ismaning 2001.
- em Hauptkurs. Arbeitsbuch (= AB) von Perlmann-Balme, Michaela/Schwalb, Susanne. Ismaning 2001.
- em Abschlusskurs. Kursbuch (= KB) von Perlmann-Balme, Michaela/Schwalb, Susanne/Weers, Dörte. Ismaning 2000.
- em Abschlusskurs. Arbeitsbuch (= AB) von Orth-Chambach, Jutta/Perlmann-Balme, Michaela/Schwalb, Susanne. Ismaning 2000.
- Tangram. Kursbuch (= KB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/Schönherr, Til/von Jan, Eduard. Bd. 1 A. Ismaning 2002.
- Tangram. Arbeitsbuch (= AB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/Schönherr, Til/von Jan, Eduard. Bd. 1 A. Ismaning 2002.
- Tangram. Kursbuch (= KB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/Schönherr, Til/von Jan, Eduard. Bd. 1 B. Ismaning 2002.
- Tangram. Arbeitsbuch (= AB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/Schönherr, Til/von Jan, Eduard. Bd. 1 B. Ismaning 2002.
- Tangram. Kursbuch (= KB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/von Jan, Eduard/Blüggel, Beate/Schümann, Anja. Bd. 2 A. Ismaning 2002.

- Tangram. Arbeitsbuch (= AB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/ von Jan, Eduard/Blüggel, Beate/Schümann, Anja. Bd. 2 A. Ismaning 2002.
- Tangram. Kursbuch (= KB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/von Jan, Eduard/Blüggel, Beate/Schümann, Anja. Bd. 2 B. Ismaning 2002.
- Tangram. Arbeitsbuch (= AB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/von Jan, Eduard/Blüggel, Beate/Schümann, Anja. Bd. 2 B. Ismaning 2002.
- Tangram Zertifikat Deutsch. Kurs und Arbeitsbuch Z (= KB und AB) von Dallapiazza, Rosa-Maria/von Jan, Eduard/ Blüggel, Beate/Schümann, Anja. Ismaning 2001.

Sekundärliteratur

- Ackermann, Irmgard (1993): Versäumte Lektionen. Vorschläge zur Behandlung des Themas Nationalsozialismus anhand literarischer Texte. In: Warmbold, Joachim/Koepfel, E.-Anette/Simon-Pelanda, Hans (Hg.): Zum Thema Nationalsozialismus im DaF-Lehrwerk und -Unterricht. München, 77-90.
- Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (1994): Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht. Arbeitspapiere der 14. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts. Tübingen.
- Bittorf, Matthias (2000): Die Bedeutung der Geschichte für einen interkulturell ausgerichteten Landeskundeunterricht im Bereich Deutsch als Fremdsprache. Abschlussarbeit zum Aufbaustudium Deutsch als Fremdsprache am Herder-Institut der Universität Leipzig. Leipzig.
- Brandts, Evelyne (1993): Jugendliche entdecken die Geschichte. Der Nationalsozialismus in ‚Grenzen-los!‘. In: Warmbold, Joachim/Koepfel, E.-Anette/Simon-Pelanda, Hans (Hg.): Zum Thema Nationalsozialismus im DaF-Lehrwerk und -Unterricht. München, 68-76.
- Gnutzmann, Claus (1994): Interkulturelles Lernen. Auch noch im Fremdsprachenunterricht? In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht. Tübingen, 63-72.
- Koreik, Uwe (1995): Deutschlandstudien und deutsche Geschichte. Die deutsche Geschichte im Rahmen des Landeskundeunterrichts für Deutsch als Fremdsprache. Hohengehren.
- Koreik, Uwe (1997): Deutsche Geschichte und interkulturelles Lernen im Landeskundeunterricht für Deutsch als Fremdsprache. In: Wolff, Armin/Blei, Dagmar (Hg.): DaF für die Zukunft. Eine Zukunft für DaF! Regensburg, 329-340.
- Koreik, Uwe (2001): Geschichte und Landeskunde. In: Helbig, Gerhard (Hg.): Deutsch als Fremdsprache: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, 1273-1278.

- Lorenz, Dagmar C. G. (1993): Holocaust-Literatur als Teil des Lehrplans in der deutschen Abteilung einer amerikanischen Universität. In: Warmbold, Joachim/Koepfel, E.-Anette/Simon-Pelanda, Hans (Hg.): *Zum Thema Nationalsozialismus im DaF-Lehrwerk und -Unterricht*. München, 102-111.
- Mavrodieva, Ljubov (1993): Judenvernichtung vs. Judenrettung. Zum Schicksal der Juden in Bulgarien 1941-44: Ein Diskussionsthema für den DaF-Unterricht. In: Warmbold, Joachim/Koepfel, E.-Anette/Simon-Pelanda, Hans (Hrsg.): *Zum Thema Nationalsozialismus im DaF-Lehrwerk und -Unterricht*. München, 174-184.
- Roche, Jörg (1993): Das Thema Nationalsozialismus in nordamerikanischen Lehrwerken für Deutsch. In: Warmbold, Joachim/Koepfel, E.-Anette/Simon-Pelanda, Hans (Hg.): *Zum Thema Nationalsozialismus im DaF-Lehrwerk und -Unterricht*. München, 22-39.
- Springer, Sandra (2002): Die „Wiener Moderne“ als Themenkreis in den em-Kursen (Hueber). In: Middeke, Annegret/Hoffmann, Tina/Springer, Matthias (Hg.): *Ein kleines Welttheater. Didaktische Materialien zur Wiener Moderne*. Für Studierende der Germanistischen Literaturwissenschaft. Plovdiv, 9-18.
- Thimme, Christian (1994): Zeitgeschichte in Lehrwerken Deutsch als Fremdsprache. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache*, H. 4, 456-474.
- Weimann, Günter/Hosch, Wolfram (1991): Geschichte im landeskundlichen Unterricht. In: *Zielsprache Deutsch*, H. 3, 134-142.
- Warmbold, Joachim/Koepfel, E.-Anette/Simon-Pelanda, Hans (1993): *Zum Thema Nationalsozialismus im DaF-Lehrwerk und -Unterricht*. München.
- Zeuner, Ulrich (1998): Projektseminar Interkulturelles Lernen im Internet – ein Werkstattbericht. In: Blei, Dagmar/Zeuner, Ulrich (Hg.): *Theorie und Praxis interkultureller Landeskunde im Deutschen als Fremdsprache*. Bochum, 105-108.

Projektdokumentation: Bilder im Kopf. Oder: Die verflixte selektive Wahrnehmung

Anja Centeno García (Dresden) und Studierende der U Plovdiv

1 Einleitung

Das Fremde ist das Ferne und trotzdem lügt im Vertrauten der Schein am schönsten. So scheint uns beim genaueren Hinsehen das Vertraute plötzlich fremd. Durch soziale und kulturelle Prägung entstandene, teils tradierte Bilder in unseren Köpfen beeinflussen unsere Wahrnehmung. Im Rahmen eines Philologiestudiums ist es heute unabdingbar, vorgefasste Bilder, Stereotype und Vorurteile über die Zielkultur zu hinterfragen. Dabei ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur und deren Bild in den Augen der Anderen unvermeidbar.

Der erste Kurs des Studiengangs Germanistik/Slavistik an der Plovdiver Universität „Paisij Hilendarski“ versuchte, diesem Phänomen der Wahrnehmung nachzugehen. Ausgehend von der eigenen Perzeption des Fremden, in diesem Fall durch eine Dia-Präsentation der Sehenswürdigkeiten Dresdens hervorgerufen, sollte dem Wahrnehmungsprozess und den ihn beeinflussenden Faktoren Transparenz verliehen werden. Vor diesem Hintergrund geriet das Eigene auf den Prüfstand, so dass am Ende der Projektphase eine adressatenorientierte Darstellung des eigenen Umfelds für die Studierenden des Fachs Deutsch als Fremdsprache an

der TU Dresden erarbeitet werden konnte. Die Verbindung Dresden – Plovdiv bot sich wegen der seit nunmehr vier Jahren bestehenden und gelebten Germanistischen Institutspartnerschaft an. Diese erlaubt es überdies, einen praktischen Nutzen aus den Projektergebnissen für die Vorbereitung angehender DaF-PraktikantInnen zu ziehen.

Im Folgenden soll eine Dokumentation des Projektverlaufs Einblicke in gruppenspezifische Erkenntnisprozesse geben sowie zum Nach- und Weiterdenken anregen. Neben vielen sehr individuell geprägten Eindrücken sei ebenso auf theoretische Begriffe, die im Zentrum der Auseinandersetzung mit der Thematik stehen, verwiesen. Dabei soll es sich jedoch keinesfalls nur um eine erneute Zusammenfassung häufig zitierter Fachbeiträge handeln; vielmehr ist auch der Umgang mit der Theorie unter dem Aspekt der kulturellen Prägung zu reflektieren.

2 Der Prozess

2.1 Erste Annäherung

Sprachen Lernen heißt notwendigerweise auch interkulturelles Lernen, ist Annäherung an eine fremde Kultur, ist beständiger Kulturvergleich und Reflexion der Angemessenheit des eigenen fremdsprachlichen Handelns.

Mit Vehemenz begegnet uns der Begriff des Fremden. Zwar ist das Fremde im Falle einer deutsch-bulgarischen Institutspartnerschaft auch eine Frage der räumlichen Entfernung, jedoch ebenso eine Frage weiterer Umstände und deren Verflechtung. Vermeintlich Fernes wird durch (zum Teil sehr) persönliche Beziehungen nah, etwa beim deutschen Filmabend mit der Praktikantin oder beim Austausch mit einer bulgarischen Kommilitonin, die als Stipendiatin soeben von einem Semesteraufenthalt an der deutschen Partneruniversität nach Plovdiv zurückgekehrt ist. Gleichzeitig zwingen die Fragen von Fremden und Heimkehrenden zum Nachdenken über vermeintlich „Normales“, provoziert der Blick auf das Andere neue Perspektiven auf das Eigene. Doch trotz vielfältiger Bemühungen um Annäherung und Kulturverstehen bleibt der Ausschnitt deutscher Wirklichkeit begrenzt, und die Frage, auf welchen direkten oder anderen – kommunizierten – Erfahrungen und Wissensbeständen das eigene Deutschlandbild beruht, ist unabdinglich.

Zu den Aufgaben der seit 2001 bestehenden Germanistischen Institutspartnerschaft zwischen der TU Dresden und der U Plovdiv gehören der Austausch von Gast- und NachwuchswissenschaftlerInnen, Teilstipendien für Kurzaufenthalte von Studierenden, Tutorenprogramme sowie die Durchführung gemeinsamer Lehr- und Forschungsprogramme. In der Praxis bedeutet das einen engen Kontakt und wissenschaftlichen Austausch zwischen LehrstuhlmitarbeiterInnen, zwei mehrwöchige DaF-Praktika für bis zu fünf Dresdner StudentInnen pro Jahr in Plovdiv sowie einsemestrige Studienaufenthalte von bis zu drei Plovdiver GermanistikstudentInnen in Dresden.

Dresden ist folglich für viele Studierende der Germanistik an der Universität Plovdiv trotz seiner räumlichen Entfernung mit ganz konkreten Assoziationen verbunden. Durch den universitären Austausch sind in den Köpfen kognitive Konzepte entstanden, die nicht (nur) auf touristischem Informationsmaterial basieren. Gerade vor diesem Hintergrund beginnt im Projekt die Annäherung an die Elbstadt auf touristischen Wegen, lassen sich ja erst über die Umwege einer unbekanntenen Perspektive unbewusste Muster aufdecken und hinterfragen. Die als Einstieg in die Projektphase gewählte Dia-Präsentation zeigt deshalb das Dresden der Tourismuswerbung und bildet die Ziele der meisten Dresden-Reisenden, welche dann auch der Mehrzahl der Studierenden als bekannte Wahrzeichen der Stadt ein Begriff waren.

Neben mehrstimmigem Erkennen ergeben sich dabei auch Fragen zum Weiterdenken: Welche Informationen wünsche ich mir als Student oder Studentin? Warum reichen mir Informationen über Stadtgeschichte und Sandsteinarchitektur nicht? Für wen sind diese Bilder zusammengestellt und welche Absicht steckt dahinter? Was habe ich bei meinem eigenen Aufenthalt in Dresden gesehen und was sehe ich hier neu oder in einem anderen Licht?

Dem scheinbar Banalen dieser Diskussion liegt ein komplexes Beziehungsverhältnis von Eigenem und Fremdem zugrunde, welches von allen Beteiligten unbewusst vorausgesetzt wird. Hierbei wird die Verstehensrolle der Studierenden ebenso wie die der deutschen Projektmoderatorin zu einer Erwartungsrolle (vgl. Wierlacher: 126 f.), welche es zu durchschauen gilt. Von besonderer Bedeutung bei der Entwicklung und Förderung von Fähigkeiten wie Perspektivübernahme und Rollendistanz als Bestandteile einer auszubildenden interkulturellen Kompetenz ist das Verankern einer Orientierungs- und Fragekompetenz (vgl. Picht). Gerade in Anbetracht der unterschiedlichen Bildungstraditionen gilt es, hier eine gemeinsame Sprache zu finden, beiderseitige Rollenerwartungen aufzubrechen. Konkret hieß das: Diskursorientierter Unterrichtsstil an deutschen Universitäten und eine stark verschulte, häufig durch Frontalunterricht realisierte Lehre in Bulgarien waren konstruktiv miteinander zu verbinden. Dabei erwies es sich als notwendig, vor allem durch kleinere Gesten und Maßnahmen die räumlichen Rahmenbedingungen dahingehend zu verändern, dass absehbare Rollenerwartungen entschärft wurden. Man rückte zusammen, saß auch auf den Tischen, und noch vor dem Betrachten der Dias aktivierten die Studierenden ihr Vorwissen über Dresden und berichteten, sofern vorhanden, von ihren Erfahrungen, die sie vor Ort gemacht hatten, um so eine gemeinsame Plattform für das entstehende Projekt zu entwickeln.

2.2 Die Erinnerung

Doch an was erinnere ich mich zwei Tage später, und welche Bilder sind es, die in meinem Kopf haften geblieben sind? Bei der Reproduktion der Eindrücke vermischen sich konkrete Bilder mit zugeschriebenen Bedeutungen. Bausinger (94) schreibt:

Fremde ist nichts Objektives. Fremde scheint an den Gegenständen, Landschaften oder Vorgängen zu hängen – aber in Wirklichkeit handelt es sich um eine Attribuierung, eine Zuschreibung, die zwar willkürlich ist, die aber doch von den jeweiligen Subjekten abhängt.

Diese Zuschreibungen sind zwar individuell, aber durch kulturelle Zugehörigkeit auf übergeordneten Ebenen verallgemeinerbar. Versteht man in diesem Zusammenhang (in Anlehnung an Thomas) Kultur als ein Orientierungssystem, das allen Mitgliedern einer Gemeinschaft vertraut ist, das Wahrnehmen, Denken, Werten und Handeln aller Mitglieder beeinflusst und damit die Voraussetzung zur Entwicklung eigenständiger Formen der Umweltbewältigung schafft, so ist davon auszugehen, dass sich kulturell geprägte Aspekte bei der Wahrnehmung, Reproduktion und Bewertung von Bildern sowie in der Arbeitsweise bei der Realisierung des gesamten Projektes beobachten lassen.

Bewusst steht nicht die Sprache im Vordergrund der Reproduktionsphase. Die kreative – hier zeichnerische – Auseinandersetzung mit der eigenen Erinnerung erlaubt es, z. B. emotionale Konnotationen sichtbar zu machen.

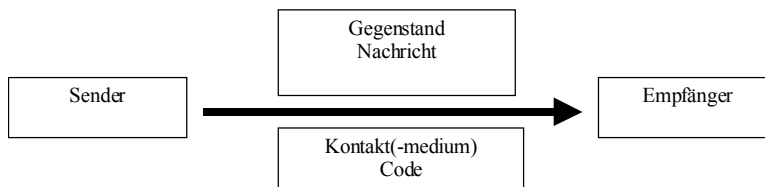


Dresden in bulgarischer Erinnerung, Zeichnungen der Studierenden

2.3 Die Theorie im Praxistest

Damit der Austausch über Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den entstandenen Bildern auf einer Metaebene stattfinden konnte, war es notwendig, das eigene Denken und Handeln vor dem Hintergrund theoretischer Begriffe, die im Rahmen interkultureller Beziehungen von Bedeutung sind, zu reflektieren sowie

wahrnehmungsbeeinflussende Faktoren zu sammeln. Grundlage war ein einfaches Kommunikationsmodell, in unserem Fall das von Jakobson, wobei die Schwierigkeit in der Ambivalenz der eigenen Rolle lag.



Kommunikationsmodell von Jakobson, zit. nach Wesch (40)

Im ersten Teil des Projekts war die Rolle der Studierenden jene von aktiven Empfängern, im zweiten Teil wandelte sie sich zu der von Sendern. Beim Versuch, die eigene Wahrnehmung zu hinterfragen, flossen beide Perspektiven ineinander. Ein wichtiges Element, das die Erinnerung des einzelnen formte, war dessen Vorwissen über die Stadt Dresden bzw. das Leben in Dresden, welches automatisch bei der Darbietung des Vortrags zu den gebotenen Informationen in Beziehung gesetzt, also aktiviert wurde. Bei der Reproduktion markanter Erinnerungen kam es dann zu Grenzverwischungen, entstanden teilweise Bilder, die über den Vortrag hinaus eigene Bilder und Erfahrungen reaktivierten. So zeichnete eine Studentin stehende ICEs im Dresdner Hauptbahnhof und erklärte Zeit und Mobilität zu einem wichtigen Bestandteil ihres Dresdenbilds.

Für die Gestaltung der eigenen Präsentation gewann aber auch die Annahme über die Disposition der (künftigen) Adressaten an Bedeutung. Aufgrund der engen Verknüpfung mit Stereotypen und Vorurteilen schien eine Definition der beiden Begriffe an dieser Stelle unerlässlich. In der Theorie für darstellerische Zwecke deutlich voneinander abgegrenzt (wir bezogen uns auf Wierlacher), eröffnete ihre Anwendung ein ganzes Spektrum an Interpretationsmöglichkeiten. Die kritische Auseinandersetzung im Zusammenhang mit den fremden Dresdnern fiel leicht, eignet sich das Andere ja hervorragend als Grundlage dafür, eigene Vorurteile und Stereotype zu erkennen und zu hinterfragen. Ganz anders verhielt es sich jedoch in der späteren Projektphase, als man bezüglich der eigenen Kultur diese beiden Konstrukte untersuchen wollte. Dabei kristallisierte sich heraus, dass einerseits die vermutete Kommunikationsabsicht des Senders sowie die Vorannahmen über eine mögliche Einbindung in den Unterrichtskontext bei den Studierenden als Empfänger eine Selektion in der Wahrnehmung bewirkten, und andererseits erkannten die Studierenden, dass sie in ihrer Funktion als Sender durch ihre Intention das Bild beeinflussen, wenn nicht gar Bildentstehungsprozesse beim Empfänger teilweise steuern können. Ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis wird

hierbei bewusst. Der für diesen Projektabschnitt bedeutsame Faktor der emotionalen Beteiligung kam bei der Entscheidung über das zu vermittelnde Bulgarienbild zum Tragen. Aspekte wie der sich vom deutschen deutlich unterscheidende bulgarische Nationalstolz bestimmten die Auswahl der Fotos. Gleichzeitig spielten freilich auch Komponenten der persönlichen Verfassung wie Motivation, Müdigkeit, persönliche Sorgen usw. eine Rolle.

3 Das Endprodukt: Plovdiv stellt sich vor

Die im Projekt produzierten Texte wurden auf der Konferenz zusammen mit den Fotos auf Postern präsentiert, ihr Entstehungsprozess wurde den KonferenzteilnehmerInnen durch die KursteilnehmerInnen erläutert. Da im Folgenden nur ein Ausschnitt des Projektergebnisses dargestellt ist, sei auf die Homepage verwiesen, die sich im Internet unter <http://plovdiv.at.interims.de> aufrufen lässt. Hier ein Auszug aus den Ergebnissen:

Liebe Studentinnen und Studenten,

wir sind junge Leute, die an der Plovdiver Uni „Paisij Hilendarski“ studieren. Wir möchten es euch leichter machen, die Stadt Plovdiv näher kennen zu lernen. Zu diesem Zweck haben wir Materialien gesammelt und die Information in vier Gruppen aufgeteilt.

Zuerst möchten wir euch die Stadt präsentieren. Die Fotos und die Texte sollen dabei helfen. Ihr erfahrt Wissenswertes über einige sehenswerte Stätten.

An zweiter Stelle habt ihr die Möglichkeit, jene Einrichtungen zu sehen, welche die Studenten in Plovdiv im Rahmen ihrer Ausbildung besuchen müssen. Wir haben versucht, die wichtigsten Gebäude für euch zu fotografieren.

Ihr werdet auch hören, dass sich die Studenten gut unterhalten können. Es gibt viele mögliche Varianten, wie Diskos, Klubs, Cafés, wo wir unsere Freizeit verbringen. Unsere Gruppen arbeiten gern an dem Projekt.

Ihr könnt auch die schöne Natur genießen. Die Stadt ist bekannt für ihre Umgebung.

Viel Spaß beim Ansehen der Fotos.

(Theodora und Tanja)

Die Stadt Plovdiv

Plovdiv ist die zweitgrößte Stadt Bulgariens und hat etwa 500000 Einwohner. Man nennt Plovdiv auch „Stadt der Hügel“, weil sie ursprünglich auf sieben Hügeln lag. Diese Hügel sind ein wichtiger Teil der Stadtgeschichte und die Plovdiver sind stolz auf sie. Die bekanntesten Hügel sind Bunardschjik Tepe und Sachat Tepe. Plovdiv ist die Kulturhauptstadt von Bulgarien. In der Altstadt mischen sich Baustile der römischen, griechischen und türkischen Kultur. Die Sehenswürdigkeiten in der Altstadt sind zahlreich: das Amphitheater, die Kirche der Heiligen Mutter

Gottes, die Wiedergeburtshäuser, die Ruinen auf dem Sachat Tepe oder die Mosaikfliesen an den Wänden der Häuser. Parks gibt es in Plovdiv zwar nicht viele, aber die wenigen sind sehr schön. Sehr berühmt ist der Bunardschjika-Park, wo eine große Statue namens Aljoscha, die während der Zeit des Kommunismus gebaut wurde, steht. Die Statue war einst das Wahrzeichen von Plovdiv. Jetzt ist sie inmitten des Parks ein Ort der Jugend, wohin die Studenten und Schüler mit Vergnügen gehen.

In Plovdiv können die Studenten auch viel in den Museen lernen. Sie können eine beeindruckende Mineraliensammlung im Naturgeschichtlichen Museum genießen. Das Archäologische Museum ist das älteste Museum in Plovdiv und vor allem für seine numismatische Sammlung bekannt. In der Altstadt gibt es auch ein Ethnografisches Museum, die Kunstgalerie sowie das bereits erwähnte Antike Theater.

Ihr seht, dass unsere Stadt Plovdiv sehr schön ist, und wir wünschen euch, Bulgarien einen Besuch abzustatten zu können, um die Kultur zu genießen!

(Maria und Emo)

Alltag der Studenten

Wir sind vier Studentinnen namens Lili, Maria, Plamena und Evgenia. Wir studieren Deutsche und Bulgarische Philologie an der Plovdiver Universität „Paisij Hilendarski“. Die ganze Woche über haben wir Vorlesungen, Seminare und Übungen und verbringen daher den größten Teil unserer Zeit von 9 Uhr bis 18 Uhr an der Uni. Jeder Student hat nicht nur das Recht, irgendeine Sportart zu wählen, er ist dazu verpflichtet. In der Altstadt gibt es den deutschen Lesesaal, wo viele Studenten Materialien für ihre Referate finden. Die Themen für die Semesterarbeit sind oft schwierig, aber wir haben keine Wahl. So sollen wir z. B. bis Ende des Sommersemesters für das Studienfach Germanistik eine Arbeit zum Thema „Die deutsche Rechtschreibung“ vorbereiten. Unsere Ausbildung dauert maximal fünf Jahre. In Bulgarien gibt es zwei Semester – das Sommer- und das Wintersemester. An der Uni gibt es mehrere Fachbereiche: Informatik, Mathematik, Biologie, Chemie und verschiedene Philologien. Die Studenten, die aus anderen Städten und Ländern nach Plovdiv kommen, wohnen in Studentenwohnheimen. In unserer Freizeit machen wir gerne Partys.

(Lili, Maria, Plamena und Evgenia)

Unterhaltung

Plovdiv ist eine der schönsten Städte Bulgariens. Es gibt viel zu sehen. Die Stadt ist groß und bietet viele Unterhaltungsmöglichkeiten: Kinos, Diskos, Klubs und Cafés, die von vielen Studenten besucht werden. Die meisten Studenten verbringen ihre Freizeit im Café. Am häufigsten gehen wir in die Cafés in Uninähe. So trinken wir gewöhnlich Kaffee im „Studiosus“. Dort sind immer viele Menschen und man kann sich sehr gut unterhalten. Nach den Vorlesungen gehen viele Ju-

gendliche ins Stadtzentrum, wo es auch viele Kneipen und Bars gibt, z. B. das „Dreams“, das „Atlas“ und viele andere mehr.

Das Nachtleben in Plovdiv ist ebenfalls attraktiv und intensiv. Jede Nacht hat eine Disko eine Studentenparty, wo es für Studenten billig ist. Am Montag kann man zum Beispiel ins „Florida“ gehen, wo eine DJ-Party stattfindet. Am Wochenende dagegen muss man Eintritt zahlen.

Eine andere interessante Freizeitbeschäftigung für viele Studenten ist der Sport. Man kann auf dem Sportareal trainieren. Dort befinden sich das städtische Stadion, der Kanukanal und die Tennisplätze. Man kann aber auch joggen, Rad fahren oder einfach nur Spaziergänge machen.

Wir meinen, dass diese schöne Stadt viel an Unterhaltung bietet. Es ist aber unmöglich, dies alles zu beschreiben – das muss man mit eigenen Augen sehen.

(Mila und Plamena)

Die Umgebung von Plovdiv

Plovdiv liegt im Süden Bulgariens, daher ist das Klima relativ günstig. Die Winter sind kalt und schneereich, die Sommer dagegen sehr heiß und trocken, weshalb die Cafés voller Leute sind, die kalte Getränke und das Leben im Schatten genießen. Eine andere „Rettung“ vor der Hitze ist der Gebirgszug Rhodopen, der in der Nähe liegt und wo sich immer mehr junge Leute erholen. In den Rhodopen liegt Batschkovo – eine malerische Stadt, wo sich das zweitberühmteste Kloster Bulgariens befindet. Für die ausländischen Touristen und die Studenten gibt es weitere interessante Sehenswürdigkeiten, wie das Beinhaus und die schönen Wasserfälle in der Nähe. Zwischen Batschkovo und Plovdiv befindet sich die Stadt Assenovgrad, die für ihre Burg berühmt ist.

Das sind die interessantesten Orte, die man in der Umgebung Plovdivs besuchen kann.

(Bojana und Maria)

Bräuche und Sitten in Bulgarien

Wir finden es wichtig, euch zu erzählen, wie einige Bräuche in Bulgarien gefeiert werden. Etwas typisch Bulgarisches ist die „Martenitza“ – ein Bändchen aus einem roten und einem weißen Faden. Rot und weiß sind Symbole für Glück, Gesundheit und Reinheit. Es gibt viele Legenden über die Entstehung der Martenitza. Dieser Brauch ist ein wichtiger Teil unserer Geschichte und unseres Kalenders, weil man heute noch an die positive Wirkung der Martenitza glaubt.

Ostern wird nicht nur in Bulgarien, es wird auch in Deutschland gefeiert. Inwiefern sich das deutsche vom bulgarischen Osterfest unterscheidet, wissen wir nicht genau. In Bulgarien jedenfalls macht man Hefekuchen und anderes Gebäck, man färbt Eier und begrüßt einander:

– Hristos vāskrese! (Christus ist auferstanden!)

– Vo istina vāskrese! (Er ist wahrhaftig auferstanden!)
(Theodora)

4 Schlussbemerkungen

Am Ende des Projekts standen sich kontroverse Eindrücke auf mehreren Ebenen gegenüber. Zwei seien zum Abschluss exemplarisch genannt: Die Arbeit am Projekt habe viel Spaß gemacht. Besonders in der Phase der Auseinandersetzung mit eigenkulturellen Stereotypen und Vorurteilen hat es einige Aha-Effekte gegeben, die wahrscheinlich als Schritte in Richtung Ausbildung und Optimierung einer weit reichenden interkulturellen Kompetenz zu deuten sind. Andererseits wurden aber auch ganz konkret Bedenken formuliert, inwieweit es sich hierbei überhaupt noch um Unterricht handle: „Verlieren wir mit solchen Projekten nicht viel Zeit? Zeit, die uns zur Vorbereitung auf die Prüfungen fehlt, weil wir am Ende so wenig Konkretes aufgeschrieben und ‚lernfertig‘ nach Hause tragen können?“ Im Wunsch nach greifbarem Wissen unterscheiden sich die bulgarischen Studierenden nicht von denen in vielen anderen Ländern – und aktuelle Konzepte interkultureller Landeskunde werden sich damit in näherer Zukunft auseinandersetzen müssen.

Die Präsentation verbindet Passagen stark touristischer Beschreibungen mit Elementen aus dem persönlichen Alltag der Studierenden. Nicht aufgenommen wurden kritische Aspekte, wie die Stellung kultureller Minderheiten in Plovdiv bzw. Bulgarien oder die Armut in den Randbezirken, obwohl darüber ausführlich diskutiert wurde. Bei der Auswahl der entsprechenden Teilbilder manifestiert sich die Komplexität des Problems, einerseits die eigene Gruppe, hier die Studierenden – auch als Teil einer größeren Einheit, der bulgarischen Gesellschaft –, mit den internalisierten Normen und Werten angemessen zu repräsentieren, und andererseits die teilweise konvergierenden Erwartungen der Zielgruppe, bei gleichzeitigem Bewusstwerden des notwendigen Prozesses zur Entwicklung einer interkulturellen Kompetenz, zu erfüllen. Im Vordergrund des Projekts stand die praktische Auseinandersetzung mit dem Thema Wahrnehmung, Selbst- und Fremdbild. Daraus resultierend scheint eine vertiefende Analyse des Prozesses und seiner Ergebnisse zur Optimierung von Lehr- und Lernzielen sowie didaktischen Herangehens an anderer Stelle angebracht.

5 Anhang: Kennen Sie Plovdiv?

Ganz ohne Anleitung und Betreuung durch eine Lehrkraft haben die KursteilnehmerInnen einen Dialog, in dem die Erfahrungen in und mit dem Projekt reflektiert werden, ausgearbeitet,¹ den sie ebenfalls auf der Konferenz vortrugen:

¹ Ein Dankeschön gilt Kathrin Tittel, die den KursteilnehmerInnen mit Rat und Tat zur Seite stand.

A: Ich hab' mal einen Deutschen kennen gelernt. Der wusste nichts über Bulgarien.

B: Ja, ich kenne auch Österreicher, denen nur Varna und das Schwarze Meer ein Begriff ist.

A (*zum Publikum*): Haben Sie vorher gewusst, wo Plovdiv liegt? Obwohl die zweitgrößte Stadt Bulgariens, ist Plovdiv weitgehend unbekannt.

B: Es wäre da wohl an der Zeit, Ihnen unsere Stadt vorzustellen?!

A: Nichts ist besser dafür geeignet als unser letztes Projekt!

B: Welches Projekt?

A: Na, das, was wir mit Anja, der Praktikantin aus Dresden, im sprachpraktischen Unterricht gemacht haben. Da wollten wir deutschen Studierenden unsere Stadt und den studentischen Alltag in Bulgarien vorstellen – aber... so wie wir es sehen.

B: Und die Endergebnisse werden dann auf einer Homepage im Internet veröffentlicht! Doch sag' noch mal, was stand am Beginn des Projekts?

A: Anja zeigte uns Dias von Dresden. Vielleicht kannst du dich ja noch erinnern. Sie erzählte uns auch vom Leben in ihrer Stadt, damit wir uns vorstellen konnten, wie es dort so ist. Was war für dich besonders einprägsam?

B: Der goldene Reiter, der Zwinger, die Semperoper und noch vieles mehr. Das würde ich sehr gerne einmal mit eigenen Augen sehen. Dresden gefällt mir sehr gut und ist eine der Städte, die ich unbedingt besuchen will!

A: Diese Eindrücke waren wichtig für unser Projekt. Wir sind danach mit dem Fotoapparat los, um im Gegenzug Fotos von unserer Stadt, von Plovdiv, zu machen.

B: Da wir vor allem Bilder der Dresdner Architektur und Dresdner Sehenswürdigkeiten gesehen hatten, wollten wir ebenfalls interessante Bauwerke und sehenswerte Orte aus Plovdiv zeigen. Es war uns wichtig, Bulgarien in einem guten Licht vorzustellen.

A: Wir hätten ja auch die andere Seite der Stadt zeigen können, z. B. Obdachlose, Bettler, herrenlose Hunde – und wie traurig manche Menschen sind.

B: Bettler und streunende Hunde! Fängst du schon wieder damit an?! Ist es dir denn egal, was die Dresdner denken, wenn sie so was sehen? Und findest du die Fotos, die wir von der Altstadt gemacht haben, nicht auch klasse?

A: Doch, schon. Aber warum will jeder Plovdiver eigentlich immer (nur) die Altstadt zeigen?

B: Weil das der wichtigste Teil von Plovdiv ist und alte Bauten aus ruhmreichen Epochen zu sehen sind.

A: Neben all den Sehenswürdigkeiten haben wir natürlich unsere Universität und auch viele Cafés fotografiert. Damit wollen wir zeigen, wo die Studenten die Pausen zwischen den Vorlesungen verbringen, sich unterhalten und sich ein bisschen erholen können, was wichtiger Bestandteil des studentischen Lebens ist. Wir dachten, dass eben genau das die deutschen Kommilitonen interessieren könnte.

B: Einem Unternehmer zum Beispiel würden wir die Stadt anders präsentieren. Für ihn wären Industrie, Handel und Plovdiv als Messestadt vermutlich wichtiger. Das, was wir wahrnehmen, ist ganz stark von unserer Motivation beeinflusst. Wenn wir an Studenten denken, sehen wir all die Cafés, Bars und die Uni, all das, was zum studentischen Alltag gehört. Für einen Geschäftsmann ist dies jedoch eher unwichtig, weshalb andere Dinge wahrgenommen werden würden.

A: Würdest du ihm das Kloster Batschkovo zeigen?

B: Ja, ich denke dieses Kloster würde die Studenten und den Unternehmer interessieren: Es ist mit unserer Geschichte und Religion eng verbunden und eine wichtige Sehenswürdigkeit Bulgariens. Wir sind auch selbst im Zuge des Projekts dorthin gefahren.

B: In der nächsten Stunde haben wir die Fotos auf zwei Plakate geklebt und sie mit Texten ergänzt. (*zum Publikum*) Die Poster können Sie sich in Ruhe ansehen. Wir hängen sie hier an die Wand.

A: Hat dir die Arbeit am Projekt eigentlich gefallen?

B: Ja, Anja war sehr wissbegierig, was in unserem Alltag so passiert, und wir haben ihr einige Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt. So konnten wir selbst Plovdiv plötzlich mit den Augen eines ausländischen Besuchers sehen.

A: Außerdem war der Unterricht anders als sonst, und es war schön, gemeinsam auf ein Ziel hin zu arbeiten.

B: Jetzt, nach dem Projekt, ist Plovdiv auch für uns viel interessanter – und erscheint uns noch schöner.

Literatur

Bausinger, Hermann (1995): Das Bild der Fremde in der Alltagskultur. In: Wierlacher, Alois/Albrecht, Corinna (Hg.): Fremdgänge. Eine anthropologische Fremdheitslehre für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Bonn, 94-96.

Picht, Robert (1989): Kultur- und Landeswissenschaften. In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Hüllen, Werner/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen, 54-60.

Thomas, Alexander (1993): Psychologie interkulturellen Lernens und Handelns. In: Thomas, Alexander (Hg.): Kulturvergleichende Psychologie. Göttingen, 380-381.

Wesch, Andreas (2001): Grundkurs Sprachwissenschaft Spanisch. Stuttgart.

Wierlacher, Alois (1995): Vertrautwerden in der Distanz. In: Wierlacher, Alois/Albrecht, Corinna (Hg.): Fremdgänge. Eine anthropologische Fremdheitslehre für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Bonn, 125-128.

Projektdokumentation: Dobre došli im Paradies. Oder: Zum Fremdbild in Bulgarien-Reiseführern

Marie-Christin Lercher (Réunion) und Studierende der U Plovdiv

1 Auftakt: Inszenierte Urlaubswelt

„Dieselben Dinge täglich bringen langsam um. Neu zu begehren, dazu verhilft die Lust der Reise“, meint Ernst Bloch (656) in seinem Essay *Reiz der Reise*, in welchem er das Reiseerlebnis mit dem Erlebnis einer großen Liebe vergleicht und beide Male einen Verfremdungseffekt entdeckt. Er unterscheidet die einzig vergnügliche Reise – die „freiwillige Reise“ – von der Geschäftsreise oder der Flucht und sieht ein weiteres Merkmal in der Umkehrung von Raum und Zeit: Raum wird zum Medium der Veränderung, die Zeit wird gefüllt von subjektiven Erlebnissen (vgl. ebd. 656 f.). Alles neu macht der Mai – Wonnemonat der Liebenden – und als neu und anders, ja exotisch wird das Reiseziel (und aus der neuen Perspektive heraus auch das Alte, das Zuhause) empfunden. Das weit Entfernte wird zu einem utopischen Ort, wird Projektionsfläche von Sehnsüchten, Wunschvorstellungen, von kurzum all dem, was wir zu vermissen und zu begehren meinen. Was beim Einheimischen ein müdes Lächeln hervorruft, ist für den Reisenden einzigartig und besonders, ist es doch „die Linie, die das Einmalige vom Regelmäßigen scheidet“, welche die Grenze zwischen Touristen und Touristiker ausmacht

(Vester: 34). So genannte „Tourismusprofis“ wie Reiseveranstalter oder Hotelketten¹ machen sich dieses Begehren und Erlebnis zu Nutzen, bis ins kleinste sind touristische Einrichtungen inszeniert, streng verlaufen die Grenzen zwischen touristischem Ort, wie z. B. dem Restaurant, und dem Dahinter, z. B. der Küche. Nach Goffman, der Interaktion als „choreographisch geordnet“ (ebd.: 26) und menschliches Verhalten als gespielte/dramatische Rolle vor einem Publikum begreift, spielt sich menschliches Handeln prinzipiell auf der so genannten Vorderbühne (front stage) ab, wo sich das schutzbedürftige Selbst im gewohnten Umfeld/im bekannten Stück problemlos zu orientieren vermag. Die Hinterbühne (back stage) wiederum ist in der Regel tabu, zu sehr würde ein Blick darauf den Ablauf stören. Der Reisende begibt sich nun in neue Gefilde, auf unbekanntes und dementsprechend gefährliches Terrain, und läuft am anderen Ort „stets Gefahr, sich im falschen Stück zu befinden“ (ebd.: 27; Hervorhebung im Original). Es liegt nun am oben genannten Tourismusprofi, Sicherheit herzustellen und damit auf der Vorderbühne einen reibungslosen Ablauf zu garantieren. Eigens für die Welt des Tourismus geschaffene internationale Rituale (z. B. Begrüßungs- und Abschiedszeremonien an Bord von Flugzeugen, in Ferienclubs bzw. Hotels etc.), vereinheitlichte Hotelstandards etc. gewähren selbst am anderen Ort Sicherheit. Durch die zunehmende Reisegeschwindigkeit wird vermeintlich Fernes plötzlich nahe und die Grenzen scheinen zu verschwinden. Gleichzeitig strebt der Reisende aber auch bewusst nach dem Anderen, dem Authentischen in der fremden Kultur, er will kulturelle Besonderheiten miterleben, dem Anderen nahe sein.² Dabei prägen bestimmte Vorstellungen und Erwartungshaltungen den Blick, häufig genährt von einem Reiseführer.³ Spaniel (358) verweist bei der Entstehung von Länderbildern auf die Bedeutung von Primär- (direkte Kontakte) und Sekundärerfahrungen (nicht direkt erlebte, sondern über Instanzen wie die Familie, Schule oder Massenmedien – wozu ich den Reiseführer zähle – vermittelte Erfahrungen).⁴ Es wird hierbei deutlich, dass dem Reiseführer eine über die pure Informationsquelle hinausgehende Bedeutung zukommt, er maßgeblich für das Bild der Fremde des Reisenden mitverantwortlich ist. Beschreibungen der Zielkultur, inklusive praktische Hinweise⁵, Sprachführer und vor allem auch Ausflugstipps, so genannte „Highlights – Sehenswürdigkeiten und Orte, die Sie nicht verpassen sollten“ (Marco Polo: 4) – tragen dazu bei, dem Touristen eine möglichst schnelle Orien-

¹ Zur „Geschichte der Hotels“ s. Enzensberger (673-675).

² Zu den Schwierigkeiten der interkulturellen Beziehungen im Tourismus s. Schrutka-Rechtenstamm (101-112).

³ Sucht man im Internet nach dem Begriff „Reiseführer“, so findet z. B. Google innerhalb von drei Sekunden über 3,8 Millionen Einträge.

⁴ S. den Beitrag „Pressespiegel“ – *Bulgarien und Deutschland in der gegenseitigen Berichterstattung* in diesem Band.

⁵ Besonders hervorstechend sind in diesem Zusammenhang die so genannten „Dont's“ – Dinge, die man im fremden Land besser meidet bzw. nicht macht, sei es, weil man sich der Gefahr aussetzt, hereingelegt zu werden, oder weil man kulturelle Normen verletzt.

tierung im anderen Land/auf der fremden Bühne zu ermöglichen – auch unter Berücksichtigung eventueller Erwartungen bzw. Wunschbilder. Einem orts- und sprachkundigen Reiseleiter ähnlich wird dafür gesorgt, dass „der Kunde möglichst viel von der richtigen Exotik des Gastlandes mitbekommt (...), dass die Kontakte mit der weniger gut vorzeigbaren Realität auf verträgliche Portionen beschränkt bleiben“ (Kiefl/Klör: 32; Hervorhebung im Original).

2 Geschichte

Stehen heute Information, Reisegestaltung und Orientierung im Mittelpunkt eines Reiseführers, so beabsichtigten die Verfasser der so genannten Periegeese (3. Jahrhundert v. Chr.), erste Vorläufer dieses Mediums, auch die Schaffung eines Stücks Literatur. Beliebtestes Reiseziel der Antike war Griechenland (s. Scherle: 64 f.).⁶ Es darf hierbei aber nicht vergessen werden, dass die Menschen vor allem aus wirtschaftlichen – die ersten, die aus eigenem Entschluss heraus in die Ferne aufbrachen, waren Händler – oder biologischen Zwängen ihren Lebensraum verließen, und dass „die Reise als Abenteuer, als Selbstzweck (...) bis tief ins 18. Jahrhundert hinein unbekannt“ war (Enzensberger: 664). Im Mittelalter, als Reisen in erster Linie aus religiös-christlicher Motivation unternommen wurden, stellten zahlreiche Pilgerreiseführer Informationen zur Verfügung. Mit der Aufklärung wird die Reise schließlich Teil der humanistischen Erziehung, in so genannten Apodemiken fand der Reisende unter anderem Anregungen zum Reflektieren über den Sinn seines Unternehmens, praktische Ratschläge, Beschreibungen von Staaten, deren politischen Systemen und ihrer Bevölkerung sowie Anleitungen darüber, wie und was man am Wege studieren sollte. Freilich war das Reisen einer privilegierten Oberschicht vorbehalten, was sich bis ins 19. Jahrhundert auch nicht ändern sollte. Die zunehmende Industrialisierung und die damit einhergehende Emanzipation des Bürgertums, „ein Syndrom politischer, sozialer, wirtschaftlicher, technischer und geistiger Züge, dessen Gemeinsames in ihrem revolutionären Wesen liegt“ (ebd.: 666), führte schließlich zu einer neuen Dimension, dem touristischen Reisen, für welches die Faktoren Zeit und Geld bestimmend sind. „Reisen musste für das Bürgertum planbar“ (Scherle: 67), die neue – und bis heute grundlegende – Form des Reiseführers punktgenauer Wegweiser zu bedeutenden Sehenswürdigkeiten sein. Übersichtlichkeit ist durch ein Inhaltsverzeichnis sowie die Nachschlagemöglichkeit anhand eines Registers gewährleistet. Die Beschreibung geographisch sinnvoller Routen mit all den am Wege liegenden Sehenswürdigkeiten, sowie deren Klassifizierung neben derer von Restaurants und Hotels und die Aktualität des Inhalts sind die obligatorischen Eigenschaften eines jeden

⁶ Enzensberger (666) spricht im Zusammenhang mit der Reisetätigkeit im antiken Rom von „so etwas wie einem Tourismus vor dem Tourismus“ und betrachtet diesen in mancher Hinsicht als Vorläufer des heutigen Fremdenverkehrs.

Reiseführers. Prototyp im deutschsprachigen Raum ist der *Baedeker* (vgl. ebd.).⁷ Enzensberger (s. 670-672) sieht im Reiseführer eine der drei Errungenschaften des Fortschritts des Tourismus: Durch diverse Bewertungen wird die Reise genormt, der Tourismusstrom lenkbar. Die Reise als fix- und fertiges Konsumgut, z. B. als All-inclusive-Packages von Route, Transport, Hotel („Montage“) und deren serienmäßiger Verkauf („Serienfertigung“) sind die zwei weiteren Gewinne des Tourismus. Das „Verlangen nach Anderssein“ wurde „zur Norm erhoben“ (Leeds: 64; Hervorhebung im Original); vom „Menschenrecht, sich von der eigenen Zivilisation in der Ferne zu befreien“ (Enzensberger.: 669) ist – sei es auf Safari in Kenia, beim „Whale watching“ vor Maui/Hawaii oder beim „Nestinarstvo“⁸ im Südosten Bulgariens – freilich nicht viel übrig geblieben, die einstige Sehnsucht nach Entgrenzung ist dem Massenkonsum gewichen.

3 Bulgarien – Dobre došli im Paradies!

Ein bisschen Paradies ist Bulgarien gewiss (...): hohe Berge mit wildromantischen Schluchten, Wäldern und Wasserfällen, weite Ebenen auf denen Obstbäume und Sonnenblumen gedeihen (Dumont: 5; Hervorhebung im Original).

Dank der ständigen Suche nach neuen Attraktionen, neuen Orten und Emotionen erlebt Bulgarien – terra inkognita am Rande Europas – seit einigen Jahren einen gewaltigen touristischen Aufschwung. Die Schwarzmeerküste boomt und da kann es schon mal passieren, dass Urlauber in der Vorsaison anstelle vom Tosen der Brandung vom Bagger auf der benachbarten Großbaustelle geweckt werden oder die steil in den Himmel ragenden Krantürme auch nach fünf Perspektivwechseln nicht vom Urlaubsfoto verschwinden. Bulgarien auf Gold-, Sonnenstrand, Varna und Nessebar zu beschränken, wäre aber ein großer Fehler, wie es auch Reiseführer und -veranstalter eingesehen haben: „Geschichte zum Anfassen“ bietet die Extra Tour 3 nach Schumen, Preslav, Pliska und Madara. Wem nach „Dörfern und blauen Bergen“ ist, der folge Tour 5 nach Kotel und Sheravna, und Extra Tour 4 schließlich verspricht, bei einer „Bootsfahrt auf dem Ropotamo Natur pur“ zu erleben (s. ebd.: 88-93). Die über die käsigen Beine der Touristen grinsende dicke Frau (Marco Polo: 9) darf im Reiseführer natürlich ebenso wenig fehlen wie die mit Meerschweinchen ausgerüstete Wahrsagerin am Straßenrand (ebd.: 11) oder der wohlgemeinte Hinweis auf Misstrauen, tiefe Minderwertigkeitskomplexe und die Ehrfurcht der Einheimischen allem Fremden gegenüber (vgl. Engelbrecht: 51). Man will den ahnungslosen Touristen ja schließlich auch „psychisch (...) auf

⁷ Erster Reiseführer im heutigen Sinne war das vom Engländer John Murray zusammengestellte *Red Book*, in welchem die Sehenswürdigkeiten Hollands, Belgiens und des Rheinlandes vorgestellt wurden. Karl Baedekers Reiseführer *Die Rheinlande* folgte drei Jahre später (vgl. Enzensberger: 666).

⁸ „Nestinarstvo“ ist ein Tanz auf glühenden Kohlen.

die Begegnung mit den Bulgaren vorbereiten“ (ebd.). Doch wie reagieren die Bewohner touristischer Zielgebiete – die so genannten Einheimischen – auf diese für den Touristen „schmackhafte“ Beschreibung ihrer Kultur, ihres Volkes? Wie zufrieden stellend bzw. widersprüchlich ist das Bild, das den Reisenden auf Tausenden von Seiten vermittelt wird?

3.1 Gut zu wissen

Im Rahmen der Konferenz „Wider Raster und Schranken. Deutschland – Bulgarien – Österreich in der gegenseitigen Wahrnehmung“ haben sich die Studierenden des 2. Studienjahres Bulgarische/Russische und Deutsche Philologie der Universität Plovdiv mit genau diesem Thema anhand von zwei Bulgarien-Reiseführern beschäftigt. Für die meisten war dies die erste bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur, mit Eigen- und Fremdbildern. Ziel des fast zweimonatigen Projekts waren einerseits die theoretische Erarbeitung xenologischer Fragestellungen und in Folge die Beschäftigung und Reflexion des vertrauten Umfelds, der eigenen Kultur – im weitesten Sinne der bulgarischen Kultur – und andererseits die Präsentation der Ergebnisse bei der Konferenz. Der Arbeitsprozess lässt sich als Kreis – Bewusstmachung bzw. Beschreibung des Eigenen, Erkennen von fremden Zuschreibungen, Gegenüberstellung der Fremd- und Eigenbilder – beschreiben. Theoretische Grundlage der Arbeit war ein themenbezogener Reader, als Untersuchungsgegenstände wurden der „Marco Polo“ Reiseführer *Bulgarien* (2003) sowie der „Dumont Extra“ Reiseführer *Bulgarische Schwarzmeerküste* (2002) herangezogen. Diese beiden Bücher waren in Plovdiv vorhanden und schienen uns auch ihrer inhaltlichen Dichte wegen gut für das Projekt geeignet. Im Folgenden sollen die Arbeitsschritte nachgezeichnet sowie die Ergebnisse, welche auf der Konferenz im Frühjahr 2003 präsentiert wurden, dargestellt werden.

3.2 Vom Eigenbild zum Fremdbild

Bevor die praktische Arbeit mit den Reiseführern beginnen konnte, mussten Begriffe wie „Stereotyp“, „Vorurteil“, „Kultur“ – wir verwendeten die Definition Hofstedes (zit. nach Zeuner) sowie seine bildliche Darstellung in Form des „Zwiebeldiagramms“ – definiert und die Studierenden – nicht zuletzt auch durch das gemeinsame Anschauen des österreichischen Films *Das Fest des Hubns*⁹ – für Eigen- und Fremdwahrnehmungen sensibilisiert werden. In einem zweiten Schritt galt es, die eigene Kultur in Form eines Zwiebeldiagramms¹⁰ zu beschreiben, zu reflektieren und somit das Eigenbild für die folgende Auseinandersetzung zu aktivieren.

⁹ *Das Fest des Hubns*, Regisseur: Walter Wippersberg, Österreich 1992.

¹⁰ Das „Zwiebeldiagramm“ gewährleistet seines bildhaften Charakters wegen ein schnelles Erfassen und plakatives Präsentieren der Ergebnisse. (s. Anhang)

Danach wurden die Reiseführer in Gruppenarbeit zu jeweils zwei bis drei Studierenden einer quantitativen Untersuchung unterzogen: Wie viele Seiten werden den unterschiedlichen Regionen gewidmet? Wie viele farbige Abbildungen gibt es? Welche Sehenswürdigkeiten werden berücksichtigt? Wie viele Sonderkästen? Dieser Arbeitsschritt sollte in erster Linie eine Vertrautheit mit dem Medium schaffen. Die Ergebnisse wurden im Unterricht auf Postern präsentiert, waren für den weiteren Verlauf des Projekts aber weitgehend unbedeutend.

Als nächstes erschien es uns wichtig, so genannte „starke Formulierungen“, Slogans, die eine bestimmte Erwartungshaltung auslösen bzw. bestimmte Bilder evozieren, herauszufiltern. Fündig wurden wir vor allem in den Einleitungen, welche sich geradezu darin übertreffen, das Urlaubsland als paradiesisches Fleckchen Erde zu beschreiben. Vom „Vorgärtchen Gottes“ (Dumont: 4) und vom „größten Swimmingpool Europas“ (ebd.: 6) ist hierbei ebenso die Rede wie von der hoch gerühmten Geselligkeit der Bulgaren, welche „aus den Wohnzimmern auf die Strassen in die zahlreichen Lokale“ kriecht (Marco Polo: 11). Auch Bulgariens geographische Stellung als „Übergangsland zwischen [dem] Orient und Europa“ (ebd.: 7) und die damit einhergehende kulturelle Vielfalt wird hervorgehoben, finden wir doch im kulturellen Umfeld der Balkanregion in Bulgarien sowohl Merkmale der Mittelmeerkultur als auch „einen Hauch von Orient“ (Bogdanov: 176).

Wichtigster Teil des Projekts war aber das Herausfiltern der Charakterisierung des bulgarischen Volkes und seiner Kultur von außen, im Folgenden kurz „Fremdbild“ genannt, welches dem in den Zwiebeldiagrammen erarbeiteten „Eigenbild“ gegenübergestellt wurde.

3.3 Wer ist der Bulgare?

Hofstede versteht Kultur als „Software des Geistes“ und meint weiters, dass sich die eine Kultur von einer anderen durch bestimmte Phänomene unterscheidet, die immer einer von vier Kategorien – den „Symbolen“, „Helden“/„Vorbildern“, „Ritualen“ oder den „Werten“ – entsprechen. Diese vier Kategorien ordnet er in einem Diagramm wie die Schalen einer Zwiebel von außen nach innen an, wobei die „Symbole“ die äußerste Schale, die „Werte“ quasi den Kern bilden. Demzufolge sind „Symbole“ für einen außerhalb der Kultur Stehenden auch wesentlich leichter zu erkennen bzw. zu imitieren als die „Werte“. Kurz gefasst sind „Symbole“ Dinge – Wörter, Objekte, Farben etc. –, mit denen eine bestimmte, für die Angehörigen einer Kultur bekannte, Bedeutung verknüpft ist. Unter „Helden“ oder „Vorbildern“ versteht Hofstede Persönlichkeiten – lebende, historische oder auch erfundene –, die für eine bestimmte Gruppe wichtig sind. Konventionalisierte Verhaltensmuster bilden die so genannten „Rituale“. „Werte“ schließlich verdeutlichen die Prioritäten, sind der rote Faden der Lebensorientierung der Angehörigen einer bestimmten Gruppe (vgl. Zeuner).

Ausgerüstet mit Theorie, einem Bogen Papier und Stiften, machten sich die Studierenden an die Arbeit, reflektierten ihre eigene Kultur, in diesem Fall die der bulgarischen Studierenden aus dem Großraum Plovdiv,¹⁰ und präsentierten ihr jeweiliges Zwiebelndiagramm der ganzen Gruppe. Die vielen Überschneidungen erleichterten die folgende Zusammenfassung der „wichtigsten“ Elemente in einem großen Zwiebelndiagramm.

4 Jenseits der Grillgerichte

„Die Bulgaren lieben ihre Musik, essen gesund und sind stolz auf ihr Land und seine Geschichte“ (Marco Polo: 13) liest der Reisende und sieht dieses Bild auf den ersten Blick mit großer Sicherheit auch bestätigt, säumen doch Klänge – ob nun die heute viel geläufigeren, weil bei der Jugend aktuellen, Pop-Folk-Rhythmen oder die Klänge des Dudelsackspielers in der Plovdiver Fußgängerzone –, große Felder mit Gemüse – echt „bio“ – und die vielen Spuren aus der (ruhmreichen) Vergangenheit seinen Weg. Auch im Zwiebelndiagramm der Studierenden finden sich die bulgarische Musik und Volkstänze als „Symbole“ bzw. „Rituale“ ebenso wie bestimmte Nahrungsmittel (ob diese nun gesund sind, sei in Anbetracht der Menge an Butter bzw. Sonnenblumenöl jedoch einem Ernährungsspezialisten überlassen). Betrachtet man nun die „Helden“/„Vorbilder“ im Zwiebelndiagramm, so finden sich dort neben zwei lebenden Persönlichkeiten, dem Fußballspieler Hristo Stoitschkov und dem Schauspieler Stefan Danailov, einzig verstorbene oder gar fiktive Personen. „Baj Ganjo“, ein Herumtreiber, eigentlich ein Antiheld, entstammt der Phantasie des Schriftstellers Aleko Konstantinov, „Hitar Petăr“ (der listige Peter) ist unverwüstlicher Bestandteil der mündlich überlieferten bulgarischen Witzkultur. Beide Figuren stehen im Gegensatz zu den anderen erwähnten „Helden“, von denen sich zwei – Vasil Levski und Hristo Botev – als Kämpfer in der Revolution Ende des 19. Jahrhunderts, Märtyrertod inbegriffen, diese Bezeichnung wahrlich verdient haben.

Es mag verwundern, wenn junge Menschen mehr als 100 Jahre nach dem Tod der Befreiungskämpfer gerade diese als ihre Vorbilder angeben; betrachtet man jedoch die „Werte“ im bulgarischen Zwiebelndiagramm, so stehen als wichtige Punkte die „Vaterlandsliebe“, die „Achtung der Traditionen“ sowie „Heldenmut“ an vorderster Stelle. 500 Jahre bulgarische Vereinnahmung durch die Türken – das so genannte „osmanische Joch“¹¹ – sind an den Bulgaren nicht spurlos vorübergegangen, Verweise auf den „jahrhundertealten Bulgarietourismus“ und die „Gastfreundschaft“ der Bulgaren (s. Dumont: 7 f.) muten in diesem Zusammen-

¹⁰ Hofstede betont, dass die jeweiligen kulturellen Phänomene immer vor dem gegebenen Hintergrund, soll heißen: der jeweiligen Schichtzugehörigkeit (nationale, regionale, ethnische, religiöse, sprachliche Zugehörigkeiten, Alter, Geschlecht, soziale Schicht etc.) gesehen werden müssen (vgl. Zeuner).

¹¹ Ivan Vasov, ebenfalls in der Kategorie „Helden“ aufzufinden, hat die Ereignisse dieser Zeit im Roman *Под узомо (Unter dem Joch)* verarbeitet.

hang ebenso seltsam an wie die offensichtliche Heldenverehrung zwanzigjähriger Studenten. Eine Ursache für Letztere liegt wohl im zähen Reformprozess¹³ nach dem Fall des Sozialistischen Regimes, was eine Idealisierung der Vergangenheit mit sich bringt. Levski – das bulgarische Wort für „Löwe“, den König der Tiere – vereint sämtliche menschliche Stärken und wohl auch die Hoffnung auf ein besseres Leben in sich und wird zum Vorbild. Gleichzeitig sind diese Helden in ihrem Einzelkämpfertum, der Unverstandenenheit und schlussendlich dem Märtyrertod zutiefst tragische Persönlichkeiten, die das Ehrgefühl der Bulgaren befriedigen. In den lächerlich-lustigen Figuren Hitar Petăr und Baj Ganjo wiederum manifestieren sich der Humor und damit das Lachen über sich selbst als wichtige, manchmal auch letzte Möglichkeit, das Leben zu meistern. Botev wird auch in den Reiseführern im Zusammenhang mit der Zeit der Nationalen Wiedergeburt erwähnt. Ebenso genannt werden Kyrill und Method sowie deren Verehrung durch die Bulgaren.

Auch Dionysos, der Gott des Weines, und Orpheus, der Vorläufer der musikbegeisterten Bulgaren, dürfen als ideale Stützen bei der Konstruktion einer Urlaubswelt in den Reiseführern nicht fehlen.¹⁴ Diese beiden Figuren wurden interessanterweise von den Studierenden nicht angeführt und auch als so sehr feierfreudig, wie in den Reiseführern beschrieben („Böse Zungen behaupten, dass die Bulgaren am liebsten das ganze Jahr durchfeiern, auch wenn ihnen oft gar nicht danach zumute ist“ [Marco Polo: 24]), sehen diese sich nicht. Doch Feste wirken gemeinschaftsstiftend, sie heben sich durch besondere Bräuche, oft geladen mit Emotionalität, aus dem Alltag heraus und geben sich durch ihren repräsentativen bzw. demonstrativen Charakter nach außen hin als etwas Besonderes zu erkennen (vgl. Wikipedia). Sie sind also ein idealer Ort auf der Suche des Touristen nach dem „Echten, dem Eigentlichen einer Kultur“, einer Suche die für den Touristen „in einer zunehmend säkularisierten Welt (...) in das Zentrum des Interesses“ rückt (Schrutka-Rechtenstamm: 104; Hervorhebung im Original).

Die Reiseführer reagieren auf diese Bedürfnisse mit ausführlichen Informationen zu den verschiedensten Festivitäten. Auffällig ist der Hinweis in der Rubrik „Feste und Festivals“ im Marco Polo Reiseführer auf die Gefährdung zahlreicher Veranstaltungen auf Grund von Geldmangel (s. Marco Polo: 24), eine Andeutung der Probleme, mit denen das Land zu kämpfen hat:

Wie viele ehemals sozialistische Länder hat auch Bulgarien mit hohen Arbeitslosenzahlen, fehlenden Absatzmärkten, nicht konkurrenzfähigen Produkten, einer riesigen Schattenwirtschaft und der wachsenden Armut zu

¹³ S. den Beitrag von Thomas Frahm in diesem Band.

¹⁴ „In Bulgarien sind sinnesfreudige Gottheiten und Musikgenies wie Dionysos und Orpheus beheimatet. Das hat Auswirkungen bis in die Gegenwart: Fast jeden Monat findet irgendwo mindestens ein Musikfestival statt, oder es werden weinselige Bräuche wieder belebt“ (Dumont: 14).

kämpfen. Improvisation – das Zauberwort auf dem Balkan – hilft da nur über die ärgsten Nöte hinweg“ (ebd.: 10; Hervorhebung im Original).

Selbst im Reiseführer lässt sich Bulgariens schwierige wirtschaftliche Lage nicht verschweigen, angesichts des bulgarischen Erfinderreichtums¹⁵ wirkt jedoch alles weniger Existenz bedrohend als vielmehr ulkig bis skurril. Und überhaupt: Ein besseres Fotomotiv als den alten Mann, der seine Waage für 50 Stotinki zur Gewichtskontrolle „vermietet“, findet man selten (s. ebd.: 10 f.). Dass die nach wie vor zahlreichen Tanzbären das tierliebende Herz der ausländischen Touristen umso mehr rühren, sei hier nur am Rande bemerkt.

Weniger illusionierend berichten die Reiseführer über das Verhalten der Bulgaren gegenüber den Minderheiten im Land. Vor allem die „problematische Lage der Roma (...), die über das ganze Land verteilt sind und am Rande der Großstädte in gettoartigen Vierteln leben“ (Marco Polo: 15), wirft aller Urlaubsidylle zum Trotz einen Schatten auf das Paradies, rassistische Ausschreitungen dieser Minderheit gegenüber lassen sich nicht hinter dem Schlagwort „Kulturvielfalt“ verstecken. Nichtsdestotrotz werden „Gastfreundschaft“ und „Toleranz“ als „Werte“ im Zwiebelndiagramm der Studierenden hoch gehalten, was auch in der Diskussion mit allen möglichen Argumenten unterstützt wurde.¹⁶ Rückte jedoch die Lage der Roma als ethnische Minderheit in das Zentrum der Diskussion, so wurden Großherzigkeit und Offenheit über Bord geworfen; für Roma gelten eben andere „Werte“.¹⁷ „Gastfreundschaft“, so wurde in der Diskussion klar, bedeutet für Bulgaren vor allem auch eine gewisse Ungezwungenheit und Unkompliziertheit im Umgang mit Gästen, weswegen wohl selbst ein unangemeldeter Besuch nie wirklich großen Stress auslösen würde. Es wird dann auch an nichts gespart, um dem Besuch ein gutes und ausgiebiges Essen zu servieren, reichlich Getränke aufzutischen etc. Kurzum wird, auch wenn es die finanziellen Mittel eigentlich nicht zulassen, alles aufgebracht, um sich dem Gast gegenüber großzügig zu erweisen. Die Reiseführerschreiber bemühen freilich eine Interpretation im touristischen Sinne, sie verfolgen die „Gastfreundschaft“, die „in diesem schönen Land sowieso schier unerschöpflich zu sein“ scheint (Marco Polo: 11) bis ins 4. Jahrhundert vor

¹⁵ In einem Artikel der *ZEIT* kann man von der „Bulgarisierung des Animateurwesens“ (Grefe) lesen. Neben dem niedrigeren Lohnniveau werden die Naturverbundenheit vieler Bulgaren sowie ihre Improvisationsfähigkeit als weitere Erklärungen für das Phänomen, dass „Neckermann bei seinem Dienst an der guten Laune immer mehr auf Bulgaren setzt“, genannt: Für denjenigen, der täglich mit „materieller Knappheit“ konfrontiert ist, ist es einfacher „aus nichts etwas zu machen.“ Dies bestätigt der im Artikel zitierte Krasen Stavrev, ein Choreograph von Animateur-Tanzshows: „Unsere Mentalität könnte schon eine Rolle spielen“, werde doch z. B. „im gesellschaftlichen Leben Bulgariens noch öfter, selbstverständlicher und gekonnter als im Westen getanzt“ (Grefe). Unter Kollegen hatte Stavrev oft den Eindruck dass „die Deutschen (...) halt ihre Arbeit“ machen, während die Bulgaren „von Herzen“ spielen und tanzen.

¹⁶ So bezeichneten sich die Studierenden als neugierig, freundlich und hilfsbereit Ausländern gegenüber.

¹⁷ S. den Beitrag von Pavlina Fitcheva in diesem Band.

Christus zurück, als die „Thraker ihre Lagerfeuer an den romantischsten Stellen entzündet“ haben (Dumont: 7) und fragen: „Was hat sich eigentlich geändert am jahrhundertealten Bulgarietourismus?“ (ebd.: 8).

Eng verbunden mit der Gastfreundschaft und als nicht weniger wichtig erachtet wird die Familienverbundenheit der Bulgaren. So ist es gang und gäbe, dass mehrere Generationen in einem Haus bzw. einer Wohnung zusammenleben, die Eltern, die oft auf dem Land leben, ihre Kinder und Enkelkinder in der Stadt wöchentlich mit Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten versorgen oder Verwandte, die im Ausland arbeiten, monatlich der Familie in Bulgarien Geld schicken. Der Grund für diesen überaus engen Zusammenhalt in der Familie dürfte neben den bereits erwähnten wirtschaftlichen Problemen auch in der Vergangenheit, in all den Jahrhunderten der Fremdherrschaft zu finden sein, konnte der Mensch doch ausschließlich in der kleinsten Einheit der Gesellschaft, der Familie, seine Individualität (aus)leben (vgl. Bogdanov: 179). Unangefochtenes Oberhaupt in der Familie ist zumeist der Vater, Kinder spielen ebenfalls eine große Rolle, was auch in den Reiseführern hervorgehoben wird: „Kinder bewegen sich in Bulgarien immer mit den Eltern, sie werden fast überall hin mitgenommen, sie gehören einfach dazu“ (Marco Polo: 99). Die Rolle der Frau in der Familie wurde interessanterweise nie gesondert angeführt, wenngleich deren „Doppelbelastung“ als Hausfrau/Mutter und berufstätige Frau – aufgrund der geringen Einkommen arbeiten in Bulgarien zumeist beide Partner – eine allgemein bekannte Tatsache ist. Insgesamt wurde die Familie von den Studierenden als wichtige Stütze angesehen, betont wurden der Zusammenhalt und die gegenseitige Hilfe.

Als letzter Punkt sollte angeführt werden, dass den Bulgaren im Reiseführer ein Hang zum Mystischen, zu Wahrsagern und Orakeln nachgesagt wird. „(...) Wahrsagen hat Hochkonjunktur, und die Medien sind oft über Monate ausgebucht“ (Marco Polo: 100) lesen der Tourist und die Studierenden aus Plovdiv mit einem Lächeln: „Baba Vanga“¹⁸ mag wohl Todor Shivkov die Zukunft vorausgesagt haben, im Zwiebeldiagramm vom April 2003 findet sich keine Spur von Wunderglauben. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang Bogdanovs Beobachtung (177), dass auf dem Balkan Menschen oftmals in ganz unterschiedlichen zeitlichen Dimensionen nebeneinander leben, so dass es zu keinerlei oder einem sehr beschränkten kulturellen Austausch kommt. Von der europäisch stark beeinflussten Großstadt (z. B. Sofia) über Provinzstädte sozialistischen Typs (z. B. Schumen, Gabrovo) bis hin zu rückständigen Dörfern findet man die unterschiedlichsten Typen von Alltag und Kultur in unmittelbarer Nähe. Die Bewahrung alter Traditionen und Riten – wie z. B. die Wahrsagerei und heilpraktische Fähigkeiten – gründet nicht ausschließlich in Armut, sondern ist neben einem gewissen Konservatismus auch der Versuch, ein Gefühl der Unvergänglichkeit aufrechtzuer-

¹⁸ Evangelia Dimitrova (1911-1996), genannt „Baba Vanga“, war eine berühmte bulgarische Wahrsagerin.

halten (vgl. ebd.), was wiederum in schwierigen Zeiten gleich der Religion Halt und Kraft geben kann.

5 Praktische Hinweise

Kurzum sollte festgehalten werden: Den Studierenden gab dieses Projekt, in all seiner Einfachheit und Beschränkung auf zwei Reiseführer, vielfach einen ersten Anstoß, über ihre eigene Kultur nachzudenken und alltägliche Praktiken des Lebens aus einer anderen Perspektive heraus zu betrachten. Gleichzeitig wurde ihnen aber auch bewusst, welche Bilder von ihnen/über sie und von ihrem Land im deutschsprachigen Ausland vermittelt werden, was zum Teil zu Empörung führte, größtenteils jedoch einen Aha-Effekt bewirkte, und – so ist zu hoffen – zu einem behutsamen Umgang ihrerseits mit Fremdbildern anspornt. Es wurde zudem klar, wie irreführend, jedoch auch wie hilfreich die zumeist generalisierenden Zuschreibungen in Reiseführern sind, aber auch wie unmöglich es ist, ein Land und seine Kultur(en) in all seinen Facetten zu beschreiben. Letztendlich liegt es am Reisenden, sich aller vorgefertigter Fremdbilder zum Trotz ein eigenes Bild vom Anderen, seine Reise zu einem persönlichen Erlebnis zu machen.

Literatur

Reiseführer

Bulgarien. Marco Polo. Ostfildern 2003.

Bulgarische Schwarzmeerküste. Dumont. Köln 2002.

Engelbrecht, Elena (2000): Bulgarisch Wort für Wort. Bielefeld.

Sekundärliteratur

Bloch, Ernst (1987): Reiz der Reise. In: Universitas, H. 7, 656-660.

Bogdanov, Bogdan (1995): Kultur und Mensch auf dem Balkan. In: Südosteuropa-Mitteilungen, H. 7, 175-181.

Enzensberger, Hans Magnus (1987): Eine Theorie des Tourismus. In: Universitas, H. 7, 660-676.

Grefe Christian: Club der sonnigen Gemüter. In:
http://www.zeit.de/2004/28/Bulgarien_neu. (Stand: 01.12.2005)

Kiefl, Walter/Klörs, Ursula (1999): Beschränkt in die Welt und frei im Ghetto. Zum Dilemma grenzenlosen Reisens. In: Bachleitner, Reinhard/Schimann, Peter (Hg.): Grenzenlose Gesellschaft – Grenzenloser Tourismus? München/Wien, 25-37.

Leeds, Eric (1993): Die Erfahrung der Ferne: Reisen von Gilgamesch bis zum Tourismus unserer Tage. Frankfurt a. M./New York.

Scherle, Nicola (2000): Gedruckte Urlaubswelten: Kulturdarstellungen in Reiseführern. Das Beispiel Marokko. München/Wien.

- Schrutka-Rechtenstamm, Adelheid (1999): Begrenzt: Interkulturelle Beziehungen im Tourismus. In: Bachleitner, Reinhard/Schimann, Peter (Hg.): Grenzenlose Gesellschaft – Grenzenloser Tourismus? München/Wien, 101-112.
- Spaniel, Dorothea (2002): Methoden zur Erfassung von Deutschland-Images. Ein Beitrag zur Stereotypenforschung. In: Info DaF, H. 4, 356-369.
- Vester, Heinz-Günter (1999) : Tourismustheorie. Soziologischer Wegweiser zum Verständnis touristischer Phänomene. München/Wien.
- Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Fest>. (Stand: 01.09.2005)
- Zeuner, Ulrich (1998): Interkulturelle Bewusstheit. Ein E-Mail-Projekt zum Interkulturellen Lernen. Kursbuch. In: <http://www.tu-dresden.de/sulifg/daf/iklerfra.htm>. (Stand: 01.09.2005)

Anhang 1: Zwiebelndiagramm der Studierenden



Anhang 2 : Auszug aus der Gegenüberstellung der Eigen- und Fremdbilder

| | Eigenbild | Fremdbild |
|---------|--|---|
| Symbole | die bulgarische Fahne und das Staatswappen | sämtliche Sehenswürdigkeiten |
| | bulgarische Nahrungsmittel, Speisen und Getränke z. B.: Joghurt, Banitza, Schopska Salat | bulgarische Nahrungsmittel, Speisen und Getränke: z. B.: Wassermelonen, Schafskäse, Schnaps |
| | die bulgarische Rose | Sonnenblumenfelder |
| | das Schwarze Meer | weiße Strände |

| | | |
|--|---------------------------|---|
| | der Balkan | prächtige Gebirge |
| | Volkstrachten | |
| | Martenitza | |
| | Volksmusik und Volkstänze | Horo (bulgarischer Reigen) bulgarische Frauenchöre |
| | | ausgebaggerte Schlaglöcher auf den Strassen |

| | Eigenbild | Fremdbild |
|--------|------------------------|--|
| Helden | Hristo Botev | Hristo Botev |
| | Vasil Levski | Orpheus, Dionysos |
| | Kyryll und Method | Kyryll und Method |
| | Hitar Petär, Baj Ganjo | diverse Musiker (die Bulgaren als ein ihre Musiker tief verehrendes Volk) |
| | Stefan Danailov | Slavi Trifonov |
| | Hristo Stoitschkov | Christo |

| | Eigenbild | Fremdbild |
|---------|---|---|
| Rituale | Kopfschütteln für Zustimmung, Kopfnicken für Verneinung | Kopfschütteln für Zustimmung, Kopfnicken für Verneinung |
| | Handdruck zum Gruß | Schnapstrinken am Beginn des Essens |
| | Volkstänze | Volkstänze |
| | | allzu gernes Verteilen von Visitenkarten |
| | | die Bulgaren „knappern gerne“ z. B. Sonnenblumenkerne |
| | | Trampen als ganz normale Art der Fortbewegung |

| | Eigenbild | Fremdbild |
|-------|-------------------------|--|
| Werte | Gastfreundlichkeit | Gastfreundlichkeit |
| | Herzlichkeit | Geselligkeit und Feierfreude |
| | Familienverbundenheit | Kinderfreundlichkeit |
| | Achtung der Traditionen | gläubiges Volk (auch Aber- und Naturglaube und Orakel) |
| | Fleiß und Arbeitseifer | hoher Improvisationsreichtum, Phantasie |
| | Toleranz | Intoleranz/Ablehnung von Minderheiten |
| | Heldenmut | Legendenreichtum |
| | | dem Essen wird ein großer Wert beimessen |
| | | Musikbegeisterung |

Projektdokumentation: „Pressespiegel“ – Bulgarien und Deutschland in der gegenseitigen Berichterstattung

Annegret Middeke (Göttingen) und Studierende der U Plovdiv

1 Prämissen

Gegenstand des dreimonatigen Unterrichtsprojekts, das mit Studierenden aus dem dritten Kurs des Fachs „Deutsche und Bulgarische/Russische Philologie“ durchgeführt wurde, war ein Vergleich der Berichterstattung über das jeweils andere Land in deutschen und bulgarischen Tageszeitungen. Zur Einstimmung wählte ich aus dem Lehrbuch *em*¹ (Hauptkurs, KB: 134) das „Projekt Presselandschaft“, das aus fünf Komponenten besteht: einem Silbenrätsel zum Thema Presse, der Aufgabe, die aus dem Rätsel gewonnen Begriffe den Oberbegriffen „Druckmedien“, „formale Kriterien“ und „inhaltliche Kriterien“ zuzuordnen, einer Befragung der Studenten bezüglich ihres Zeitungs-/Zeitschriftenleseverhaltens, der Frage, welche deutschen Zeitungen und Zeitschriften bekannt sind, und der Aufforderung, deutsche Zeitungen und Zeitschriften, die an die Studenten ausgegeben wurden, zu beschreiben. Bereits an dieser Stelle, d. h. in der Vorlaufphase, drohte das Pro-

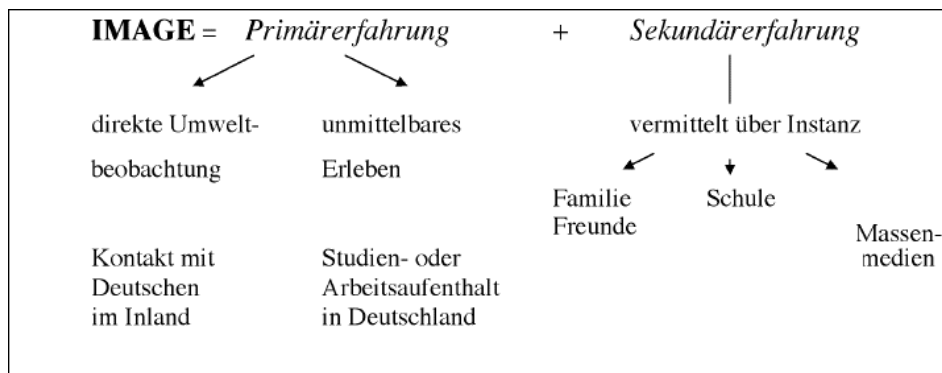
¹ S. den Beitrag von Ivanka Taneva in diesem Band.

jekt zu scheitern, denn die Studenten sagten ausnahmslos, dass sie überhaupt keine Zeitungen läsen; die bulgarischen seien zu unseriös und die deutschsprachigen, nun, dafür hätten sie keine Zeit... Die Frage, nach welchen Kriterien die Seriosität von Zeitungen zu bemessen sei, blieb zwar unbeantwortet, dass aber der Eindruck der Studenten – trotz der Schwierigkeit, ihn zu explizieren – nicht ganz abwegig war, bestätigt der bulgarische Kultur- und Literaturwissenschaftler Blagovest Zlatanov, der sich eingehend mit den Printmedien in der postkommunistischen bulgarischen Demokratie auseinander gesetzt hat und in einem Vortrag² die Begleiterscheinungen und Folgen des Transformationsprozesses beschreibt: Wurde im Totalitarismus die Sprache durch präskriptive Regelungen und totale, aufdringliche Überwachung rund um die Uhr kontrolliert, so herrscht in der posttotalitären Phase ungezügelter Pressefreiheit, durch die sich zwar ein kategorialer Unterschied zwischen den Massenmedien und der Kulturpresse herausbilden konnte (im Kommunismus gab es den nicht), letztere praktisch jedoch kaum zur Kenntnis genommen wird. „Die traurige Freiheit der Kulturpresse in Bulgarien“ liegt nach Zlatanov (9) darin, dass man sie wegen ihres dürftigen Einflusses auf die öffentliche Meinung nicht einmal kontrollieren muss. Die Öffentlichkeitswirksamkeit der Massenmedien hingegen beruht auf zwei aggressiven Strategien: dem „agenda setting“, d. h. der „Meinungsmache“ durch „aufdringliche Themen“, einerseits und der „Schweigespирale“, d. h. dem Aussparen von Themen wie „organisiertes Verbrechen“, „politische, administrative Wirtschafts- und Gerichtskorruption“, andererseits, so dass die führenden Massenmedien nur noch graduell – und nicht typologisch – von der Boulevardpresse abgrenzbar sind (vgl. ebd.: 11 f.). Auch der bulgarische Medienwissenschaftler Orlin Spassov (60) konstatiert in seinem Überblick über die bulgarische Presse nach 1989: „In such a context, creating ‚pure‘ quality dailies has proven a near-impossible task.“

Da aber Zeitungen, so „unseriös“ sie auch sein mögen, nicht nur das älteste, sondern – als Mittel der Information, Meinungsbildung, Unterhaltung und sozialen Integration – auch das wichtigste gedruckte Medium sind, ist es die Aufgabe der Kommunikationserziehung, die durchaus eine Komponente des DaF-Unterrichts bilden sollte (s. Klinovskaja/Trubčeninova: 313), eine kritische Auseinandersetzung sowohl mit dem Medium selbst als auch mit der vermittelten Information sicherzustellen, oder anders gewendet: „durch Medien zu den Medien hin zu erziehen“ (Jansen: 267). Kommunikationserziehung zielt auf die Befähigung der Lerner, das „mediale Angebot (...) distanziert kritisch zu analysieren und zugleich für sich selbst nutzbar zu machen“ (ebd.). Die Bedeutung der Massenmedien für unser Thema wird in folgendem Schaubild³ deutlich:

² Der Vortrag wurde auf dem internationalen Symposium „Medien und Öffentlichkeit in Südosteuropa“ (Chisinau, 07.-08.06.2004) gehalten.

³ Das Schaubild erläutern Rück/Spaniel (353 f.) wie folgt: „Bei der Entstehung von Nationen-Images sind Primär- und Sekundärerfahrungen von maßgeblicher Bedeutung (...). Zu den Primärerfahrungen gehören direkte Kontakte (...), Sekundärerfahrungen werden über die bekannten Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Medien auf unterschiedliche



Primär- und Sekundärerfahrungen als Image-Komponenten (Spaniel: 358)

2 Projektverlauf

2.1 Kritischer Medienvergleich

Die Studenten haben sich schließlich für das Unterrichtsprojekt entschieden, nicht wegen des zu untersuchenden Materials, sondern wegen der Thematik (Eigen-/Fremdwahrnehmung) und der Aussicht, die Ergebnisse auf der Konferenz zu präsentieren. Der erste Schritt, die Auswahl der Zeitungen, bedurfte eines kritischen Medienvergleichs: Da in Plovdiv nur zwei deutsche Zeitungen – die *Süddeutsche Zeitung* und *DIE ZEIT* – zur Verfügung standen, mussten (zumindest annähernd) vergleichbare bulgarische Tages- und Wochenzeitungen gefunden werden. Das „Pendant“ zur *ZEIT*, die bulgarische Wochenzeitung *Kapital*, war trotz ihres Wirtschaftsschwerpunkts unschwer zu bestimmen, da sie die einzige intellektuelle (und als solche verhältnismäßig auflagenstarke⁴) Zeitung Bulgariens darstellt, die Spassov (62) wie folgt beschreibt:

Weise vermittelt. (...) Einen großen Einfluss auf Nationen-Images haben des Weiteren die Massenmedien. Trotz gestiegener Mobilität und der Vereinfachung von Direktkontakten, z. B. über Schüleraustauschprojekte und Mobilitätsprogramme der Europäischen Union, dienen Medien oft als einzige Informationsquelle über räumlich entfernte Kulturen (...). Mangelnde kontinuierliche und eher punktuelle Auslandsberichterstattung über Ereignisse, die außerhalb der Erfahrungswelt der Rezipienten liegen und nach publizistischen Kriterien (z. B. Negativismus) ausgewählt werden, verstärken einerseits reduzierte, vereinfachte Sichtweisen auf andere Länder (...). Andererseits gibt es Zusammenhänge zwischen der Mediennutzung von Informationssendungen und einem politischen Wissenszuwachs (...), wozu auch Kenntnisse über andere Nationen gezählt werden.“ (Hervorhebung im Original.)

⁴ Mit einer Auflage von 26000 Exemplaren erreicht *Kapital* deutlich mehr Leser als die drei Kulturzeitungen, die nach Zlatanov ja die eigentlich seriösen Zeitungen sind: *Balgarski*

The weekly that has become emblematic of the quality press in Bulgaria after 1989, *Capital*, belongs to the same category of business-oriented papers but deals also with broader social and political issues. (...) It targets 'the decision makers in all spheres of public life in Bulgaria'. The weekly has developed a good partnership with powerful European news agencies and publishing groups, and has succeeded in asserting many of the standards of highly professional journalism in Bulgaria. (...) For example, it is indicative that in 2004 almost 90% of the readers of *Capital* had university degrees (...).

Ein bulgarisches „Pendant“ zur *Süddeutschen Zeitung*, einer der auflagenstärksten unabhängigen überregionalen Zeitungen Deutschlands, zu finden, gestaltete sich aufgrund der von Zlatanov und Spassov beschriebenen Situation bedeutend schwieriger. Die einzige seriöse bulgarische Tageszeitung, *Dnevnik (Tagebuch)*, ist aufgrund der niedrigen Auflage von marginaler Bedeutung, die beiden auflagenstärksten bulgarischen Tageszeitungen, *Dneven Trud (Arbeit)* und *24 Časa (24 Stunden)*, sind so genannte Hybridformen, d. h. eine Mischung aus Elementen der seriösen und der Boulevardpresse. Dazu noch einmal Spassov (57 f.):

The hybrid popular press colonizes the vacant territory of the quality press, and attempts to partly adjust to the latter's standards; the general level here is higher than that of the typical tabloid; the popular and the serious are integrated. (...) The hybrid popular press is a mix not only of the popular and the serious, but also of the alternative type of discourse. (...) A specific feature of the hybrid tabloid are the relatively serious, often full-page, analyses; they use accessible styles. International news and commentary are also featured. There is a tendency towards sensationalism and personalization, as well as a focus on sex and crime, but in a comparatively mild form. At the same time, elements of the typical tabloid often invade the discursive field of the hybrid press. (...) The general tone varies from the serious to the sensational. News and commentary may be separated in some cases and mixed in many others. They are often meant to amuse. (...) in many cases the boundary between fact and fiction is actually far from clear. Yet even so, *Dneven Trud* and *24 Chassa* regularly define themselves as 'serious newspapers'.

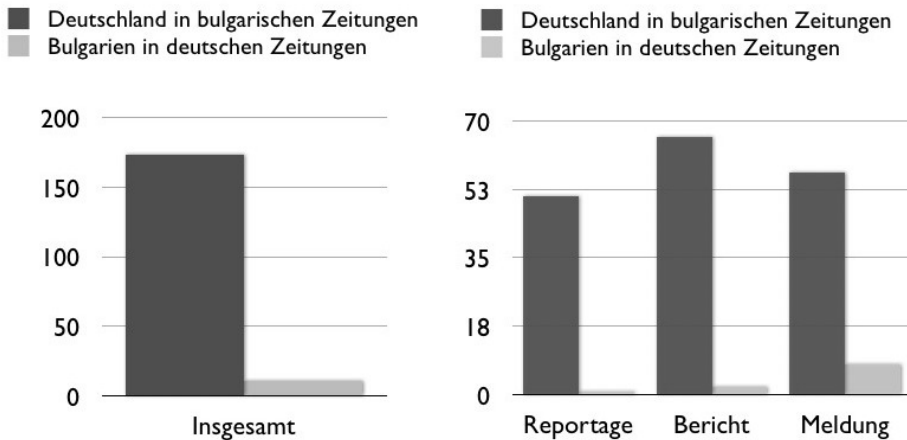
Angesichts des Mangels an Alternativen haben die Studenten, um das Projekt überhaupt durchführen zu können, sich gewissermaßen im Ausschussverfahren für *Trud*, die mit 150000 Exemplaren auflagenstärkste bulgarische Tageszeitung, entschieden. Dass *Trud* und die *Süddeutsche Zeitung* nur bedingt vergleichbar sind, sollte, da es nicht um den Vergleich der Printmedien an sich, sondern um die

darin generierten Deutschland- bzw. Bulgarienbilder ging, bei deren Analyse zwar berücksichtigt werden, aber nicht dazu führen, das Projekt erst gar nicht in Angriff zu nehmen.

2.2 Rahmenbedingungen und Projektphasen

Der relativ kurze Untersuchungszeitraum betrug acht Wochen: vom 1. März bis zum 23. April 2004. Acht Gruppen von zwei bis drei Studenten durchsuchten je eine Woche täglich die vier Zeitungen nach bulgarien- bzw. deutschlandbezogener Information, fotokopierten die entsprechenden Artikel, archivierten sie, nach Rubriken sortiert sowie mit Quellenangaben, Übersetzung der bulgarischen Schlagzeilen und stichwortartiger Zusammenfassung (auf Deutsch) der bulgarischen Artikel versehen, in einer Mappe, und bereiteten aus dem Material der Woche eine 60- bis 90-minütige Präsentation für den Unterricht (150 Minuten) vor. Parallel zu unserem Projekt wurden in einigen anderen germanistischen Lehrveranstaltungen (Sprachpraxis [Grammatik, Lexik, Übersetzung] und Literaturwissenschaft) konferenzrelevante Themen aus den Bereichen der Interkulturalitäts- und Stereotypenforschung, der Xenologie und der komparatistischen Imagologie behandelt. Somit war das Projekt in eine – in der Dichte völlig neue – thematisch bestimmte Gesamtkonzeption eingebettet, die sich, da zuvor ein diesbezüglich verbindliches Semesterprogramm mit den Kollegen vereinbart sowie ein Handapparat und ein Reader erstellt worden waren, als praktikabel und in vielerlei Hinsicht als effizient erwies.

Für die statistische Auswertung der Zeitungsartikel haben wir meinungsäußernde Darstellungsformen ausgeschlossen und uns auf die informierenden beschränkt, die wir in Anlehnung an Schulze (145-156) in Reportagen und Nachrichten (längere = Berichte; kürzere = Meldungen) einteilten. In der ersten Auswertungsphase wurde eine quantitative Erhebung durchgeführt.

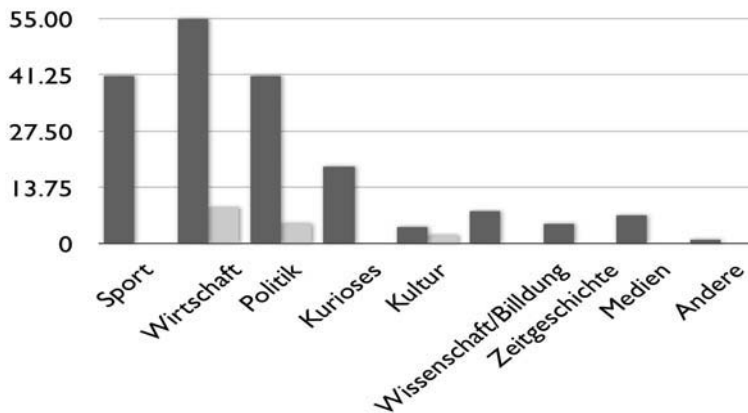


Häufigkeit: Deutschland in den bulgarischen Zeitungen (*Trud* und *Kapital*), Bulgarien in den deutschen Zeitungen (*Süddeutsche Zeitung* und *DIE ZEIT*), 01.03.-23.04.2004, in absoluten Zahlen

Das Schaubild⁵ zeigt eine drastische Asymmetrie hinsichtlich einer überproportionalen Präsenz des Deutschen in den bulgarischen Printmedien, die zu einem anderen Zeitpunkt vermutlich noch drastischer wäre, da im Zuge der EU-Erweiterung am 01. Mai 2004 auch der für 2007 angestrebte EU-Beitritt Rumäniens und Bulgariens vorübergehend ins Zentrum des Interesses gerückt waren.

In der zweiten Auswertungsphase konzentrierten wir uns auf die Rubriken, die zu erfassen bereits beim Anlegen der Mappen sich als problematisch erwiesen hat, da die Benennungen in den einzelnen Zeitungen zum Teil sehr unterschiedlich sind. Um die Vergleichbarkeit zu gewährleisten, waren die Rubriken von Anfang an nach inhaltlichen Kriterien zusammengefasst und gegebenenfalls neu benannt worden.

⁵ Unser Dank gilt Samuel Denonne, der alle Statistiken erstellt hat.



Themen: Deutschland in den bulgarischen Zeitungen (*Trud und Kapital*), Bulgarien in den deutschen Zeitungen (*Süddeutsche Zeitung* und *DIE ZEIT*), 01.03.-23.04.2004, in absoluten Zahlen

Dass im Wirtschaftsbereich die meisten Artikel vorliegen, hat bezüglich der bulgarischen Presse mit dem Schwerpunkt des *Kapital* zu tun, aber auch damit, dass innerhalb des Untersuchungszeitraums die CEBIT in Hannover stattfand, welche der stellvertretende bulgarische Ministerpräsident und Minister für Transport und Kommunikation, Nikolaj Vasilev, besuchte, und dass anlässlich der Eröffnung der Deutsch-Bulgarischen Industrie- und Handelskammer der deutsche Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit, Wolfgang Clement, in Bulgarien weilte.

2.3 Vorbereitung der Projektpräsentation

In der dritten Auswertungsphase, in welche die Lernergebnisse aus den anderen konferenzvorbereitenden Lehrveranstaltungen einfließen, wurde das in den Mappen archivierte Zeitungsmaterial hinsichtlich des Umgangs mit Eigen- und Fremdbildern geprüft und der Konferenzbeitrag verfasst. Dies war der anspruchsvollste Teil des Projekts, bei dem, verursacht durch einen „embarras de richesse“, [einer] Verwirrung aufgrund zu vielen kognitiven Elementen, mit denen gearbeitet werden sollte“ (Ortner: 237), sich ein vorübergehendes Motivationstief bemerkbar machte.

Bis dato hatten die Studenten kürzere Texte zu eindeutig formulierten und klar abgesteckten Themen angefertigt – zumeist nach dem Anschubprinzip des linearen Drauflosschreibens. Das „kognitive Kartographieren“ (ebd.: 242) des gesammelten Zeitungsmaterials unter Einbeziehung der Länderbilder- und Stereotypenforschung erforderte eine Art von Arbeitsorganisation, die ihnen unbekannt war. In dieser Phase bewährte sich das Verfahren des Herausfilterns von nicht singulä-

ren Auffälligkeiten, das Ortnet als Setzung von „Aktivposten“, d. h. von Wissens-elementen, „die weitere Elemente und Zusammenhänge zwischen Wissens-elementen aktivieren“ (ebd.), bezeichnet. Als solche kristallisierten sich a) die negative Bulgarieninformation in der deutschen, b) die Rückbeziehung auf das Eigene in der Deutschlandinformation in der bulgarischen und c) der verstärkte Einsatz von Klischees in den heiter-kuriosen Meldungen sowohl in der deutschen als auch in der bulgarischen Presse heraus. Nachdem wir mit diesen drei „Aktivposten“ eine Struktur des Konferenzbeitrags gefunden und ein fünfteiliges Textskelett (s. Punkt 3.1. bis 3.5) entworfen hatten, wurden die ersten vier Vortragsteile von Gruppen à vier bis fünf Studenten ausgearbeitet und niedergeschrieben. Bei der Textproduktion wurden die Gruppen fachlich von Marie-Christin Lercher und mir und sprachlich von je einer Praktikantin⁶ aus dem Lehrbereich DaF der TU Dresden betreut. Am Ende wurden die vier Teile zusammengefügt und der Schlussteil gemeinsam bzw. vorwiegend von den drei Studentinnen angefertigt, die das Projekt auf der Konferenz vorgestellt haben.

Für die vorliegende Publikation (s. Punkt 3) wurde der Vortragstext von den drei Referentinnen – Krassimira Schechova, Elena Todorova und Leona Zaitzeva – zusammen mit einer weiteren Praktikantin aus Dresden – Inga Welzel – überarbeitet und stark gekürzt.

3 Projektergebnis: Konferenzbeitrag

3.1 Einleitung

In unserem Vortrag möchten wir die in den Nachrichten aus vier ausgewählten deutschen und bulgarischen Zeitungen – der *Süddeutschen*, *Trud*, *ZEIT* und *Kapital* – verbreiteten Bilder des jeweils anderen Landes darstellen. Dass diese fragmentarisch und unvollständig bleiben, hat bereits der ehemals leitende Redakteur der Deutschen Presse-Agentur, Manfred Steffens (10), zu bedenken gegeben:

Es lässt sich also durchaus sagen: das meiste, das geschieht, erfährt die Presse nicht; von dem, was sie erfährt, lässt sie das meiste unberücksichtigt; und von dem, was sie berücksichtigt, wird das meiste nicht gelesen. (...) Dementsprechend sieht denn auch das Bild aus, das sich die Menschen mit Hilfe der Presse vom Weltgeschehen machen (...).

Wissens- und Kenntnislücken bezüglich einer fremden Kultur werden zumeist mit Stereotypen ausgefüllt, welche genau dort entstehen, „wo die Wirklichkeit ein Loch hat“, um mit den Worten von Botho Strauss zu sprechen (vgl. Hoffmann: 144). Sie sind „standardisierte mentale Bilder“ (Webster’s New Collegiate Dictionary, zit. nach Zeuner), die uns als Hilfsmittel zur Orientierung in einer pluralen,

⁶ Für die Unterstützung ist Anne Gladitz, Almut Meyer zu Schwabedissen, Kathrin Tittel und Ursula Walther zu danken.

komplexen, unüberschaubaren Welt und damit als Garant „unserer Selbstachtung, der Projektion unseres Wertebewusstseins, unserer eigenen Stellung und unserer Rechte auf dieser Welt“ dienen (vgl. Hoffmann: 145). Im Mittelpunkt des Vortrags steht deshalb vor allem die kritische Auseinandersetzung mit den Stereotypen.

(Elena Todorova und Inga Welzel)

3.2 Negativmeldungen in der deutschen Presse

Das Bulgarienbild in der deutschen Berichterstattung konstituiert sich maßgeblich über Negativmeldungen, wie folgende Beispiele aus der *Süddeutschen Zeitung* zeigen:

- „Im Griff der Mafia“ (SZ 16.03.2004: 10): „Bordelle werden in Tschechien auch von (...) Bulgaren betrieben, wobei die bulgarischen Gangs als besonders brutal verschrien sind. (...) Bulgaren gelten zudem als Spezialisten im Stehlen von Luxus-Autos.“
- „Sackgasse im Osten. Bei Straßen haben die Beitrittsländer Nachholbedarf“ (SZ 07.04.2004: 8).
- „Bulgarien spart Energie“ (SZ 06.04.2004: 22), indem die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (EBWE) Bulgariens Wirtschaft bis zu 50 Millionen Euro für „einen effizienteren Einsatz von Energie“ zur Verfügung stellt, da die bulgarische Wirtschaft „mit einem um mehr als sieben Mal höheren Energieaufwand als die OECD-Mitgliedstaaten“ produziert.
- „Die Erben von Tschernobyl“ (SZ 23.03.2004: 8): „Fünf der zehn aktuellen Beitrittsländer betreiben Atomkraftwerke. Dabei werden vor allem die älteren sowjetischen Reaktorlinien als riskant eingestuft. (...) Bulgarien, das der EU in der Folge beitreten könnte, betrieb vier der ältesten WWER-Reaktoren, von denen zwei stillgelegt wurden.“
- „Vorposten auf dem Balkan. Die neuen Außenseiter der EU“ (SZ 07.04.2004: 20): „Rumänien und Bulgarien träumen vom Beitritt in die Union. (...) Mit Schadenfreude etwa wird in Sofia registriert, dass Rumänien in den EU-Beitrittsverhandlungen hinter Bulgarien herhinkt. (...) Niedrige Löhne machen die Balkan-Länder zur EU-Konkurrenz – auch für die Beitrittsländer der ersten Runde.“

Vor dem Hintergrund der EU-Erweiterung, für die Politiker und Diplomaten gerne das Bild des „europäischen Hauses“ bemühen und von kultureller Vielfalt und Bereicherung sprechen, erscheint es um so erschreckender, dass der zukünftige EU-Partner Bulgarien mit nur wenigen Strichen skizziert wird: als ein wirtschaftlich unterentwickeltes Land, das mit seinem niedrigen Lohnniveau ausländische Investoren „verführt“ und dessen Bewohner über eine hohe kriminelle Energie verfügen. Damit werden beim deutschen Leser Existenzängste geschürt, in denen die Bulgaren als Archetyp des kriminellen Osteuropäers erscheinen, vor welchem man Haus und Hof schützen muss. Bedingt durch die Fokussierung der

Berichterstattung auf Themen wie Korruption, Diebstahl, Prostitution, kurzum: organisiertes Verbrechen, werden einseitige und teilweise falsche Vorstellungen über die Bulgaren und ihre Kultur erzeugt sowie bereits vorhandene Stereotype verstärkt. Diese wirken besonders in Bereichen, in denen kein „persönliches Bild“ vorhanden ist, weil auf primäre Erfahrungen nicht zurückgegriffen werden kann (s. Hoffmann: 146), was im Falle Bulgariens wohl für die meisten Deutschen gilt. Bei solch einer selektiven, einseitig negativen Berichterstattung wie der über Bulgarien in der *Süddeutschen Zeitung* erweisen sich Stereotype, die ja, wie Quasthoff (s. 40-45) überzeugend darlegt, durchaus positive Funktionen besitzen können, als destruktiv und möglicherweise sogar gefährlich, selbst wenn die Information an sich nicht unwahr ist.⁷

(Elena Todorova und Inga Welzel)

3.3 Rückbezüge auf das Eigene in der bulgarischen Presse

In der bulgarischen Presse begegnet man zahlreichen Nachrichten über Deutschland (und Österreich), die auch Bulgarien in irgendeiner Art und Weise betreffen. *Trud* verfügt über einen umfangreichen Sportteil, in dem vor allem Fußball und Fußballspieler thematisiert werden und die Namen Dimităr Berbatov und Krasi-mir Balăkov in nahezu jeder Ausgabe erscheinen. Schlagzeilen wie „Berbatov wieder Held für Bayer“ (Trud 18.03.2004: 19), „Balăkov – vielleicht der nächste Trainer vom 1. FC Stuttgart“ (Trud 13.03.2004: 34) machen deutlich, dass Bulgariens Sportler nicht nur im eigenen Land, sondern auch in Deutschland bekannt, berühmt und beliebt sind. Wie wichtig die nationale Selbstbestätigung in den bulgarischen Nachrichten und Reportagen über den deutschen Fußball ist, zeigt sich in dem Artikel über Georgi Donkov, der beim Regionalligisten Paderborn spielt (Trud 04.04.2004: 20), was für die bulgarischen Leser nicht wegen des deutschen Fußballs, sondern wegen des im Ausland erfolgreichen Landsmanns von Interesse ist. Berbatov, Balăkov und Donkov sind Mediatoren eines positiven nationalen „Wir-Gefühls“, welches Hampel (176), sich auf den diskursanalytischen Ansatz von van Dijk stützend, damit erklärt, dass das Grundwissen des Lesers sich als erstes in einer Unterteilung zwischen „Wir-Gruppe“ und „Sie-Gruppe“ konstituiert. Der Leser identifiziert sich mit den Sportlern seiner Nation, weil über Eigenschaften wie Sportsgeist, Kampfbereitschaft, Siegeswillen sein Selbstbewusstsein, Mitglied einer starken Gemeinschaft zu sein, geprägt wird (vgl. ebd.). Auch in den Nachrichten über andere Sportarten wie Tischtennis, Schach usw. gibt es, so sie einen Bezug zu Bulgarien aufweisen, solche, die zur Bestätigung der auf die „Wir-Gruppe“ projizierten Eigenschaften und zur Abgrenzung von den „Sie-Gruppen“ dienen.

Ein anderes dominantes Ressort in der bulgarischen Presse bilden die Wirtschaftsnachrichten. Hier sind es vor allem deutsche Investitionen, die ins Blickfeld

⁷ S. z. B. die kritische Studie von Knogler/Vincentz.

der Leser gerückt werden: „Deutschland: Interesse an Investitionen in Bulgarien“ (Kap 13.-19.03.2004: 3), „Der Handel zwischen Deutschland und Bulgarien beläuft sich auf zwei Milliarden Euro“ (Trud 10.03.2004: 8), „Eine neue Handelskette eröffnet Geschäfte in Bulgarien – 50 Millionen Euro Investitionen für Praktiker-Baumärkte“ (Trud 31.03.2004: 9), „Deutsche Firma pflanzt Erd- und Himbeeren in Bulgarien an“ (Trud 24.03.2004: 5). Solche Nachrichten dokumentieren ein reges Interesse beider Nationen an einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit, was, ebenso wie die Fußballnachrichten, das Selbstbild des bulgarischen Lesers positiv bestärkt. In beiden Fällen fungiert Deutschland nicht als Kontrast-, sondern als Vorbild, als Symbol für wirtschaftliche und zivilisatorische Werte, und damit als Garant für Qualität: „Von Siemens erwarten wir zwei neue Hochgeschwindigkeitszüge“ (Trud 20.03.2004: 8). Ein besonderer Fokus liegt auf der Automobilindustrie: „SLK – eine andere Klasse“ (Trud 17.04.2004: 28) oder „Kaiser Maybach“ (Kap 17.-23.04.2004: 28). Auf die Sehnsucht des bulgarischen Lesers, Bürger eines weltoffenen und international angesehenen Staates zu sein, zielen auch Schlagzeilen wie „Schwarzmeerküste – Hit für die Deutschen“ (Trud 01.04.2004: 28) oder „28 bulgarische Unternehmen nehmen an der Touristikmesse in Berlin teil“ (Kap 13.-19.03.2004: 4) aus der Rubrik Tourismus und „50 Deutsche studieren eine neue Fachrichtung an der Uni Plovdiv“ (Trud 24.03.2004: 5) oder „Stipendien für Ausbildung im Ausland“ (Kap 10.-16.04.2004: 4) aus der Rubrik „Forschung und Bildung“.

(Krassimira Schechova und Inga Welzel)

3.4 Kurioses Spiel mit den Klischees

Die Kuriosa – nach Wahrig (804) leitet sich der Begriff „kurios“ vom lateinischen „curiosus“ ab und lässt sich mit „merkwürdig“, „wunderlich“, „sonderbar“ umschreiben – finden sich vor allem in der Rubrik „Panorama“ in der *Süddeutschen Zeitung* und in der Rubrik „Sinja Lampa“ (Blaulicht) sowie „Planeta“ (Planet) im *Trud*. Für die Untersuchung von Länderbildern erweisen sie sich insofern als interessant, als sie nach dem Prinzip von Ethnowitzen funktionieren, die auf Klischeevorstellungen der jeweiligen Zielgruppe beruhen. Sie dienen vorwiegend als Mittel einerseits zur Darstellung des Eigenen als superior und des Fremden als inferior und andererseits zur Subversion angesichts der als störend, feindlich, bedrohlich oder wie auch immer negativ empfundenen Existenz des Fremden (s. Middeke/Murdzheva: 3). „Ethno-Kuriosa“ – mehr oder weniger sorgfältig recherchierte Anekdoten, in denen merkwürdig erscheinende Kleinstereignisse aus der jeweils anderen Kultur eingefangen werden – werfen nicht nur ein bestimmtes Licht auf die andere, sondern auch auf die eigene Kultur; denn was als merkwürdig, sonderbar, abnorm empfunden wird, markiert die Grenzen des Gewohnten und „Normalen“. Die Mitteilung etwa, dass „ein deutscher Kater wegen Übergewicht zur Diät in ein Sanatorium geschickt“ wird (Trud 04.04.2004: 28), erscheint dem bulgarischen Leser in Anbetracht der wirtschaftlichen Lage seines eigenen

Landes absurd und lächerlich und bestärkt das Bild vom saturierten Wohlstand in Deutschland, was Sehnsüchte weckt, aber auch sarkastisches Lachen hervorruft. Durchweg positiv angelegt hingegen ist die – das Klischee des „redlichen Deutschen“ bedienende – kuriose Mitteilung, dass „ein Dieb in Deutschland (...) seiner ehrlichen Frau zuliebe das gestohlene Geld an den rechtmäßigen Besitzer zurück [gab]“ (Trud 13.03.2004: 36), und durchweg negativ die das Klischee des „Deutschen als Ja-Sager“ aufrufende: „Gebt uns Bier und Würstchen und wir jubeln für jede Mannschaft‘ sagen deutsche Fußballfans“ (Trud 19.03.2004: 38). Erscheint an der Oberfläche das unschöne, aber harmlose Alltagsklischee des bierbäuchigen Wirtschaftswunder- und Wohlstandsdeutschen, verbirgt sich darunter die politische Implikation vom Deutschen als jubelndem Mitmacher, Mitläufer – aus der Zeit vor dem Wirtschaftswunder... Es zeigt sich, dass die Kuriosa ihre Wirkung im Spiel mit den Klischees, vor allem mit deren Ambivalenz, entfalten. Auch die „Warnung vor 100-Euro-Blüten“ (SZ 23.03.2004: 11) aus Bulgarien, die „eine so gute Qualität erreicht [hätten], dass es selbst von deutschen Geschäftsbanken nicht immer erkannt werde“, weisen diese Ambivalenz auf, die aus den Elementen „Kriminalität“ (negativ) und „Präzision“ (positiv) besteht.

Die Information hingegen, dass „anstatt eines fünfjährigen Ahorns (...) in Deutschland eine fünfhundertjährige Eiche gefällt [wurde]“ (Trud 19.03.2004: 5), dürfte, da sie das deutsche Umweltbewusstsein empfindlich trifft, eher für deutsche Leser frappierend sein. Vielen bulgarischen Lesern fehlt vermutlich der Schlüssel für die Pointe, da für sie, die in ihrer eigenen Umwelt tagtäglich mit praktisch spürbaren Problemen wie dem maroden Verkehrswesen und den infrastrukturellen Missständen insgesamt zu kämpfen haben, Ökologie nichts weiter als ein abstrakter Begriff ist. (Viele deutsche Bulgarienreisende jedoch kommen sich besonders witzig vor, wenn sie in unermüdlichem Eifer Geschichten über die schlechten Straßenzustände, die Schlaglöcher, die altersschwachen Busse und Fahrstühle, die sanierungsbedürftigen Toiletten usw. kolportieren...)

Etwas überspitzt formuliert, treffen in den Kuriosa der talentierte Geldfälscher (wahrscheinlich ist er obendrein ein brutaler Autoschieber und Menschenhändler) aus dem wirtschaftlich unterentwickelten Bulgarien und der tugendhafte, bierbäuchige Fußballfan aus dem überzivilisierten Deutschland zusammen.
(Leona Zaitzeva und Inga Welzel)

3.5 Zusammenfassung

Bei der Berichterstattung über das jeweils andere Land weisen sowohl die deutschen als auch die bulgarischen Zeitungen deutliche Stereotypisierungstendenzen auf. Die Wissenslöcher des Lesers werden mit Daten und Fakten, aber auch mit „mental Bildern“ gestopft. Dabei ist eine gewisse Oberflächlichkeit und Fokussierung auf Themen des öffentlichen Interesses zu entdecken, die aus einer – den Wunsch nach Selbstbestätigung, eigener Wichtigkeit und Größe befriedigenden – einseitigen Wahrnehmung und Betrachtung des Anderen rührt. In den bulgari-

schen Deutschlandnachrichten sind ausgeprägte Rückbezüge auf die eigene Kultur vorhanden, was auf ein Gefühl der Inferiorität und den Wunsch nach Selbstverortung in internationalen Kontexten schließen lässt. Die deutschen Bulgariennachrichten wiederum zielen (latent) auf die Darstellung der eigenen Superiorität, aber auch auf die der „Gefährdung“ all dieser wirtschaftlichen, sozialen, zivilisatorischen Errungenschaften durch andere Menschen und Kulturen, z. B. durch die Bulgaren.

Um dennoch einen positiven Ausblick zu eröffnen, möchten wir unseren Vortrag mit den Worten der Jenaer Kulturwissenschaftlerin Gabriella Schubert (39 f.) abschließen, welche wir als Plädoyer für kulturellen Reichtum in Zeiten der Globalisierung verstehen:

Die in Europa lebenden Ethnien benötigen Kenntnisse, Informationen und Wissen über sich selbst, über die eigene Umgebung und über die ‚Anderen‘, um für einen konfliktreichen Dialog mit den Anderen, bei Anerkennung ihres kulturellen Erbes und ihrer kulturellen Identitäten, vorbereitet zu sein.

(Krassimira Schechova, Elena Todorova, Leona Zaitzeva und Inga Welzel)

Literatur

- Hampel, Martin (2004): Heroes and Huns – Konstruktion nationaler Identität in der Sportberichterstattung. In: Greschonig, Steffen/Sing, Christine S. (Hg.): Ideologien zwischen Lüge und Wahrheitsanspruch. Wiesbaden, 173-191.
- Hoffmann, Tina (2002): „Ein Bild ist da, wo die Wirklichkeit ein Loch hat.“ Deutschlandbilder in Europa – ein Erklärungsansatz anhand der Stereotypenforschung. In: Dimova, Ana/Boitscheva, Snejana: Beiträge zur Germanistik und zu Deutsch als Fremdsprache. Schumen, 144-151.
- Jansen, Eva (1994): Die Tageszeitung im Deutschunterricht. In: Brand, Eva/Brand, Peter/Schulze, Volker (Hg.): Medienkundliches Handbuch. Die Zeitung im Unterricht. 4. Aufl. Aachen-Hahn, 263-279.
- Klinovskaja, Anna A./Trubčeninova Anna A. (2004): Die politik- und sportbezogene massenmediale Kommunikation im Kontext der Massenkultur: Didaktische Ansätze. In: Vollstedt, Marina (Hg.): Das Wort. Germanistisches Jahrbuch GUS. Moskau, 313-326.
- Knogler, Michael/Vincentz, Volkhart (2004): Die nächste Runde der EU-Erweiterung: Balkanländer und ökonomische Beitrittskriterien. In: Südosteuropa-Mitteilungen, H. 2-3, 6-27.
- Middeke, Annegret/Murdzheva, Stanka (2004): Nationen- und Ethnowitze im interkulturellen DaF-Unterricht: Zur funktionalen Ambivalenz von Stereotypen. Unveröffentlichtes Manuskript. 17 Seiten.

- Ortner, Hanspeter (2002): Schreiben für Fortgeschrittene – vom kreativen zum wissenschaftlichen Schreiben. In: Portmann-Tselikas, Paul R./Schmölzer-Eibingen, Sabine (Hg.): Textkompetenz. Neue Perspektiven für das Lernen und Lehren. Innsbruck/Wien/München/Bozen, 233-246.
- Perlmann-Balme, Michaela/Schwab, Susanne (2001): em Hauptkurs. Kursbuch (= KB). Ismaning.
- Quasthoff, Uta M. (1998): Ethnozentrische Verarbeitung von Informationen: Zur Ambivalenz der Funktionen von Stereotypen in der interkulturellen Kommunikation. In: Matusche, Petra: Wie verstehen wir Fremdes? Aspekte zur Klärung von Verstehensprozessen. München, 37-62.
- Rück, Judit/Spaniel, Dorothea (2003): Deutsch-ungarische Stereotypen. Versuch einer Annäherung im Rahmen von europäischen Mobilitätsprogrammen. In: Orosz, Magdolna/Herzog, Andreas (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest, 351-359.
- Schubert, Gabriella (2005): Südosteuropäische Identität in einem sich wandelnden Europa. In: Südosteuropa-Mitteilungen, H. 2, 30-40.
- Schulze, Volker (1995): Medienkundliches Handbuch. Die Zeitung. 4. Aufl. Aachen-Hahn.
- Spasov, Orlin (2004): The „Serious“ Press, the Tabloid Context, and Qualities of the Public Sphere. In: Spasov, Orlin (ed.): Quality Press in Southeast Europe. Southeast European Media Centre (SOEMZ). Sofia, 50-73.
- Spaniel, Dorothea (2002): Methoden zur Erfassung von Deutschland-Images. Ein Beitrag zur Stereotypenforschung. In: Info DaF, H. 4, 356-369.
- Steffens, Manfred (1969): Das Geschäft mit der Nachricht. Agenturen, Redaktionen, Journalisten. Hamburg.
- Wahrig, Gerhard (1986): Deutsches Wörterbuch. 2. Aufl. München.
- Zeuner, Ulrich (1998): E-Mail-Projekt „Interkulturelle Bewusstheit“. Kursbuch. In: <http://www.tu-dresden.de/sulifg/daf/mailproj/inhalt.htm>. (Stand: 01.08.2005)
- Zlatanov, Blagovest (2004): Massenmedien oder Kulturpresse. Ihre Stellungnahmen und Ansprüche in der postkommunistischen bulgarischen Demokratie. 12 Seiten. In: <http://www.goethe.de/ms/buk/archiv/material/Chisinau/BlagoVest%20Zlatanov%20ChisinauVortrag-1.doc>. (Stand: 01.08.2005)

Dokumentation: Das Roma-Ausbildungszentrum in Rakovski

Pavlina Fitcheva (Plovdiv)

„Mein Enkel geht in die vierte Klasse, kann aber nicht einmal das Alphabet von A bis Z. Vormittags ist er in der Schule. Um zwölf ist die Schule aus; bis zum Abend spielt er irgendwo draußen Fußball. Zu Hause hilft ihm niemand und so macht er auch die Hausaufgaben für den nächsten Tag nicht. Im Zeugnis stehen lauter Zweien¹, eine Sechs hat er nur in Sport, Malen und Handarbeit.“ Was für ein Schüler ist denn das?!



Das ist nur eine von vielen Geschichten der Roma-Kinder in Rakovski, einer kleinen Stadt unweit von Plovdiv mit vorwiegend katholischer Bevölkerung und einem hohen Anteil an Roma (25000 Einwohner, davon 4000 Roma). Die Haupt-

¹Die Notenskala in Bulgarien reicht von 6 (ausgezeichnet) bis 2 (ungenügend).

gründe für die schlechten Leistungen der Roma-Kinder in der Schule sind die Armut, kulturelle Besonderheiten, Desinteresse am Lernen sowie eine gewisse Desintegration und Diskriminierung. Auch die Motivation der Eltern, denen es oft lieber ist, wenn die Kinder arbeiten (zum Teil ist „arbeiten“ mit „klauen“ identisch), als dass sie zur Schule gehen, ist ein wichtiger Faktor: „Wenn mein Sohn Altpapier oder Schrott sammelt, bekommen wir dafür Geld. Was bringt uns dagegen die Schule?“

Diese Situation war ausschlaggebend für den CVJM Plovdiv, den Roma-Kindern zu helfen zu versuchen. Ende 2002 wurde mit finanzieller Unterstützung von YCare International das „Roma-Ausbildungszentrum“ in Rakovski eröffnet. Das Projekt kam auf Initiative vom CVJM Plovdiv in Kooperation mit dem Roma-Verein „Roma-Zukunft“ zustande. Informationen über das Roma-Zentrum – allerdings nur auf Bulgarisch – finden sich im Internet unter <http://www.ymca-plovdiv.hit.bg> sowie <http://www.rromano-avipe.hit.bg>.² Die Ziele des Vereins sind folgende:

- Reintegration von Kindern, die seit über einem Jahr die Schule nicht mehr besuchen: Nach der Schulung müssen sie Prüfungen ablegen, um weiter lernen zu können. Außerdem wird ihre An- bzw. Abwesenheit in einem Spezialheft notiert;
- Betreuung von Kindern, die zwar die Schule besuchen, jedoch Lernschwierigkeiten haben;
- Individuelle Arbeit mit den Eltern und Motivierung der Kinder, nach der achten Klasse weiter zu lernen.

Das Erlernen der bulgarischen Sprache ist für die Roma-Kinder der Schlüssel zur Integration in die Gesellschaft. Anders haben sie keine Chance, Arbeit zu finden, so dass der Weg in die Kriminalität oft vorprogrammiert ist.

Die Kinder werden in folgende Gruppen eingeteilt:

- Bulgarischunterricht – Lesen und Schreiben,
- Vorbereitungsklasse vor der ersten Klasse,
- Hilfe bei der Vorbereitung der Hausaufgaben,
- EDV-Unterricht,
- Fußball,
- Malen,
- Jazz-Ballett,
- Bulgarische Volkstänze,
- Musik und Singen,
- Kindergarten,

² Die Adresse des Zentrums: YMCA Plovdiv; Kontaktperson: Asen Fichev. Tsar Asen Str. 19. BG-4004 Plovdiv. Tel./Fax: 032/620306. E-mail: ymca_plv@langame.net oder: Verein „Roma-Zukunft“. Kontaktperson: Georgi Markov. Shipka Str. 8. BG-4150 Rakovski. Tel. 03151/2163. E-mail: the_gipsys_future@yahoo.com oder E-mail: djoro_markov@mail.bg.

- Religionslehre.

In den Pausen wird ein kleiner Imbiss angeboten. Außerdem wurden bisher zwei Camps organisiert: ein fünftägiges Sportcamp für 40 und ein siebentägiges Ausbildungscamp für 47 Kinder.

Wie bereits erwähnt, zielt ein Teil der Arbeit auf ein besseres Verständnis der Eltern für die Vorteile der Schulausbildung ab. Darüber hinaus besuchen die MitarbeiterInnen regelmäßig jene Roma-Familien, deren Kinder noch nicht in der Schule, sondern nach wie vor auf der Straße sind.

Die Fakten in Zahlen: In der Periode September 2002 bis Juni 2003 besuchten 103 Straßenkinder das Roma-Zentrum. 68 von ihnen gingen zurück in die Schule. Um die Zöglinge kümmerten sich damals elf LehrerInnen und sechzehn MitarbeiterInnen. In der Periode Juni 2003 bis Dezember 2003 nahmen insgesamt 110 Straßenkinder am Roma-Ausbildungsprojekt teil. 103 von ihnen trafen die wichtige Entscheidung, die Schule wieder zu besuchen. 13 LehrerInnen und 19 MitarbeiterInnen arbeiten mit offenen Herzen für die Weiterentwicklung der Kinder. Die Zahl und die Namen der Straßenkinder, die dank dem Roma-Ausbildungszentrum die Schule wieder besuchen, sind bei den Direktoren der drei Schulen in Rakovski zu finden.

Doch beschönigen will ich nichts. Das Zusammenleben mit den Zigeunern gestaltet sich mitunter problematisch. Unterschiedliche Erziehung, Lebensweise und Kultur und ein damit einhergehendes gänzlich anderes Wertesystem führen im Alltag zu Spannung, Argwohn, sogar zu Hass, was an den folgenden zwei Beispielen veranschaulicht werden soll: Seit einigen Jahren sind die Geschäfte aus der Kette „Alles für einen Lev“, in denen man tatsächlich alles Mögliche zu genau diesem Preis kaufen kann, sehr beliebt. Da diese Geschäfte immer voll von Kunden sind, gibt es in jedem eigens angestelltes Personal, das streng aufpasst, ob jemand stiehlt. Betreten Zigeuner das Geschäft, werden die „Wächter“ besonders aufmerksam und heften sich sogleich an die Fersen des „Feindes“. Steigen Zigeuner in einen Bus ein, so halten instinktiv die anderen Fahrgäste – quasi als Präventivmaßnahme gegen eventuelle (um nicht zu sagen: logisch erwartete) Taschendiebstähle – ihre Taschen fester.

Auch Ethnonyme³ in zahlreichen bulgarischen Phraseologismen sind geradezu charakteristisch für die Einstellung der Gesellschaft zu den Zigeunern: „Zigeunersommer“⁴ steht für die letzten schönen und warmen Tage im Spätherbst, welche die armen Zigeuner genießen, weil man noch keine Heizung braucht (s. Ničeva/Spasova-Michajlova/Čolakova 1975: 498). „Nackt wie ein Zigeuner“ bedeutet so viel wie „arm wie eine Kirchenmaus“ (s. Paraschkevov/Gutschmidt/Petkov: 1107), und die Formulierung „jemand lügt wie ein bärtiger (oder auch alter) Zigeuner“ (s. Ničeva/Spasova-Michajlova/Čolakova 1974: 478) bedarf wohl keiner

³ Zur Semantik der Ethnonyme im Deutschen und Bulgarischen s. Dimitrova/Taneva.

⁴ „Zigeunersommer“ entspricht dem deutschen „Altweibersommer“, jedoch wecken der deutsche und der bulgarische Ausdruck ganz unterschiedliche Assoziationen.

Erklärung. Die ironische Redewendung „Gute Sache, aber auf Zigeunerart!“, die so viel bedeutet wie „Gut gemacht, aber nicht gut genug!“, und das Ethno-Toponym „Zigeunerviertel“ für eine vernachlässigte, schmutzige und unsichere Wohngegend stehen zwar in keinem Wörterbuch, zirkulieren aber in der bulgarischen Umgangssprache.⁵

Fast in jedem Dorf und jeder Stadt in Bulgarien gibt es ein so genanntes „Zigeunerviertel“, das sich überall krass von den anderen Wohnvierteln unterscheidet. In diesem Sinne stellt jenes in Rakovski keine Ausnahme dar. Dort gibt es kein fließendes Wasser, eine Toilette draußen zu haben, ist Luxus; wer keine hat, benutzt die der Nachbarn. In einem Zimmer schlafen fünf bis zehn Personen direkt auf dem Fußboden. Als Problem erweisen sich auch die fehlenden Hygienegewohnheiten der Roma. Viele Kinder leiden an Hepatitis, Tuberkulose und an sämtlichen Krankheiten der Unterernährung. Trotzdem steigt die Geburtenrate, wie die offizielle Statistik der Bevölkerung Bulgariens⁶ (Angaben laut *Trud* 28.11.2002: 1) zeigt:

| | 2001 | 1992 |
|------------|---------|---------|
| Bulgaren | 6655210 | 7271185 |
| Türken | 746664 | 800052 |
| Zigeuner | 370908 | 313396 |
| Russen | 15595 | 17139 |
| Armenier | 10832 | 13677 |
| Mazedonier | 5071 | 10803 |
| Griechen | 3408 | 4930 |
| Ukrainer | 2489 | 1864 |
| Juden | 1363 | 3461 |

Den hohen Roma-Anteil in der bulgarischen Bevölkerung bezeichnen viele Bulgaren, ohne sich der menschenverachtenden Konnotation auch nur im Ansatz bewusst zu sein, als „Plage“. „Die Zigeuner sind die einzige Ethnie bei uns, deren Vertreter sich in den letzten neun Jahren vermehrt haben“,⁷ schreibt etwa die

⁵ Für die Hinweise danke ich Dr. Canna Dimitrova.

⁶ Die Angaben sind von der offiziellen Volkszählung in Bulgarien, die im März 2001 durchgeführt wurde. Am 27.11.2002 wurden die Zahlen vom Nationalen Statistischen Institut bekannt gegeben und am nächsten Tag in der Zeitung *Trud* veröffentlicht.

⁷ Übersetzung von mir, P. F.

Zeitung *Trud* (Metanov: 9), und weiter: „Wir haben schon eine Zigeunerstadt“⁸ (ebd.).

Roma werden aggressiv, wenn sie sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, und neigen dann zu Streit und Prügeleien. Das Gefühl, ernst genommen zu werden und ein offenes Ohr für ihre Probleme zu finden, hingegen fördert die positive Energie. Die Teilnehmer am Roma-Ausbildungsprojekt haben z. B. die Wände des Zentrums mit Märchenhelden (der gestiefelte Kater, Rotkäppchen) und typischen Motiven aus dem Alltag der Zigeuner (s. Foto) selbst bemalt.



Mit strahlenden Gesichtern sagten sie: „Es ist uns sehr gut gelungen! Jetzt kann niemand mehr sagen: ‚Gute Sache, aber auf Zigeunerart!‘“ Schritt für Schritt entdecken sie so ihren eigenen Wert und ihre Fähigkeit, schöpferische Dinge zustande zu bringen, anstatt sich zu verprügeln. Die Kinder singen Lieder und tanzen mit viel Gefühl. Sie benehmen sich natürlich und freundlich, sind sehr offen und ehrlich, haben

sie doch die Fähigkeit, sich über die kleinsten Dinge freuen zu können, nicht verloren.

Das Zentrum des CVJM orientiert sich an Jesus Christus' „Gleichnis vom barmherzigen Samariter“, in dem ein Mann von Räubern erschlagen wird und die Menschen seiner Gemeinschaft, von denen Hilfe zu erwarten wäre, ihn achtlos am Boden liegen lassen, wohingegen ein Fremder anhält und den Elenden versorgt (vgl. Lukas, 10, 30-37). Im Prozess der Globalisierung und des zusammenwachsenden Europas sind das Interesse für andere ethnische Gruppierungen, Toleranz und gegenseitiger Respekt besonders wichtig. Zu den unabdingbaren Aufgaben jedes Einzelnen gehören deshalb die Reflexion und Revision von tradierten Wahrnehmungsmustern und Alteritätskonstruktionen.

Roma sollen weder verherrlicht noch verteufelt werden. Jeder Mensch besitzt den gleichen Wert, „kein Mensch ist illegal“,⁹ ob er nun Bulgare, Roma, Deutscher oder Österreicher ist. Deshalb müssen wir nach Lösungen (auch auf staatlicher Ebene) für das Zusammenleben suchen, danach trachten, sowohl die Mauer der Vorurteile als auch die Abgründe von Fremdenhass zu überwinden. Die Arbeit mit Anderen und für Andere schenkt viel mehr Erfüllung und Freude als das

⁸ Übersetzung von mir, P. F.

⁹ Das ist der Slogan des Netzwerks gegen Abschiebung und Ausgrenzung (s. <http://www.contrast.org/borders/kein/>). (Stand: 10.08.2005)

Streben nach eigenen Vorteilen. Wo gegenseitiges Verständnis wachsen kann, entsteht auch Vertrauen. Das habe ich selbst erlebt! Weil wir nicht gleichartig, aber gleichwertig sind.

Literatur

- Dimitrova, Canna/Taneva, Ivanka (2002): Bildungen mit Ethnolexemen – eine kontrastive Untersuchung Deutsch-Bulgarisch. In: Пловдивски университет „Паисий Хилендарски“. Научни трудове – Филология. Т. 40, кн. 1, 335-338.
- Метанов, Светослав (2002): Вече си имаме цигански град. В: Труд (28.11.), 9.
- Ничева Кети/Спасова-Михайлова, Сийка/Чолакова, Кристилина (1974): Фразеологичен речник на българския език. Том 1. София.
- Ничева Кети/Спасова-Михайлова, Сийка/Чолакова, Кристилина (1975): Фразеологичен речник на българския език. Том 2. София.
- Paraschkevov, Boris/Gutschmidt, Karl/Petkov, Pavel (2003): Bulgarisch-Deutsches Wörterbuch. Sofia.

Autorenverzeichnis

Snejana Boitcheva (boitcheva@yahoo.com)

studierte Germanistik an der Universität Sofia, promovierte im Fach Neuere Deutschsprachige Literatur (*Sprachräume des Schweigens. Zur Philosophie des Wittgensteinschen Unsagbaren in den Prosatexten von Thomas Bernhard*). Sie ist als Dozentin für Germanistische Literaturwissenschaft am Institut für Germanistik der Universität Schumen tätig und steht zurzeit kurz vor dem Abschluss ihrer Habilitation (*Zum Bulgarienbild in Literaturtexten deutschsprachiger Gegenwartsautoren*).

Pavlina Fitcheva (ymca_plv@langame.net)

studiert an der Universität Plovdiv Deutsche und Bulgarische/Russische Philologie. Sie ist als ehrenamtliche Helferin im Roma-Ausbildungszentrum in Rakovski tätig.

Roger Fornoff (fornoff@gmx.net)

studierte Germanistik (Schwerpunkt Literaturwissenschaft) und Politikwissenschaft an der Universität Hannover, promovierte mit einer ästhetiktheoretischen Arbeit zum Thema *Die Sehnsucht nach dem Gesamtkunstwerk: Studien zu einer ästhetischen Konzeption der Moderne* und ist zurzeit als DAAD-Lektor am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Universität Sofia tätig.

Thomas Frahm (tfrahm@abv.bg)

ist Autor und Journalist für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften mit den Schwerpunkten Verlagswesen und bulgarische Literatur. Er lebt in Duisburg und Sofia.

Anja Centeno García (anja.garcia@web.de)

studierte Deutsch als Fremdsprache und Kulturwissenschaften an der TU Dresden und arbeitet zurzeit freiberuflich im Bereich Deutsch als Fremdsprache.

Darina Genadieva (darina_g@techno-link.com)

studierte Germanistik mit einer Fachausbildung „Dolmetschen/Übersetzen“ an der Universität Sofia. Nach dem Magisterabschluss absolvierte sie ein Aufbaustudium in Business-Management an der Wirtschaftsuniversität Varna, wo sie seitdem als Dozentin für Fachdeutsch tätig ist.

Gergana Georgieva (ggerry@abv.bg)

studierte Germanistik an der Universität Schumen.

Peter Gstettner (peter.gstettner@uni-klu.ac.at)

studierte nach einer Ausbildung als Volksschullehrer Psychologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck, wo er nach der Promotion Assistent an den Instituten für Erziehungswissenschaft und Psychologie wurde; nach der Habilitation an der Universität Marburg wurde er als ordentlicher Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an die Universität Klagenfurt berufen. Seit 1996 ist er dort am neu gegründeten Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung, Abteilung für Interkulturelle Bildung, tätig.

Joachim Hanke (hankejo@hotmail.com)

absolvierte das Europastudium an der RWTH Aachen, ist seitdem als Fremdsprachensekretär einer international operierenden Süßwarenfirma in Stolberg/Rheinland tätig und beschäftigt sich weiterhin mit interkultureller Beratung.

Marie-Christin Lercher (marie.lercher@gmail.com)

studierte Deutsche Philologie und Medienkommunikation an der Universität Klagenfurt. Von 2001 bis 2003 war sie als Österreichlektorin am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Universität Plovdiv tätig. Zurzeit unterrichtet sie als Sprachassistentin in der Academie de la Réunion/Frankreich Deutsch im Sekundarbereich.

Thomas Magosch (zmag@gmx.de)

ist freischaffender Journalist und lebt in Leipzig und Schumen.

Robert Menasse (tigertriste@menasse.at)

studierte Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaften an den Universitäten Wien, Salzburg und Messina und promovierte mit einer Arbeit über den *Typus des Außenseiters im Literaturbetrieb*. Von 1981 bis 1988 lehrte er – zunächst als Lektor für österreichische Literatur, dann als Gastdozent am Institut für Literaturtheorie – an der Universität São Paulo. Seit seiner Rückkehr aus Brasilien lebt Menasse als freischaffender Schriftsteller hauptsächlich in Wien.

Annegret Middeke (middeke.annegret@t-online.de)

studierte Slavische, Deutsche und Romanische Philologien an der Universität Göttingen. Sie war von 1999 bis 2004 als DAAD-Lektorin an der Universität Plovdiv tätig und ist seit ihrer Rückkehr nach Deutschland wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Interkulturelle Germanistik der Universität Göttingen, Geschäftsführerin des FaDaF und Lehrbeauftragte für Interkulturelle Literaturwissenschaft am Lehrbereich für Deutsch als Fremdsprache/Transkulturelle Germanistik der TU Dresden. Zurzeit beendet sie eine bulgaristische Dissertation über die *Rollenkonflikte im Kreis „Misäl“ (Gedanke)*.

Radoslava Minkova (radi@cybcom.net)

studierte Bulgarisch und Deutsch an der Universität Veliko Tärново und an der Universität Leipzig, wo sie anschließend auch ihre Promotion (*Zur Problematik des Fremdseins in Thomas Bernhards und Christoph Heins Erzählwerken. Eine vergleichende Untersuchung*) abschloss. Zurzeit unterrichtet sie deutsche Literatur am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Universität Plovdiv.

Zwetelina Pantscheva (zvezi@yahoo.de)

studierte an der Universität Plovdiv Deutsche und Bulgarische Philologie, ist zurzeit als Deutschlehrerin an einer Privatschule in Sofia und als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt über bulgarisch-polnisch-deutsche literarische Wechselbeziehungen an der Universität Plovdiv tätig.

Krassimira Schechova

studiert Deutsche und Russische Philologie an der Universität Plovdiv.

Dorothea Spaniel-Weise (dorothea.spaniel@gmx.net)

studierte Kommunikationswissenschaft, Germanistik (Deutsch als Fremdsprache) und Romanistik an der TU Dresden, war von 2001 bis 2005 wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrbereich Deutsch als Fremdsprache/Transkulturelle Germanistik der TU Dresden und ist zurzeit als DAAD-Lektorin an der Universität Salamanca tätig.

Ivanka Taneva (itaneva@hotmail.com)

studierte Germanistik an der Universität Leipzig, wo sie zurzeit im Bereich der Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache promoviert. Sie unterrichtet Deutsch am Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Universität Plovdiv.

Elena Todorova (loska_bg@hotmail.com)

studiert Deutsche und Bulgarische Philologie an der Universität Plovdiv.

Ursula Walther (walther_ursula@hotmail.com)

studiert Slavistik und Deutsch als Fremdsprache an der TU Dresden.

Inga Welzel (inga.welzel@gmx.de)

studiert Romanische Philologie und Deutsch als Fremdsprache an der TU Dresden.

Leona Zaitzeva (lzaiceva@abv.bg)

studiert Deutsche und Bulgarische Philologie an der Universität Plovdiv.